

Baronin Koskull

DAMALS IN RUSSLAND

Baronin
Koskull
in
Ru
ssland

19

Damals in Rußland

Damals in Rußland

von

Marie Luise Baronin v. Roskull

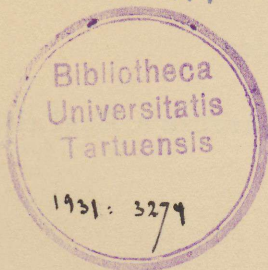
4A

52979.



Verlegt bei Koehler & Amelang, Leipzig

Est, A



31330

Copyright 1931 by Koehler & Amelang, G. m. b. H., Leipzig
Druck der Offizin Haag-Drugulin AG. in Leipzig
Printed in Germany

Für Harry

Vergangene Geschehnisse sollten wir nicht vergessen. Sind es schöne Erinnerungen, dann werden sie uns froh machen. Und sind es trübe Erinnerungen, dann werden sie uns dankbar machen, weil es jetzt heller um uns ist.

An meine Freunde!

Jemand fragte mich neulich nach meinen Gründen für die Veröffentlichung dieses Kriegstagebuchs.

Ihr werdet sie kennen.

Sei es nun, daß Ihr mich gekannt habt, als ich noch Kind war in „Wahlenburg“ und mein ganzes Kinderherz jenen uralten Mauern gehörte; sei es, daß Ihr jene Kriegsjahre zusammen mit mir durchlebtet oder erst später in mein Leben tratet.

Ihr seid immer und überall um mich gewesen. In allen Erdteilen und zu allen Zeiten. Euch danke ich Hilfe, Ermutigung, und unendlich viel Freude.

Vielleicht findet Ihr Euch in den nachfolgenden Seiten, vielleicht werdet Ihr nur an Gewesenes erinnert. Die Jahre, die seither vergangen sind, haben vieles geglättet, vieles, das hart zu erleben war, aber das Schöne ist geblieben.

Es soll nicht vergessen werden.

Und noch eins:

Zurückblickend auf die letzten Jahre, erkenne ich jetzt deutlich die Notwendigkeit vieler Geschehnisse, den logischen Zusammenhang unserer einzelnen Lebensphasen. Wir werden getrieben von den Schicksalswellen, aber nicht willenlos getrieben.

Ich glaube, es ist so:

Unser Lebensboot muß mit der Strömung fahren. Es steht nicht in unserer Macht, uns gegen den Strom zu stemmen. Wohl aber können wir das Tempo unserer Fahrt beschleunigen, indem wir rudern. Wir können vor allem steuern und dadurch manche Untiefe und Klippe vermeiden, manchen Strudel umgehen.

Wir haben die Möglichkeit zu beurteilen, ob unser Boot stark genug ist, um in breitere Ströme einzubiegen oder sogar aufs offene Meer hinauszufahren.

Es ist wichtig, daß man die richtige Wasserstraße findet, die für einen selbst richtige. Und da hilft es, wenn man sich die bisher zurückgelegte Strecke und die überstandenen Reiseabenteuer ins Gedächtnis zurückruft.

Ja, es ist so: Die Lebenswellen tragen uns, aber wir können steuern!

Paris, Juli 1931.

M.L.R.

Eine Tür hat sich geschlossen...

Altenhof, Kurland, 19. Juli (alten Stils) 1914.

Zwischen gestern und heute ist etwas geschehen...

Eine Tür hat sich geschlossen. Man ist auf einmal in einem fremden Raum. Noch kann man zurückblicken, denn die Tür hat oben ein kleines Fenster. Aber einen Schlüssel gibt es nicht. Man kann nicht zurück. —

Gestern, — gestern abend erst war das lustige Essen bei den Verwandten in Lodangen. Es gab Rehbraten und Burgunder, und dazu wurde so nebenher die Möglichkeit eines Krieges erörtert. Niemand glaubte ernstlich daran. Die Stimmung war ausgezeichnet. Nachher tanzten wir. Da war noch ein sehr netter reichsdeutscher Vetter, der Oberleutnant in einem Potsdamer Regiment ist.

Es war ziemlich spät, als man aufbrach. Ich entschierte die beiden Schimmel allein nach Hause. Harry war schon am Nachmittag nach Libau gefahren und sollte zwei Tage fortbleiben.

Die Fahrt durch die nächtliche Kühle war wundervoll. Ich hatte lauter lustige Gedanken, die ein wenig ungeordnet durcheinander purzelten. Nur einmal kam es wie ein kaltes Erschrecken:

— Wenn es wirklich Krieg geben sollte . . . Und Harry Reserveoffizier! — Doch das war gleich vorüber. Ich glaubte nicht daran.

Und dann plötzlich in der Nacht: Ich wachte auf von einem Lichtschein. Harry stand vor meinem Bett mit einer Kerze.

„Mobilisationsbefehl, morgen muß ich fort.“

Zuerst war es noch wie beim Träumen, verschwommen, verwischte Konturen. Ich konnte nicht begreifen, daß Harry auf einmal wieder da war. Dann begannen die Gedanken zu arbeiten. Ich wurde ganz wach mit einer eisigen, deutlichen Wachheit.

Also Krieg! — Und nicht irgendwo weit fort, — nein, — ein Krieg, der uns angeht, unser Krieg!

Wir sprachen bis Sonnenaufgang. Dann wurde gepackt. Zwischendurch gingen wir einmal ins Kinderzimmer. Der kleine Sandro schlief noch fest in seinem Bitterbettchen. Das eine Händchen hatte er durch die Holzstäbe gesteckt und hielt die Pfote des rotgoldenen Collie fest, der unerlaubterweise nebenan auf Fräuleins Bett lag. Harry küßte den Kleinen sehr behutsam, ohne ihn zu wecken. Dann gingen wir wieder an unsere Koffer.

Um sieben Uhr kam ein Wagen durch die Allee gefahren und hielt vor unserem Haus. Der reichsdeutsche Vetter, der „Feind“. Wie absurd! Kurzer Abschied, und er fuhr weiter. Wollte noch versuchen, über die Grenze und zu seinem Regiment zu kommen.

So lang war dieser Tag, und doch ist's erst Mittag. Die letzte Mghlzeit zu Hause! Dann fahren wir los. Zunächst nach Windau, wo Harry das Weitere vom Kreismilitärchef erfahren wird.

Unsere Zimmer erscheinen mir auf einmal ganz fremd.

Sie haben so stille, verschlossene Gesichter. Man hat alles fortgenommen, was zu ihnen gehörte. Jetzt stehen nur noch die strengen Möbel da. Die Tische sind leer, auf denen immer so viel umherlag, und an den Wänden hängen keine Bilder mehr.

Sandro soll morgen mit Fräulein zu Eoy nach Toden und dort bleiben bis alles vorüber ist. Es kann doch nicht lange dauern. Jeder sagt das, — ein Krieg in unserem Zeitalter!

Was ist das überhaupt, Krieg? Ich habe Vorstellungen davon wie Kinder sie haben: Marschierende Truppen, wehende Fahnen, Musik, — dann Schlachtfelder, wie auf den Bildern von Wereschagin, Kanonendonner, Verwundete. Und Harry ist mitten darin. Und ich etwas weiter abseits als Schwester des Roten Kreuzes.

Das ist alles morgen.

Und gestern? — Das liebe altväterliche, verträumte Kurland. Landleben mit Nachbarbesuchen, Jagden, Picknicks und Ritten. Im Winter Schlittensfahrten durch den schneebelasteten Nadelwald, Ballsaison in Mitau und Riga. So hatte man es von Kleinauf gekannt und geliebt. Und so war es geblieben, unverändert. Aber das war gestern.

Und heute ist nichts. Die eine Tür ist zugeschlagen, und die andere hat sich noch nicht geöffnet.

Windau, 20. Juli 1914.

Gestern abend kamen wir hier an. Die ganze fünfstündige Wagenfahrt über habe ich nur hinausgestarrt. Es war ein ununterbrochenes Leberwohlsagen — dem Wald, und der staubigen Landstraße, und den grasbewachsenen Gräben. Überhaupt nimmt man jetzt dauernd

Abschied von Menschen und Dingen. Und dabei ist es doch sicher gar nicht auf lange.

Wir aßen im Adelsklub. Er war voll von Bekannten. Auch viele russische Beamte waren da und Offiziere. Immer nur über das eine Thema wird gesprochen: Krieg! Noch zweifeln einige. Immerhin, bisher ist doch nur der Mobilisationsbefehl ergangen. Es kann noch alles wieder in Ordnung kommen. Die Stimmung ist nervös-erregt. Es wird viel gelacht und getrunken.

Auf einmal erhebt sich der Kreischef. Er entfaltet ein Papier. Es wird ganz still im Saal. Nun beginnt er vorzulesen. Undeutlich. An unserm Tisch versteht man nur einzelne Worte.

— „Die Serbien angetane Schmach . . . Rußland mußte eingreifen . . .“

Dann fällt auf einmal der Name des Kaisers. Alle im Saal erheben sich. Viel Lärm. Stühle werden zurückgeschoben. Die russische Nationalhymne wird angestimmt. Zögernd erst, dann sammeln sich die Stimmen. Der Raum ist ganz angefüllt von ihnen.

Dreimal wurde die Hymne gesungen. Nun wußte ich: Krieg! Und ich wußte noch etwas anderes: Rußland! Ich fühlte es sehr intensiv. Es schmerzte fast. Rußland, — groß — mächtig, — so wenig gekannt, — so sehr geliebt. Stets war es um einen wie etwas Selbstverständliches gewesen. Man brauchte nicht darüber nachzudenken. Aber jetzt war es anders. Es stand auf einmal vor einem. Ganz dicht. Ueberragend. Es hielt einen fest. Man gehörte dazu. Auch wir, die wir Deutsch sprachen. — Dies war u n s e r Rußland, — u n s e r Krieg!

Heute früh gingen wir zum Hafen. Wir sahen zu wie mehrere Schiffe versenkt wurden. Der Hafeneingang soll blockiert werden. Auch mein alter „Triton“

wird versenkt, das „Butterschiff“, mit dem ich so häufig die Strecke Windau—Stettin gefahren bin. Man sagte, daß der Kapitän sich weigere, herunterzukommen. Ich kann ihn verstehen. Er war verliebt in seinen alten Kasten. Schließlich gehen einige Beamte der Hafenspolizei aufs Schiff. Sie bringen den Kapitän mit zurück. Er ist blaß und finster und blickt zu Boden. In der Hand trägt er einen kleinen Koffer. Er hält ihn weit ab vom Leibe wie einen Eimer voll Kehrriecht. Ich will ihm etwas sagen, als er vorbeigeht. Aber dann tue ich es doch nicht.

Gleich fahren wir weiter nach Riga. Dort bleibe ich fürs erste, um im Roten Kreuz den Kursus für Kriegsschwestern durchzumachen. Harry muß gleich weiter zu seinem Regiment.

Riga, den 22. Juli 1914.

Es ist Abend, und ich bin allein. Noch kann ich es nicht recht begreifen. Es war eine furchtbare Heße. Wir hatten eigentlich keine Zeit zum Traurigsein. Bis zum letzten Moment war noch etwas zu besorgen oder zu besprechen. Überall traf man Bekannte. Jede Mahlzeit war ein Abschiedsfest. Man war bestrebt, das Bevorstehende ohne tragische Note zu erörtern.

Vorläufig kommt Harry ja auch noch nicht an die Front, sondern in ein Reserve-Kavallerieregiment nach Nowogeorgiewsk. Mit vielen Landsleuten und Kameraden aus seiner Freiwilligenzeit zusammen. Natürlich große Ausbegleitung am Bahnhof. Alles schrie und redete durcheinander. Auch wurde viel gelacht. Man hatte bis zuletzt „gefeiert“. Der Zug stand ziemlich lange in der Halle. Aus allen Fenstern bengten sich unsere Jungen zu Dreien und Vieren heraus. Als der Zug

anfuhr, hielt Harry noch immer meine Hand. Ich lief dann noch ein Stückchen nebenher. Wir sagten nichts mehr, sahen uns nur in die Augen. Dann mußte ich loslassen. Der Zug fuhr weiter, und ich stand im Dunkeln weit hinter dem Bahnsteig neben den Schienen. Langsam ging ich zu den anderen zurück.

Wie gerne wäre ich allein geblieben. Aber da war Dr. Grünert, den ich flüchtig kannte. Seine Brüder fuhren mit Harry zum Regiment. Der Doktor fühlte sich verpflichtet, mich noch bis zum Hotel zu begleiten.

Allein auf meinem Zimmer brauchte ich mich zum Glück nicht länger zusammenzunehmen. —

Heute vormittag bin ich umgesiedelt. In eine kleine, durchaus nicht erstklassige Pension. Ich habe das Gefühl, daß man jetzt sparsamer leben muß. Außerdem — warum sollte ich es besonders gut haben? Harry wird genug entbehren müssen.

Die Besitzerin dieser Pension führt den Namen Plemke. Das riecht schon nach Plüschmöbeln, Mief und Gehacktem.

Morgen werde ich mich im Roten Kreuz anmelden. Zweieinhalb Monate soll der Kursus dauern. Solange dauert der Krieg ja gar nicht!

Riga, 25. August 1914.

In den letzten Wochen konnte ich nicht schreiben. Müde und denkfaul. Die ungewohnte körperliche Arbeit absorbiert mich ganz. Die Vorlesungen im Roten Kreuz sind dreimal wöchentlich. Auf deutsch. Wir sind zwei- undzwanzig Kriegsschwestern. Ich schreibe alles nach und muß tüchtig büffeln. Man wird aufgerufen wie in der Schule, und die Ärzte sind streng. An den freien Tagen arbeiten wir von 7—7 praktisch bei den Ver-

wundeten. Das bedeutet für mich um 5 Uhr aufstehen. Der Weg ist weit. Kaltes graues Herbstwetter.

Im Lazarett müssen wir die „schwarze Arbeit“ verrichten: Dielen scheuern, Betten machen usw. Das wäre nicht schlimm, aber einige der lettischen Schwestern erschweren uns „Deutschen“ das Dasein.

Nur wenige Verwundete sind bisher eingetroffen, die als Helden verwöhnt und verhätschelt werden. Wir freiwilligen Helferinnen sind glücklich, wenn wir ihnen einmal ein Kissen zurechtrücken oder ihnen vorlesen dürfen.

Gestern durfte ich bei einer „großen“ Operation dabei sein. Beimamputation. Ich fühlte mich nur geduldet und sah voll Neid auf die Operationschwester, die so ruhig und selbstverständlich nach den Instrumenten faßte und alle erforderlichen Handreichungen tat. — Zum Glück hielt ich mich gut. Das Schlimmste war, wie das Bein abgetrennt vom Kumpf, schwer auf die Arme des Sanitäters niedersank. Der Oberarzt wurde ungeduldig beim Verbinden und machte ironische Bemerkungen zum Assistentenarzt hin. Dem zitterten die Hände ein wenig. Alles fürchtet sich vor dem „Chef“. Er ist ungeheuer tüchtig, aber sehr nervös und kurz angebunden.

Harry schreibt häufig. Es heißt, daß sein Regiment bald an die Front müsse. Bei der 12. Kavallerie-Division sind eine ganze Menge Kurländer.

Riga, 30. September 1914.

Ich nehme russische Stunden bei der lieben alten Frau Litova. Mir fehlt die praktische Übung. Aber eigentlich sitzt mir die Sprache im Blut, trotz meiner deutschen Erziehung. Das habe ich wohl meiner russischen Mutter zu verdanken.

Harry ist nun an der Front irgendwo in Galizien.

Man schreibt die Briefe so in unbestimmte Fernen, — in die „aktive Armee“ ohne Ortsangabe. Auch muß man jetzt auf russisch korrespondieren.

Die Arbeit füllt meinen Tag aus. Zum Lesen komme ich nicht. Nur Zeitungen. Zur Stadt habe ich keine Einstellung. Riga ist mir fremder und erscheint mir kälter als irgendein anderer Ort. Das Leben ist überhaupt so ganz anders. Ich stehe „on a different plane“. Alle Werte haben sich verschoben.

Die Verwandten aus Lodangen waren vor einigen Tagen hier. Sie erzählten viel von Sandro. Er soll immer fragen, ob Harry schon viele Feinde totgeschossen habe und wann ich denn zurückkäme, um seine Kaninchen zu bewundern. Ja, wann wohl? Vielleicht noch einmal, ehe ich an die Front gehe.

Riga, 14. November 1914.

Vorgestern war das Examen. Noch durfte deutsch geprüft werden. Beim nächsten Kursus ist schon das Russische obligatorisch. Auch in den Straßen und Läden darf kein Deutsch mehr gesprochen werden. Dabei ergeben sich sehr komische Situationen; denn besonders unsere alten Damen können ja meist kein Wort russisch. Sie sind also zum Schweigen oder Flüstern verdammt.

Beim Examen ging es glatt. Wir bekamen alle unser Kriegschwester-Diplom. Die Schwesternkleider und Schürzen hatten wir schon vorher getragen. Neu sind jetzt die (sehr kleidsamen) Hauben und das große rote Kreuz auf dem Schürzenlaß.

Die Oberin rief uns zu sich und fragte jede einzelne, ob sie an der Front oder „hinten“ arbeiten wolle. Fast alles wollte nach vorn. Aber dann kam das Schlimme: Wir werden sämtlich an die Nordwestfront geschickt,

d. h. nach Wilna, Kowno, Grodno und dem nördlichen Polen! Ich will aber nach Galizien, in Harrys Nähe. Die Oberin meinte, das sei ausgeschlossen. Die Südwestfront fordert ihr Schwesternpersonal von anderen Städten an.

Ich sagte also, ich wolle mich vorläufig nicht abkommandieren lassen. Meine Papiere habe ich ja. Wie wäre es, wenn ich auf eigene Faust nach Galizien führe? Jrgendein Lazarett stellt mich doch sicher ein.

Der „Dunkel“ spricht

Riga, den 2. Dezember 1914.

Morgen geht's los! Möglicherweise ist's eine große Dummheit. Alle rieten ab. Auch Harry schrieb, ich solle nicht nach Galizien fahren. In der nächsten Zeit bekäme er sicher keinen Urlaub. Wenn ich es trotzdem tue, so ist es nicht aus Eigensinn. „Der Dunkel“ sagt es mir. Der Dunkel ist bei mir das, was andere Leute die „innere Stimme“ nennen. Der Dunkel existiert nur in meiner Phantasie. Er hat einen langen weißen Bart und eine Brille auf und ist streng und gänzlich humorlos. Aber er ist sehr weise. Er weiß immer alles vorher und gibt seine Ratschläge. Auch dann, wenn ich sie gar nicht hören möchte. — Das ist wohl meist so mit Ratgebern! — Wenn ich gegen den Willen des Dunkels handle, so geht es immer schief. Diesmal ist er durchaus dafür, daß ich's riskiere. Und wirklich, — was sollte ich an der Nordwestfront!

Moskau, den 5. Dezember 1914.

Zum erstenmal im eigentlichen Herzen Rußlands! Beißender Frost, tiefer Schnee, aber kein Wind, wie in Petersburg. Ich wohne im Lazarett, in dem Topsy Osten

als Schwester arbeitet. Es ist sehr gut eingerichtet in einer Privatwohnung. Ich sehe mir den ganzen Betrieb an und helfe bei den Verbänden. Es geht recht gemütlich her. Topsy ist die Oberschwester. Ihr Russisch ist noch recht mangelhaft. Noch zwei andere Kurländerinnen sind hier angestellt. Abends sitzen wir beisammen und trinken unendlich viel Tee.

Diese erste Etappe in meinem Schwesterndasein erscheint mir durchaus reizvoll.

Ich laufe viel in den Straßen umher. Meist allein, denn die anderen Schwestern haben keine Zeit. Die Stadt ist mir noch gar nicht vertraut. Verglichen mit der Platzverschwendung Petersburgs, erscheinen mir die Straßen zunächst eng und winklig. Aber dann der Kreml! Herrlich in seiner imposanten Wichtigkeit. Jeder Stein weiß etwas von der ältesten Geschichte Rußlands. Und die Kirchen mit ihrem byzantinischen Glanz! Zum erstenmal empfinde ich den intensiven Zauber, der von dem Herzen des alten Rußlands ausgeht und den westlichen Menschen bestrickt. Hier in Moskau schlägt es, dieses Herz, mit starken heißen Schlägen. —

Moskau, den 9. Dezember 1914.

Heute habe ich den Kaiser gesehen! Inmitten dichtgedrängter Volksmassen wartete ich stundenlang in selbstverständlicher Geduld auf der Straße. Ich fror auch nicht. Ich war nur Erwartung. Das letztemal hatte ich ihn in Petersburg gesehen — zu einer Maiparade auf dem Marsfelde. Jenes Bild steht mir noch deutlich vor Augen. Unbeweglich, wie ein Reiterstandbild auf dunklem Pferd. Und die Riesentruppenschau bewegte sich an ihm vorüber. Unübersehbar weiter Platz. Glänzende Uniformen. Musik. Hurrarufen. Die beiden Kaise-

rinnen ganz in weiß in der offenen Staatskarosse. Aber stets aufs neue war mein Blick zurückgekehrt zu der reglosen Reitergestalt. — Ergebenheit, — das war es wohl, was ich damals als Kind nur halbbewußt empfunden hatte. Ergebenheit dem Herrscher, dem „von Gott eingesetzten“. Ergebenheit all dem gegenüber, was in seiner Person verkörpert war, unbedingt und bis in alle Zeiten.

Und heute? Die Straße schallte es herauf. Zwei Vokale nur, aufgegriffen und weitergeworfen wie ein Ball. „Hurra, — Hurra!“ Crescendo, immer dröhnender, und doch wie aus einer Kehle, von einer Klangfärbung. Jetzt ertönt auch die Hupe des kaiserlichen Autos. Ein Vibrieren geht durch die Menge. Als ob die gleiche Empfindung wie ein elektrischer Funke von Körper zu Körper überspränge. Ein Augenblick nur, — ein vorgebeugter Kopf am Autofenster. Eine Hand unbeweglich salutierend an der Mütze.

„Hurra!“ brüllt ein halbwüchsiger Junge neben mir. Seine ganze Lungenkraft gibt er her.

„Hurra, Hurra!“ ruft es rings um mich.

Frauen fallen auf die Knie. Hände werden wie um Segen flehend ausgebreitet.

Dann ist alles vorüber. Und wie ein letztes Ausklingen ertönt von Tausenden gesungen, unsere Nationalhymne, die schönste aller Hymnen. Wieder und wieder. Die Stimmen greifen ineinander. Man weiß nicht mehr, ob Anfang oder Ende. Hier in einer Tonart, dort in einer anderen. Aber ohne Dissonanz. Alles singt, fühlt, betet das Gleiche:

„Gott schütze den Zaren.“

Ergebenheit, — denke ich wieder, und es ist wie ein Schwur.

Lemberg, den 17. Dezember 1914.

Am 11. Dezember reiste ich nach Lemberg ab. Nach 30 Stunden erreichte ich diese frischeroberte Stadt. Ein wenig beklommen war mir zumute. Fühlte mich vereinsamt in diesem Bahnhofsgewimmel. Auch hatte es allerlei Schwierigkeiten gegeben. Scheinbar fehlten mir einige Papiere.

Ich nahm eine Droschke und suchte Quartier. Keins der besseren Hotels wollte mich aufnehmen. Die Portiers sahen auf meine Schwestertracht und: „Alles überfüllt“, hieß es immer wieder. Daß Schwestern nicht in Hotels wohnen dürfen, erfuhr ich erst später. Zimmer weiter holperte die Pferdendroschke. In den Straßen ein buntes Gewühl von russischem Militär, Schwestern, eleganten Frauen. Männer in Zivil sieht man kaum. Die Läden zeigen schöne Auslagen. Eine merkwürdige Festtagsstimmung über dem allem. Viel Schwäzen und Lachen hört man. Russische, deutsche, polnische Worte. Jrgendwo spielt eine Regimentskapelle. Dazu warmes Schlackerwetter.

Über wo soll ich unterkommen? Schließlich gebe ich dem Kutscher die Adresse einer Bekannten meiner Stiefschwester. Tochter des vielgenannten Generals Selivanow. Sie ist Oberschwester in einem kaiserlichen Sanitätszuge. Aber ich habe kein Glück. Schwester Irina ist eben an der Front und kommt erst in zwei Wochen wieder.

Ich fahre zum Kauffmannschen Lazarett¹. Frage, ob sie mich einstellen könnten. Befremden. „Sie gehören nicht zu unserer Verbindung. — Wohin sind Sie abkommandiert?“

¹ Die Kauffmannsche Schwesternschaft galt als die allernehmste. Ihr Gründer, von Kauffmann, war der Eroberer und spätere Generalgouverneur von Turkestan.

Ich weise entmutigt mein Examenspapier vor.

„D nein, das genügt nicht. Wenn Sie nicht speziell hinbeordert sind, nimmt Sie kein Lazarett auf.“

Etwas wie Angst überkommt mich, als ich wieder in meiner Droschke sitze. Allein, ohne einen Bekannten in dieser fremden Stadt. Keine Unterkommensmöglichkeit. Harry ziemlich unerreichbar, irgendwo an der Front.

Da drängt sich ein Ketter in Gestalt eines kleinen zerlumpten Judenjüngelchen an meinen Wagen.

„Suchen Schwester Quartier? — Ich weiß, wo man wohnen kann. Kleines Hotel, aber fein, sehr fein.“

Wenig hoffnungsvoll lasse ich ihn mitfahren. Er dirigiert den Kutscher durch schmutzige, enge Gassen.

Schließlich halten wir vor einem elenden, verfallenen Hause.

Spelunke —, denke ich, aber was hilft es? Dies ist die letzte Möglichkeit. Also vorwärts!

Der schmierige, devot lächelnde Wirt kommt mir entgegen.

„Treten Sie ein, meine Dame! — Aber natürlich haben wir Platz. — Scheenes Zimmer.“

Ich folge ihm ins Haus. In dem „scheenen Zimmer“ angelangt, packt mich gelinde Verzweiflung. Unsaubere, zerfetzte Tapeten, ebensolche Möbel. Dumpfe, stickige Luft. Das Bett mag ich überhaupt nicht inspizieren. Aber wenigstens ist man untergebracht.

Ohne auszupacken mache ich mich gleich wieder auf den Weg. Es ist fünf Uhr nachmittags. Die Straßen sind schlecht erleuchtet. Ich frage mich durch bis zur Post. Vielleicht ist ein Telegramm von Harry mir aus Riga nachgeschickt worden. In der letzten Zeit hat er häufig telegraphiert.

Am Postschalter muß ich lange warten. Endlich

Komme ich dran. Es ist nichts für mich da. Entmutigt will ich mich gerade umwenden, da faßt mich jemand von hinten am Arm. Erschrocken sehe ich auf. Ja, träume ich denn?

Eine vertraute, hohe Gestalt in braunem Uniformmantel mit blauen Dragonerstreifen an der Mütze.

— Harry! —

Er war es wirklich! Das „gute Benehmen“ ist vergessen. Trotz der vielen Gaffer um uns liegen wir uns in den Armen.

Und nun ans Erzählen! Harry hatte gänzlich unerwartet 10 Tage Urlaub bekommen und war bei der Ankunft in Lemberg sofort zur Post geeilt, um mich herbeizutelegraphieren. Wir hätten mindestens 3 Tage der kostbaren Zeit verloren. — Lieber Onkel, — du hattest wieder einmal recht! —

Petersburg, den 30. Dezember 1914.

Die herrlichen Lemberger Tage liegen hinter mir . . . Wir wohnten dort mit vier von Harrys Regimentskameraden in einer verlassenen Wohnung, die einem reichen Kaufmann gehörte. Die Zimmer waren wundervoll eingerichtet. Es fehlte an nichts, einschließlich Mädchen und Diener. Die Besitzer schienen sehr plötzlich entflohen zu sein. Nichts von den Sachen war fortgeräumt.

Zehn Tage lang herrschte eine nervös-fröhliche Stimmung. Man dachte nicht an vergangene Leiden und die besorgstehende Trennung. Wie ausgelassene Jungens tobten die Offiziere durch die Räume. Grammophonmusik, Gesang. Man besuchte Kinos, Varietés, Cafés. Überall das gleiche atemlose Treiben. Bloß nicht nachdenken, — die wenigen Tage genießen . . . Auch ein zwergenhafter General mit weißem Fußsackbart wohnte

mit uns. Er saß neben mir bei Tisch und unterhielt mich von seinen Töchtern. — „Sie sprechen Französisch und spielen Klavier.“ — Er schien sehr stolz auf dieses non plus ultra einer vollkommenen Erziehung. —

Dann gab es den Rittmeister Alexejeff. Eine tolle Rübe. Als Jude mit dem Namen Kahan geboren, war er später als Opernsänger in Petersburg recht bekannt gewesen. Die Liebe zu einer Generalstochter veranlaßte ihn, sich taufen zu lassen, und durch kaiserliche Gnaden erhielt er seinen superchristlichen Namen und die Genehmigung, in die Junkerschule einzutreten. Noch mancherlei erzählte man sich über sein wildbewegtes Leben. Nun, jedenfalls ist er ein unermüdlicher Spaßmacher und äußerst gescheiter Kerl, der als Kriegskumpen sehr wohl zu gebrauchen war.

Am 23. Dezember mußte Harry zurück an die Front. Ich beschloß, zu Mama nach Petersburg zu fahren. Was sollte ich noch allein in Lemberg? Arbeit würde ich, ohne die notwendigen Förmlichkeiten zu erfüllen, doch nicht finden.

Eine üble Bronchitis mit Fieber vertiefte mein Abschiedselend. Ich sorgte mich um Harry. Er fuhr direkt an die Front zurück. Dort wurde jetzt hart gekämpft. Dauernd stand seine Division im Feuer.

In feuchtkaltem Schlackermetter fahren wir zum Bahnhof. Harrys Zug geht eine Stunde nach meinem. Das ist mir gar nicht recht. Wir gehen den Bahnsteig auf und ab. Nur wir beiden. Die anderen sind bei der Sperre stehen geblieben. Leise klingen Harrys Sporen bei jedem Schritt, seine kleinen silbernen Kavalleristen-sporen, die im Klang zueinander abgestimmt sind.

Die Trennungstimmung, so wohl bekannt und doch immer wieder erschütternd, liegt schwer über uns.

Als der Petersburger Expresszug in die Halle faucht, erscheint er mir wie eine böse, schillernde Schlange.

Fassung, — Fassung! sage ich mir immer wieder innerlich vor. Es ist diesmal besonders schwer, sie nicht zu verlieren. Daran ist wohl das Fieber schuld.

Ich steige ein, gehe ans Fenster. Öffnen läßt es sich nicht. Ich presse die heiße Stirn gegen die Scheibe. Harry steht regungslos in seiner wundervollen Haltung da. Solch eine Gestalt gibt es nicht noch einmal auf der Welt, denke ich. Das dritte Glockensignal erschallt. Der Zug fährt langsam in die finstere Nacht hinaus.

Dreißig Stunden später war ich in Petersburg. Man muß jetzt „Petrograd“ sagen, denn die Stadt ist umgetauft. Der alte Name klang zu deutsch. Der Panflavismus ist an der Tagesordnung.

Eisiger Ostwind und 22 Grad Frost empfangen mich. Ein unfreundlicher Empfang! Ich fühle mich hundeehend.

Alles erscheint mir fremd und ungewohnt. Der Bahnhof voll von Militär. Auch in den Straßen überwiegt die braune Farbe der Soldatenmäntel. Das gemächliche Lebenstempo des russischen Volkes ist von einer lärmenden Unruhe verdrängt. Die Gesichter sind ausdrucksvoller, gespannter. Nur vereinzelt sieht man noch ein stumpfes, gutmütig dreinstierendes Muschikgesicht.

„Krieg“, empfinde ich auch hier.

Endlich war ich bei Mama und wurde gleich ins Bett gesteckt. Aspirin, heiße Limonaden. Keine Widerrede half. Man war wieder einmal ganz Kind und ließ sich alles in müdem wohligen Nachgeben gefallen.

Heute bin ich zum erstenmal wieder auf und leide noch am Genesungskater.

15. Januar 1915.

Den Silvesterabend verbrachten Mama und ich ganz still in ihrer Wohnung. Wir sprachen von Vergangenheit und Zukunft.

„Heute in einem Jahr ist sicher alles zu Ende.“ Darin waren wir uns einig.

Meiner russischen Mutter fühle ich mich jetzt sehr nahe. Die deutsch-baltische Heimat ist wie in weiten Fernen. Im Augenblick ist Rußland alles. Nur für Rußland hofft man, bangt man. Man lebt in Intervallen von Zeitung zu Kriegsbulletin. Jede Offensive erscheint beglückend, und aus verschleierten Nachrichten über „strategische Umgruppierungen der Truppen“ fühlt man angstvoll Niederlagen und Rückzüge heraus.

Die Kriegspsychose hat auch mich erfaßt. Jeder Soldat ist ein Held. Der endliche Sieg eine Gewißheit. Wo ich hinkomme ist es das Gleiche. Die Petersburger Gesellschaft ist von einem Saumel erfaßt. Alle Frauen und jungen Mädchen, sofern sie nicht an der Front sind, arbeiten in Lazaretten oder helfen wenigstens Soldatenwäsche nähen. Palais und Villen werden von ihren Besitzern in Hospitäler umgewandelt. Die kaiserliche Familie scheint der großen Masse durch die Schwesternarbeit der Zarin und Großfürstinnen, durch das häufige öffentliche Erscheinen des Zaren besonders nahegerückt.

Allein, ein Schatten liegt über dem Zarenhaus, über ganz Petrograd. Er wird von einer großen breiten Bauerngestalt geworfen: Rasputin . . .

Gerüchte schwirren wie dunkle Vögel. Der eine weiß dies, der andere das. Es ist unheimlich, unbegreiflich. Rasputins unbegrenzte Macht im kaiserlichen Palais ist Tatsache. Man beklagt die Schwäche der Zarin diesem hergelaufenen Mönch gegenüber. Und doch, an

seine ungewöhnlichen Kräfte muß man glauben. Hat er nicht den kleinen Thronfolger, der von den Ärzten aufgegeben war, gerettet? Aber dafür hat sich auch die Zarenfamilie ihm gleichsam mit Leib und Seele verschrieben.

Wie soll das enden?

Petrograd, den 26. Januar 1915.

Gestern war ein bedeutsamer Tag. Ich war bei Rasputin! — Madame Kowalski, eine Freundin meiner Mutter, hatte ein Anliegen an den Allgewaltigen. Sie wollte es durchsetzen, daß ihr Sohn in die Nicolai-Kavallerieschule käme. Dies war nur durch direktes Eingreifen des Kaisers zu erreichen. Auf dem Instanzenwege hätte es zu lange gedauert. So sollte Rasputin vermitteln. Auf ihre Bitte hin war ich gern bereit, Madame Kowalski zu begleiten.

Vier Uhr nachmittags. Wir betreten seine Wohnung in der Gorochovaja. Zwei Tage früher waren wir angemeldet worden. In einem halbdunklen Vorzimmer warten bereits viele Bittsteller. Die verschiedenartigsten Typen: hohes und niederes Militär, elegante Damen, Schwestern, Bäuerinnen im Umschlagetuch — weit mehr Frauen als Männer. Die Leute reden im Flüsterton. Es herrscht eine gewisse Unruhe. Manche stehen, andere gehen umher. Ab und zu öffnet sich die Tür zum Nebenzimmer. Der Nächste wird zur „Audienz“ vorgelassen.

Es dauert etwa eine Stunde bis wir an der Reihe sind.

Man führt uns in ein geschmacklos eingerichtetes Wohnzimmer. Am Schreibtisch, auf dem ein großes Porträt der Zarin steht, sitzt Rasputin.

Seine Erscheinung gleicht den Abbildungen, die ich gesehen habe. Schwer, klobig, blauweißes Kussenhemd, Pluderhose aus Samt, hohe Lackstiefel. Dunkler Vollbart, langgewachsenes gelocktes Haar.

Was er wohl am Schreibtisch tut, da er doch kaum schreiben kann, durchfährt es mich.

Rasputin blickt über die Schulter zu uns hinüber und erhebt sich.

„Nun, meine Täubchen, was wollt ihr von mir?“

Ich setze mich auf einen Stuhl in die Ecke, während Madame Kowalski ihr Anliegen vorbringt. Sie spricht schnell und aufgereggt. Der Gewaltige sieht sie unverwandt an. Jetzt kann ich auch seine Augen sehen. Sie sind das Merkwürdigste an ihm. Dunkel, nicht besonders groß, aber von unheimlicher Leuchtkraft und durchdringender Schärfe.

Schmutzige Augen, denke ich, aber von magnetischer Kraft.

Jetzt schweigt Madame Kowalski. Rasputin ist aufgestanden und läßt seine breite Bauerntasche auf ihre Schulter fallen.

„Also das ist es, was ich für dich tun soll, mein Liebchen.“ Er spricht langsam, gleichsam sich besinnend.

„Kann geschehen, kann geschehen. Morgen bin ich sowieso wieder beim Zar-Väterchen, und da will ich ihm gleich deine Bitte vorlegen. — Und was bekomme ich dafür?“

Er lächelt süßlich und streichelt Madame Kowalski über die Wange. Sie sieht sich etwas verängstigt nach mir um. Jetzt fällt auch Rasputin meine Gegenwart ein. Er macht ein paar Schritte auf mich zu.

„Und du, mein Töchterchen, was willst du von mir?“

Ein großer Ekel erfaßt mich. Diese brutale Bauern-

gestalt mit dem widerlichen Lächeln, den groben Händen, dem selbstgefälligen Ausdruck soll Rußlands Geschick beherrschen?

„Nichts“, sage ich kurz und sehe einen Moment in seine erstaunlich machtvollen Augen.

„Nichts?“ wiederholt Rasputin freundlich erstaunt.

„Ja, so ist es, heute brauchst du nichts und morgen vielleicht auch noch nichts. Aber einmal kommst du doch zu mir, mein Läubchen, wie sie alle, alle kommen.“

„Nein, ich werde dich nicht brauchen“, sage ich kurz und gehe zu Madame Kowalski hinüber. Rasputin macht noch das Kreuzeszeichen über uns beiden, dann sind wir draußen.

Madame Kowalski ist sehr beeindruckt.

„Ein fabelhafter Mensch“, sagt sie, „ein gottbegnadeter.“

„Ein teufelbegnadeter“, entgegne ich.

Sie blickt mich erschrocken abwehrend an. —

Nach einer Woche bekam sie die Nachricht, daß ihre Bitte Allerhöchst genehmigt sei.

8. Februar 1915.

Ich versuche immer aufs neue in einem Lazarett unterzukommen. Diese Untätigkeit ist entsetzlich. Immer noch mühe ich mich erfolglos. Mir fehlt das Schwesternlohnbuch, und nach Riga ans Rote Kreuz wage ich nicht darum zu schreiben.

Ich war bei der Gräfin Heyden, die die einflußreichste Frau Petersburgs sein soll. Auch bei Suworin (dem Herausgeber der „Nowoje Wremia“). Er ist erbitterter Panславist. Trotzdem empfängt er mich freundlich und verspricht, ebenso wie die Gräfin Heyden, mich an die galizische Front zu bringen.

Von Harry habe ich häufig Nachrichten. Aber es dauert Wochen, ehe ein Brief mich erreicht. Er hat schon viele Kämpfe mitgemacht. Für die Kavallerie ist es jetzt im Winter in den Karpathen furchtbar schwer.

Wenn ich bloß bald in seiner Nähe wäre!

11. Februar 1915.

Vorgestern bin ich zum erstenmal „bei den Zigenern“ gewesen. Keyserlings, Alexis Kopp und Conrad Osten waren mit von der Partie. Es ging zum Restaurant Félicien, das „auf den Inseln“ liegt.

Um 10 Uhr abends fuhren wir in zwei Troikas los. Der Schnee liegt so hoch, daß man wie auf einem Wall dahinsauft. Zu beiden Seiten geht es in steilem Abhang zu den Trottoirs hinunter.

Es war bitterkalt, doch in unserem Wust von Pelzen und Decken spürten wir es nicht.

„Man darf die Kälte nur objektiv konstatieren“, bemerkte Keyserling. — „Sobald man sie subjektiv empfindet, leidet man.“ (An diese Worte habe ich später noch oft denken müssen, wenn ich irgendwo an der Front in Schwesternkleid und Lederjacke intensiv „subjektiv“ fror.)

Die Petersburger Inseln . . . Erinnerungen kamen. „Weiße Nächte.“ Frühlingssfahrten hinaus zur „Pointe“ unter dem ersten hellen Birkengrün. Klappern der Hufe auf dem Holzpflaster der langen Brücken. Zauber dieser „unendlichen Tage“, die einem mit ihrem bleichen Schein und ihrer mystischen Stimmung über die Nachtstunden hinwegtäuschen.

Jetzt war die Landschaft völlig verändert. Alle Umrisse und Formen verschwommen in der fahlen Schnee-

weiße. Dunkle Schlitten vor und hinter uns. Zurufe der Kutscher. Schnauben der Pferde. Schellengeläute. Alle schienen sie das gleiche Ziel zu haben: die Inseln. Breitausladende Troikaschlitten sah man, dann wieder englische Doppelgespanne und die engen niedrigen „Egoistki“-Schlitten (so genannt, weil sie eigentlich nur für eine Person gebaut sind). Jetzt saßen natürlich Pärchen darin. Der Arm des Kavaliers war schützend um seine Dame geschlungen. Und vor all diesen Schlitten, starke, feurige Pferde, die so ausgreifen, als machte es ihnen selber Freude in rasendem Tempo den Pulverschnee gegen die bunten Schneeneze zu schleudern.

Nach halbstündiger Fahrt sind wir angelangt. Félicien liegt etwas abseits der Straße wie eine hellerleuchtete Villa da.

Die Herren verhandeln kurz mit dem Oberkellner. Man führt uns in ein geräumiges „cabinet particulier“. Alles ist bestellt und vorbereitet. Aus dem Klavier in der Ecke fördert der Kellner einige Sektflaschen zutage. Seit Kriegsausbruch herrschte in Rußland das Alkoholverbot.

Bald nach 11 Uhr erscheinen die Zigeuner. Etwa 15 Frauen und Männer. Einfach und dunkel sind sie gekleidet; die Frauen meist in schwarz. Nur zwei von ihnen tragen helle Seidenblusen. Sie setzen sich auf bereitgestellte Stühle in eine Reihe. Die Männer stehen hinter ihnen. Fünf Rubel pro Lied ist ihre Laxe. Dunkelhäutige durchfurchte Gesichter von ausdruckslosem Ernst. Bis auf ein junges Ding mit einem roten Band im Haar sind die Frauen alle ältlich, unschön. Bewegungslos sitzen sie da, die Hände im Schoß gefaltet.

Nun intoniert einer der Männer. Es ist wie ein tiefer Orgelton. Dann setzen mehrere Frauenstimmen ein. Na-

sal, langgezogen sind die Töne und von reiner Klangfärbung.

Jetzt beginnt der Chor den Refrain. Stark und voll wie aus einer Kehle, nein aus einem Instrument, anschwellend in kompaktem Crescendo füllt dieser erstaunliche Gesang den Raum. Er füllt die Luft, die man atmet und wird scheinbar von einem selbst aufgesogen, bis er wie ein letzter Seufzer in der eigenen Brust ausklingt.

Drei — vier Lieder. Die Stimmen erwärmen sich zu immer größerer Inbrunst und Leidenschaft.

„Hab Mitleid mit mir, Geliebte . . .“

Dies abgedroschne Ding, denke ich. Wie ein verbrauchter Fegen ist es in den letzten Jahren weit über die Grenzen Rußlands hinaus durch alle Länder Europas geschleift worden, zertanzt und zersungen.

Aber ich horche auf. Hier ist es etwas anderes, neues. Man muß mitfühlen, mitklagen. Es ist gesungene Verzweiflung, hoffnungslose, demütige Liebe. Nicht die Worte sind es, die sich banal aneinanderfügen. Die Töne, der Rhythmus klagen, flehen, werben — eindringlich, herzerschütternd.

Anfangs zählen wir noch die Lieder, — 20, — 25 Rubel. Dann aber ist dies alles vergessen. Man verliert den Sinn für Wirklichkeit und Zeit. Verstrickt sind wir in einen Zauberbann. Alles ist ausgeschaltet, alles außer dem, was wir hier in Tönen miterleben.

Auf einmal Stille. Der letzte Ton schwebt noch in vibrierenden Wellen im Raum.

Die Erstarrung löst sich von uns.

Die Zigeuner erheben sich, rücken die Stühle. Nun sind es wieder Menschen, deren Zeit um ist, Menschen, die für ihre Leistung bezahlt sein wollen.

Die Nacht erscheint jetzt inhaltslos, sinnlos. Man sieht sich an und hat sich nichts mehr zu sagen. Jeder hat nur den einen Wunsch: weiterhören, weiterträumen . . .

Keyserling spricht mit den Zigeunern. Drei Frauen und ein Mann bleiben zurück und werden weiter für uns singen. Die Frauen setzen sich mit an unseren Tisch. Der Mann bleibt mit seiner Gitarre an der Wand stehen.

Neben mir sitzt eine älterliche Zigeunerin und trinkt behutsam von dem ihr eingeweihten Sekt. Sie mag einmal sehr schön gewesen sein. Jetzt leuchten nur noch die dunklen Augen. Das Gesicht ist vergilbt, zersurcht. Sie singt mit weich-nasaler Altstimme. Die Arme hat sie auf dem Tisch verschränkt, den Blick ins Leere gerichtet.

Es packt mich wieder, noch stärker als zuvor. Ich werfe ein Goldstück in ihr Sektglas. Sie beachtet es nicht. Erst als das Lied beendet, leert sie den Kelch und hält das Goldstück einen Augenblick zwischen den Zähnen fest. Sie lächelt mir zu. Blicgende Zähne, blicgendes Gold, blicgende schwarze Augen.

Ich höre alle meine Lieblingslieder: das von den „schlaflosen Nächten“ und das vom „Birkenbaum“ und die „Abendglocken“.

Ein Goldstück nach dem anderen fällt von winzigen Perlen umtanzt auf den Grund der Gläser. — Nur kurz durchfährt mich der Gedanke: das letzte Gold — jetzt im Kriege gibt es keins mehr — wer weiß, was für Werte man fortwirft? Aber dann: dies ist ja kein Fortwerfen, es ist ein Dank für das unendlich reiche Erleben dieses Abends.

Fünf Uhr morgens. Aufbruch. Die Abrechnung erweckt einen wieder zur grausamen Wirklichkeit . . .

Draußen wartete unsere Troika. Der dicke, bepelzte Kutscher ist auf dem Bock eingekickt. Bei unserem Anruf fährt er auf und sammelt die Zügel. Die schneidende Kälte macht auch uns völlig wach.

Der Märchentraum ist ausgeträumt. Wir tauschen Eindrücke aus, werden auf der Heimfahrt munter und gesprächig. In der Stadt sind die Straßen wie ausgestorben. Petrograd im Winterschlaf . . .

Wir fahren am Newaï entlang. Nun liegt die Peter-Paulfestung hinter uns. Jenseits der Brücke hebt sich vom hellen Himmel die wuchtige Silhouette ab, mächtig, drohend. Dazwischen die schneeverhüllte Eisfläche der Newa und neben uns am Kai die prunkvolle Folge der schlummernden Paläste. Weit und mächtig und auseinandergerückt erscheint das Stadtbild — jetzt besonders in seiner nächtlichen Leere. Kühne Raumerschwendung, nichts Kleinliches in Anlage und Dimensionen. — Herrliches Petersburg! —

Petersburg, den 2. März 1915.

Das hiesige Dasein bedrückt mich. Man lebt in Vorkriegsweise dahin und fühlt sich weit entfernt von allem großen Geschehen. Immer das Gleiche ist es. Besuche und Gesellschaften. Man redet viel von Kriegsergebnissen, aber auch mit internem Klatsch wird man gespeist.

Die Baltenhege der größeren Zeitungen wird systematisch betrieben. „Das deutsch-baltische Element muß vernichtet werden wie ein gefährlicher Bazillus.“ — „Von den baltischen Baronen droht uns Gefahr.“ — „Nicht nur in ihrer eigenen Heimat brüten sie Verrat, auch hier in unserer Hauptstadt spinnen sie ihre Ränke.“ — „Die Nächsten um den Thron, die Vertrauten des

Zaren, fast alle tragen sie deutsche Namen.“ — „Und erst die Garderegimenter, — man prüfe nur einmal die Liste der Offiziersnamen, alles deutscher Adel.“

Auch die Person der Zarin wird verdächtigt. Man munkelt von einem Privatbriefwechsel mit Kaiser Wilhelm. Die Gemüter sind erregt. Der Patriotismus artet in Chauvinismus aus.

„Et pourtant tout le monde sait que les Baltes russifiés sont, pour ainsi dire, plus royalistes que le Roi.“ Das sagte ein aktiver General zu mir, als wir neulich über die Baltensprache sprachen. — „Schuld hat auch die Petrograder Luft. Die Leute hier haben nichts zu tun. An der Front denkt niemand an diese Dinge. Wir alle bekämpfen gemeinsam den gleichen Feind.“

Ja, die Luft ist stickig hier. Man verweicht in dieser Untätigkeit. Ich muß nach vorn!

Petrograd, den 6. März 1915.

Ich habe beschlossen nach Kiew zu fahren. Von dort aus werden mir Somows, entfernte russische Verwandte, weiter helfen. Der weißbärtige „Dukel“ sagt ja dazu.

Vorher fahre ich noch einmal nach Hause, um Sandro und die Verwandten zu sehen. Es wird vielleicht eine lange Trennung. An Kriegsende denkt jetzt niemand.

Mama ist betrübt, daß ich sie verlasse, aber sie sieht die Notwendigkeit ein.

Ich werde in Lodangen wohnen, da ja in Altenhof alles leer steht. Es wäre auch zu traurig und einsam dort.

Lodangen, den 11. März 1915.

Auch hier liegt noch alles in tiefem Schnee. Die Schlittenfahrt von Stenden durch den lieben Wald war

besonders schön. Oscar erwartete mich an der Station. Es war schon dunkel als wir in Lodangen vorfuhren. Sandro kam mir etwas verlegen entgegen. Die Mama war ihm doch fremd geworden. Die Cousine sah auf mein Schwesternkleid: „Tu das lieber ab, ich glaube, die anderen sehen dich nicht gern in russischer Uniform.“

Das gab mir zu denken. Und in den nächsten Tagen beginne ich zu begreifen. Ich höre bittere Worte gegen die Regierung, die die Balten nicht in Schutz nimmt und den Lügen der Hezer Glauben schenkt. Sinnlose Verleumdungen werden vorgebracht. Unschuldigungen folgen seitens der russischen Behörden. Hier soll ein „deutscher Baron“ eine drahtlose Station auf seinem Gute haben und dem Feinde geheime Nachrichten übermitteln, dort wieder heißt es, seien Maschinengewehre versteckt, die im entscheidenden Augenblick gegen die russischen Truppen gebraucht werden sollen.

Die einzelnen Fälle werden untersucht — stets mit negativem Ergebnis. Trotzdem wird den Verleumdern ihr Handwerk nicht gelegt. Sie setzen die Heze fort. Hier ist endlich einmal die Möglichkeit, den verhaßten deutschen Herren ihr Dasein zu verleiden. Die russischen Beamten in unseren Provinzen gehören nicht zu den besten. Viele ungebildete Grobians sind darunter, die die Balten hassen, weil diese nicht gesellschaftlich mit ihnen verkehren. Entstellende Berichte gehen nach Petrograd. Die Regierung wird immer mißtrauischer. Alle Umstände sind belastend: hier, hart an der Grenze, sitzen Deutsche, die sich ihr Deutschtum durch Jahrhunderte erhalten haben, deren Sympathien also selbstredend auf der anderen Seite sein müssen. Wie leicht konnte da Verrat geübt werden! Diese Möglichkeit muß mit äußerster Strenge bekämpft werden. Die Empörung

der Balten wächst. Der Gouverneur von Kurland sitzt zwischen zwei Feuern. Ursprünglich war er gerecht, den Balten freundlich gesinnt. Auch jetzt noch traut er ihnen eigentlich keine niedrige Handlungsweise zu. Allein, man muß auf der Hut sein. Es wäre unklug, in diesen Zeiten in den Ruf der Deutschfreundlichkeit zu kommen.

Die Atmosphäre in der ganzen Nachbarschaft ist geladen. Überall höre ich bittere Worte gegen die „Russen“. Ich kann beide Seiten verstehen. Das Slawische in meiner Natur begreift den russischen Standpunkt. Mir scheint, die Balten sind nicht ohne Schuld. Einige unter ihnen schaden der ganzen Sache. Sie können nicht schweigen im entscheidenden Augenblick. Sind wir nicht russische Untertanen und müssen wir nicht in erster Linie loyal sein? — in Taten selbstverständlich, aber auch in Worten. Unsere Männer und Brüder tun ihre Pflicht an der Front. Die Zurückbleibenden dürften ihnen das nicht durch ihr Verhalten erschweren.

Jedenfalls fühle ich mich als „russische Schwester“ wie ein fremder Eindringling in der Heimat. Die Verwandten sind nach wie vor reizend zu mir, aber viele von den anderen . . . Ich empfinde es oft wie Gismauern um mich. Nur wenige Tage bin ich erst hier und strebe schon wieder fort. Ich verstehe mich nicht mehr mit meinen Landsleuten.

In Petrograd ist man die „Deutsche“, hier die „Russin“. Es gibt nur einen Ort, wo ich jetzt hingehöre: die Front!

Lodangen, den 14. März 1915.

Morgen abend fahre ich über Mitau nach Riew. Die Verwandten dort haben mich sehr herzlich eingeladen. Heute war ich noch einmal in meinem geliebten

Wald. Wo auf der Welt gäbe es wohl einen schöneren? Es fängt an zu tauen. Da wo die Sonne hinscheint, tropft es leise von den Fichten. Ich glaube jeden einzelnen Baum zu kennen. Sie alle stehen tren zu mir. Hier ist noch wirkliche Heimat. Bei den hiesigen Menschen ist sie nicht mehr.

Die Welt ist durcheinandergerüttelt. Aber Bäume stehen fest. Ihre Wurzeln sind zeitlose Anker. Und doch, eines Tages werden auch diese meine Freunde hier verschwinden, um anderen Platz zu machen.

Den ganzen Nachmittag verbrachte ich in Wahlenburg. Im Schloß bin ich nicht mehr zu Hause. Verlorene Heimat, denke ich, wenn ich durch die Reihe der neuengerichteten Säle gehe. Selbst das Parkett hat nicht mehr die gleichen Muster. Die äußere Zerstörung brachten Revolution und Brand im Jahre 1905. Die innere Vernichtung des Heimatgefühls in mir kam erst nach Papas Tode 1911. Da gehörte man auf einmal nicht mehr hin, und andere zogen ein. Majorsratsbestimmungen sind für die Töchter, zumal wenn sie keinen Bruder haben, von grausamer Härte.

All das jedoch ist vergessen, wenn ich draußen allein durch Park und Gärten streife. Hier gehörte mir jeder Strauch und Stein noch genau so wie vor 5 Jahren. Ich glaube auch, daß niemand von den Jetztlebenden so sehr mit dem allen verwachsen ist, wie ich. Jeder Schritt, den ich hier tue, ist eine Liebkosung des Heimatbodens. Und er fühlt sie auch und erwidert sie. Zweige streicheln. Die Parkwege grüßen. Erinnerungen kommen, durch diese und jene Lieblingsstelle geweckt, an geträumte Sehnsucht, gewollte Zukunft. Ich sehe mich selbst ganz deutlich als blondmähniiges Kind im blanweißen Matrosenkleid. Schön war es nur, wenn ich der Gouvernanten-

plage entronnen, allein mit meinem schwarzen Neufundländer umhertoben konnte. Zwischendurch ruhte ich dann aus auf irgendeiner versteckten Bank oder lang hingestreckt im Gras. Luftschlösser erstanden. Abenteuer, romantische Erlebnisse, Reisen. Und bei all dem war stets mein verstorbener Bruder mit dabei. Bis zu seinem Tode waren wir unzertrennlich gewesen, hatten Spiele und Beschäftigungen geteilt, obwohl er drei Jahre älter gewesen. Ich war erst fünf als er starb, aber die Sehnsucht nach diesem Gefährten verließ mich nie.

Unendlich leer und eintönig war mein „Schloßfräuleinsdasein“ damals. Fast muß man an eine hypnotische Kraft von Wünschen und Träumen glauben, so gründlich ist jene Einförmigkeit zerplatzt. Unwahrscheinlich bunt erscheint mir das Leben jetzt.

Nach dem zeremoniellen Familientee ging ich zur alten Rankenberg, Wahlenburgs bald 100jähriger Kastellanin. Lange saß ich bei ihr, und wir sprachen von früher. Seit Papas Tod fühlt sie sich nicht mehr recht wohl hier. Aber ans Sterben denkt sie nicht. Es ist nur eben alles nicht mehr so wie beim „alten Baron“. In meines Veters Kindern erlebt sie jetzt die fünfte Generation in Wahlenburg!

Noch lebt sie in ihrem früheren Stübchen, fürchtet aber, daß sie demnächst ansquartiert wird. Schon allein die Luft hier bringt mich wieder in die Kinderzeit zurück. Es riecht wie stets nach getrockneten Äpfeln und Schnupftaback und frischer Wäsche. Mit ihren gichtverknöteten Fingern in den schwarzen Halbhandschuhen stopft sie immer noch an der Hauswäsche herum.

„Die Diener warten immer, bis die Löcher in den Servietten ganz groß werden“, klagt sie, genau wie vor 15 Jahren.

Auf meine Frage nach den Schloßgespenstern höre ich, daß die „Grüne Dame“ ihr kürzlich wieder erschienen sei und Unglück prophezeit habe.

Zum Schluß kommt dann der übliche stachliche Abschiedskuß, zu dem ich mich ganz tief hinunterbegen muß. Es ist, als ob die Rankenberg mit den Jahren immer kleiner würde.

Lebewohl, Wahlenburg! Wer weiß, wann ich deine jahrhundertealten Mauern einmal wiedersehe. —

Goldene Kuppeln und Sternenbanner

Kiew, den 30. März 1915.

Der erste Eindruck dieser Stadt war herzerfreuend. Warmer Sonnenschein. In der blauen Luft vibriert es golden von all den strahlenden Kuppeln der Kirchen und Klöster. Schon liebe ich Kiew; eigentlich wußte ich das vom ersten Moment an.

Die hübschen Villendiertel gruppieren sich auf steil ansteigenden Hügeln rings um die Schlucht des „Kreschtschatik“ (Hauptstraße). Die armen Droschkengäule haben es nicht leicht, die Straßen herauf- und hinunterzufeitern.

Bei den Verwandten fühle ich mich äußerst wohl. Die ein wenig überschwengliche russische Herzlichkeit wirkt wohltuend. Zwei Jungen und die Tochter Nini sind zu Hause, die älteste Nusine ist als Schwester an der Front. Tante Vera will mir dazu verhelfen, in ein Hospital zu gelangen, zunächst wahrscheinlich zu den „Amerikanern“. Das amerikanische Rote Kreuz hat nämlich Gruppen von Ärzten und Schwestern, sowie Medikamente und Verbandmaterial in alle kriegsführenden Länder geschickt. Hier in Kiew haben die Amerikaner ihr Hospital im Polytechnischen Institut eröffnet. Das

Ganze soll sehr gut eingerichtet und ausgestattet sein. Natürlich brauchen sie dort auch russisches Personal zum Dolmetschen und helfen. Tante kennt einige der Ärzte und die Oberschwester. Nächsten Sonntag will sie sie einladen. Dann soll sich mein weiteres Schicksal entscheiden.

Kiew, den 5. April 1915.

Heute war der große Tag. Zum Tee erschienen zwei amerikanische Ärzte und der russische Bevollmächtigte. Wir unterhielten uns gleich sehr gut. Die Herren waren sicher und natürlich, dabei mit guten Manieren. Mein Anliegen wurde bei Rosinenkuchen und Erdbeersaft vorgebracht und fand günstige Aufnahme. Auch die notwendigen Förmlichkeiten für meine Aufnahme können leicht geregelt werden, meint der Bevollmächtigte. Er wird meine Zukommandierung von Riga anfordern. Ich soll aber schon übermorgen antreten. Es gibt rasend viel Arbeit.

Also, es wird ernst. Ich bin beglückt, aber auch etwas ängstlich. Werde ich den Anforderungen genügen? Zum erstenmal im Leben tritt wirkliche Berufsarbeit an mich heran. Ich bekomme 40 Rubel monatlich, wie alle russischen Kriegsschwester bei freier Wohnung und Verpflegung, dazu eine einmalige Zahlung von 150 Rubel für Equipierungszwecke.

Kiew, Amerikanisches Hospital, den 8. April 1915.

Dankel Pawel brachte mich gestern mittag hierher. Das Polytechnikum liegt weit außerhalb der Stadt, mitten in einem riesigen Park. Auch Tennisplätze gibt es da. Aber natürlich wird man nicht spielen dürfen. Mit Herzklopfen ging ich die breite Treppe hinauf.

Durch hallende, zugige Korridore. Die Oberschwester, „Cister Ellen“, ist freundlich, fast herzlich. Ich verstand nicht alles von ihrem „midwestern twang“. Dann führte mich eine junge Schwester in „mein“ Zimmer. Unterwegs beantwortete sie meine Fragen: Ihre „Unit“ hier besteht aus 8 amerikanischen Ärzten und 40 Schwestern. Hierzu kommen 2 russische Ärzte, das wirtschaftliche und Kanzleipersonal (alles Russen), 7 russische Kriegsschwester und 75 Sanitäter.

Das Zimmer teile ich mit vier anderen. Mein Reich besteht aus einem Feldbett mit Strohmattreze und einem Hocker. — „Wohin tue ich bloß meine Sachen?“ war mein erster Gedanke. Vorläufig ist noch alles in den Koffern, aber zu morgen hat mir unser Zimmerbursche einen Schrank aus Medikamentkisten versprochen.

Eben schreibe ich auf meinem Bett sitzend. Nun wird wohl so ziemlich Schluß sein mit Schreiben. Höchstens an den freien Nachmittagen dann und wann.

Ich bin wie zerschlagen, alle Knochen schmerzen. Dabei habe ich nur den halben Tag gearbeitet. Morgen geht es richtig los. Es ist mir ungefähr so zumute wie am ersten Tag im Dresdner Luisenstift vor 11 Jahren.

Um 1/27 wird aufgestanden. Um 7 Uhr Frühstück, amerikanisches: warmes Fleischgericht, oder „ham and eggs“, Kaffee, Brot, Butter. Unsere Dienststunden gehen entweder von 8 bis 5, oder zu je vier Stunden geteilt mit Tischpause. Zum Nachtdienst kommt man alle 2 bis 3 Monate an die Reihe. Einmal in der Woche haben wir den Nachmittag frei, ferner Sonntags entweder den Vor- oder Nachmittag.

Die Amerikanerinnen sind alle Berufsschwester und können eine nachsichtige Verachtung unserm Können gegenüber nicht ganz verbergen. Ist ja auch begreiflich.

Sie scheinen alle unheimlich tüchtig und erfahren zu sein. Andererseits sind sie aber älzlich und unschön. Wahrscheinlich hat man sie eigens so reizlos als möglich für das von „wilden Männern“ besölkerte Rußland ausgesucht.

Herzerfrischend war es gestern am ersten, ein wenig trübseligen Abend, Dr. Mann's rundes, lächelndes Gesicht wiederzusehen. Den kannte ich wenigstens schon vom vorigen Sonntag her. Er kam mir fast wie ein alter Freund vor. Wir setzten uns auf eins der breiten Fensterbretter im Flur, und ich mußte meine „first impressions“ schildern. Nachher gingen wir noch lange im Park spazieren. Um $\frac{1}{2}$ 10 muß alles in der Klappe sein.

Kiew, den 2. Mai 1915.

Es kommt mir so vor, als sei ich schon jahrelang hier. Eigentlich ist die Arbeit gar nicht so schlimm. Man gewöhnt sich eben an alles.

Zu Beginn meines Tagewerks muß ich allerdings einen hohen Berg überklettern. Er heißt: Fünzig Betten machen! Die Rückenschmerzen sind recht störend. Dabei ist dies eine Kunst, die ich nie erlernen werde. Sister Lucy denkt das auch. Sie erscheint meist, wenn ich mitten drin bin und überschaut den Saal mit lächelnder Mißbilligung (nach dem Rezept: „Keep smiling“). Sie tadelt es, daß die Betten nicht „uniform“ seien, das heißt, daß die Querstreifen der grauen Wolldecken nicht auf gleicher Höhe mit denen der Nachbarbetten verlaufen.

Die meisten meiner Schutzbefohlenen sind Leichtverwundete und können sich selber waschen. Ich brauche also nach dem Bettenmachen nur noch Morgentee und Medikamente zu verteilen, und dann geht's ins Ver-

bandzimmer. Dort fühle ich mich am Platz. Auch scheinen die Ärzte mit mir zufrieden zu sein. Sie sind gar nicht wie Vorgesetzte.

Sämtlichen amerikanischen Ärzten ist gelegentlich ihrer Antrittsaudienz beim Kaiser russische Militärarzt-Uniform mit entsprechender Rangabzeichnung verliehen worden. Diese Maskierung hat bereits zu tragikomischen Zwischenfällen geführt. Die Herren haben natürlich keine Ahnung, wen sie auf der Straße grüßen müssen. Dazu kommt ihre gänzliche Unkenntnis der russischen Sprache. Einmal haben schon zwei von ihnen auf der Wache gefessen, weil sie den gestrengen Kommandanten von Kiew nicht begrüßt hatten.

Unser „Chief Surgeon“ ist Dr. Harvey, wir nennen ihn „General“. Er ist viel zu sanft und nachgiebig und seiner Stellung nicht gewachsen. Eigentlich ist er Frauenarzt. Er umgeht sämtliche chirurgische Probleme mit der freundlichen Anweisung: „Paint it with iodine“. — Mit Jod pinseln!

Die russischen Schwestern sind ganz jung und sehr hübsch. Meist Kauffmannsche Schwestern. Junge Mädchen aus der besten Gesellschaft. Die amerikanischen Ärzte sind restlos begeistert. Jeder von ihnen hat seinen „russischen Flirt“. Abends um ½10 schleicht Schwester Meißner, die hyperstrenge russische Oberschwester, durch den Park und segt mit scharfen Worten die Pärchen von den Bänken. Und das gerade, wenn die Nachtigallen besonders herzschnelzend schlagen!

Wir haben jetzt dauernd alle Betten besetzt — 850! Dreiviertel der Patienten sind Schwerverwundete. Fast täglich sterben welche. In den ersten Wochen litt ich an „Neulingspsychose“, wie Dr. Mann es nennt. Das viele entsetzliche Leiden der Patienten erschütterte mich so

sehr, daß ich aus dem seelischen Gleichgewicht kam. Ich dachte auch in der freien Zeit ausschließlich an die Kranken. Mochte nicht ausgehen, nicht einmal lesen. Dr. Mann hat mich im richtigen Moment aus diesem Zustand herausgerissen. Er sagte, im Interesse der Sache müsse ich es lernen, bei Dienstschluß meine Gedanken umzuschalten. Nur so könne ich mich richtig erholen und am nächsten Morgen wieder frisch sein. „Die Patienten brauchen Ihre Nervenkraft. Sie schaden ihnen nur, wenn Sie nachts, anstatt zu schlafen, über ihre verschiedenen Leiden nachdenken.“

Fast mit Gewalt schleppt er mich abends in die Stadt, zu den Verwandten, ins Kino und Theater.

Am liebsten mag ich immer im „Kaufmannsgarten“ essen. Von der Terrasse des Restaurants aus hat man den schönsten Ausblick über den Dnjepr und die jenseitigen Ufer. Die Abende sind schon sommerlich warm. Hier ist eben doch Süden. Rings an den Nachbartischen sieht man hübsche Uniformen, schicke Damen, hört Musik, Lachen. Hier vergißt man die trüben Gedanken und Eindrücke für einige Stunden, vergißt das Stöhnen der Verwundeten, vergißt, daß es einen Tetanus gibt.

Gestern saß ich bei solch einem armen Opfer bis zuletzt. Er wurde bereits mit Wundstarrkrampf eingeliefert, und es war zu spät, ihn noch in das Spezialhospital zu schicken. Ach, leider ist es meist zu spät. Wir haben kein Serum, und es dauert Stunden bis die Kranken hinübergebracht werden.

Es war entsetzlich. Der Patient noch jung. Die Glieder im Krampf verrenkt, den Kopf hintenüber geworfen, das Gesicht zu scheußlichem Grinsen verzerrt, so wälzte er sich, in Schweiß gebadet, auf dem Boden. Im Bett konnten wir ihn nicht halten. „Eis, Eis“, flehte er, und

dann wieder, wenn ich es besorgen wollte: „Nur nicht bewegen, Schwester sitzen bleiben.“ Denn jede kleinste Luftschwingung, jedes Geräusch löst einen neuen Krampfanfall aus. Bläulich weiße Finger greifen verzweifelt ins Leere. Man fühlt sich ohnmächtig zu helfen. Der Krampfteufel ist stärker. Er zerrt und reißt an seinen unglücklichen Opfern bis er das Herz erreicht und die letzten schwachen Schläge zum Stillstand bringt.

Immer erfaßt mich das gleiche eisige Erschrecken, wenn einer meiner Kranken sich darüber beklagt, daß er den Mund zum Essen nicht richtig öffnen könne. Ich blicke in ein ahnungslos gutmütiges Muschifgesicht und denke: in 5—6 Stunden bist du Armer vielleicht schon tot! Man sagt einige beruhigende Worte, läßt alles stehen und liegen und stürzt zum Arzt und dann ans Telephon. Das Tetanushospital wird benachrichtigt. „Schicken Sie ein Auto, schnell, schnell . . .“ Aber die Zeit erscheint einem endlos, bis der Kranke endlich auf die Bahre gepackt und fortgetragen wird. Er lacht und freut sich vielleicht noch über diese „Reise“.

„Bald bin ich wieder da, Schwester“, ruft er noch und will den Kopf grüßend wenden und kann es nicht mehr.

Jeder einzelne meiner Pflegebefohlenen ist mir ans Herz gewachsen. Die meisten kenne ich bereits, seit ich hier bin. Unendlich geduldig und dankbar ist der russische Soldat. Stark wie ein Pferd im Erdulden von Schmerzen und doch wiederum hilflos wie ein Kind in seiner Not. Sobald ein Kranker aufstehen darf und auf seinen Krücken umherhumpelt, will er gleich den Schwestern helfen: Verbandgaze schneiden, Binden wickeln, Essen austheilen. Die amerikanischen Ärzte werden von ihnen vergöttert, weil sie meist freundlich und lustig sind und nie „schimpf-

fen". Daß letzteres wohl hauptsächlich in deren geringer Kenntnis des Russischen seinen Ursprung hat, will ihnen nicht einleuchten.

„Über die amerikanischen Schwestern arbeiten zu flink und haben nie Zeit, uns etwas zu erzählen.“

Heute ist mein freier Nachmittag, und ich kann nach Herzenslust faul sein. In die Stadt fahre ich erst abends. Nach einem ausgiebigen Mittagschlaf sitze ich jetzt im Garten. Ich habe eine ganz versteckte Stelle entdeckt in dem verwilderten Teil des Gartens. Niemand stört mich. Unser Bursche hat mir Bank und Tisch hergeschafft. Hier werden wahre „Entspannungsgorgien“ gefeiert.

Kiew, den 21. Mai 1915.

Den Nachtdienst habe ich hinter mir. Gott sei Dank! Es war wie ein spukhafter Angsttraum. Nach zwei Wochen wurde ich schon erlöst. Die Oberin hatte Mitleid mit dem „Neuling“. Im allgemeinen haben die russischen Schwestern 3 Wochen Nachtdienst, die amerikanischen 6 Wochen. Ja, es gibt eine Schwester hier, die schon seit 3 Monaten nicht abgelöst worden ist — „because I like being on night duty“. Na ja, es muß auch solche Wesen geben!

Nach dem Abendessen begann die Tortur. Den Tag vorher hatte ich nur den Vormittag über gearbeitet.

Zusammen mit einer amerikanischen Nurse ist uns die ganze zweite Etage zugeteilt. Das bedeutet etwas über 300 Betten. Es bedeutet nie endenwollende, breite, hallende, schlecht erleuchtete Korridore. Es bedeutet keinen Moment Ruhe bis 8 Uhr früh. Zwischen 3 und 4 Uhr schlingen wir stehend etwas Essen hinunter.

Nachtwache . . . Ich bin allein in dem einen Riesen-

flügel. Sister Mabel ist am anderen Ende beschäftigt. Meine eigenen Schritte hallen unwahrscheinlich laut in den weiten dunklen Gängen. Überall das Stöhnen der Verwundeten. Immer wieder der Ruf „Sestritza“. Man soll helfen, die Schmerzen lindern, zu trinken geben. Einige flehen um die „Nadel“ (Morphium). In jedem Saal „wacht“ noch ein Sanitäter, d. h. er schläft auf einem Stuhl. Und es gibt leichtere Aufgaben, als einen müdegearbeiteten russischen Bauernsohn zu wecken!

Das Gefühl der eigenen Ohnmacht ist niederdrückend. Tagsüber sind doch wenigstens die Ärzte immer zur Stelle.

Rissen zurechtrücken. Tröstende Worte. Puls zählen. Wasser reichen. Verband erneuern.

„Schwester, mein Verband ist durchgeblutet.“ Einer ruft es aus dem Nebensaal. Eisiges Erschrecken vor dem immerdrohenden Feind: Hämorrhagie! — Nur das nicht —, fleht man innerlich, während man hinläuft. Schnell, schnell . . . Ganz hellrot ist der Verband am Bein. Das Blut sickert durch, tropft auf das Laken.

Abbinden der Schlagader. Herunterreißen des Verbandes. Wachrütteln des Sanitäters. „Den Doktor, schnell!“

Bei Halswunden ist meist nicht mehr zu helfen. Bei einem Kranken habe ich dabeigesessen, bis er verblutet war. Immer weißer und stiller wurde er, bis schließlich der letzte Tropfen entströmt war. Einer voll von Blut . . .

Man darf den diensttuenden Arzt auch nicht unnütz wecken. Einmal waren Läuse unter dem Gipsverband. Der arme Junge wurde fast verrückt. Ich konnte die Qual nicht mehr ansehen. Zum Glück war Dr. Mann „on duty“. Einen anderen hätte ich nicht zu rufen gewagt. Er hatte Verständnis. Ich machte es ihm

Klar, daß es grausam wäre bis zum Morgen zu warten. Zusammen haben wir dann den Gipsverband entfernt — auch die Läuse — und einen neuen Verband fabri- ziert. — Guter alter Doktor! Er knurrte wohl etwas über die Möglichkeit einer Knochenschiebung usw., aber nachher freute er sich selbst an der Seligkeit des Burschen.

In den letzten 10 Nächten begann das „große Ster- ben“. Jedesmal 2—3 Todesfälle.

Wenn es zu Ende geht, tragen wir den Betreffenden auf den Flur hinaus. Dort wird ein Schirm um sein Bett gestellt. Der primitive Russe fürchtet sich vor dem Tod, und selbst die Sanitäter machen nachts einen Bo- gen um die weißen Schirme, hinter denen es röchelt und ankt. Oft kann ich nicht einmal bis zum Schluß bei einem bleiben, weil schon der andere im Todeskampf liegt. Und man möchte doch da sein. Vielleicht spüren sie es selbst in den letzten Minuten noch, daß jemand bei ihnen ist, jemand ihre Hand hält. Viele sterben bei vol- lem Bewußtsein und sprechen noch bis zum Schluß. Von ihrer Familie erzählen sie und von zu Hause und bitten, daß man schreibt und berichtet.

„Und noch einen Gruß an den Paten Ossip und an den Nachbarn Jefim und an die kleine Mascha . . .“ Ich schreibe in mein Notizbuch nach seinem Diktat, das im- mer unverständlicher wird. Und plötzlich ist es ganz still. Der Tod geht weiter und sucht sich sein nächstes Opfer.

Fahles Frühlicht scheint durch die hohen Fenster. Der Tote muß zurechtgemacht werden. Waschen mit Karbol- lösung. Keine Wäsche. Hochbinden des Unterkiefers. Nasse Wattebäusche auf die Augenlider. Die Sani- täter haben „keine Zeit“. Dringende Arbeit. Bloß keine Leiche anfassen müssen. So quält man sich allein

mit schweren Körpern, mit unbiegsamen Gliedern. Einer, den ich zum Ankleiden umdrehen wollte, rutschte zwischen Bettkante und meinen Knien auf die Erde. Es war grauenhaft. Ich versuchte den Toten wieder aufs Bett zu zerren. Es ging nicht. Meine Arme waren kraftlos und zitterten. Schließlich mußte ich doch nach einem Sanitäter rufen. Und während ich auf ihn wartete und der Tote vor mir auf dem Boden lag, rief schon wieder einer im Saal nach mir:

„Schwester, hier stirbt jemand.“

Aber einmal wird es doch Morgen, und der Dienst ist zu Ende. Müde und zerschlagen geht man zum Frühstück. Das Essen schmeckt nicht. Alles riecht nach Karbol. Dann zu Bett. Man schläft wenig und unruhig. Das Tageslicht stört und die vielen Geräusche. Die Gedanken laufen hin und her. Die Geschehnisse der Nacht werden zu schreckhaften Träumen. Die Angst packt einen. Man wacht auf und denkt mit Entsetzen an die nächste Nacht.

Am späten Nachmittag steht man auf. Völlig unerholt. Dazu grenzenlos niedergeschlagen. Gleich gibt es Essen und nachher beginnt das Nachtdasein wieder.

Ich bewundere die Amerikanerinnen. Sie kommen nie aus dem Gleichgewicht. Schlafen am Tage fest und ruhig und spielen dann vor dem Essen womöglich noch Tennis. Ich fühle mich dauernd umringt von den Schatten nächtlicher Todesqual.

15. Juli 1915.

Seit Mitte Juni kommen keine Nachrichten mehr aus Kurland. Die Deutschen haben es besetzt. Abgeschnitten!

Abgeschnitten von der Heimat. Von Sandro. Von

Geldzufuhr. Wie lange wohl? Bald ist man nun ein Jahr fort. Damals sprachen wir von drei Monaten Krieg. Vielleicht dauert er drei Jahre. Aber nein, das wäre undenkbar!

Ich habe wenig Zeit zum Denken, zum Traurigsein. Es gibt rasend zu tun. Ein Schub Amerikaner ist zurückgereist, die nächsten sind noch nicht da. Die Räume des Polytechnikums genügen nicht mehr. Wir haben noch ein Gartenhaus dazugenommen.

Ich „darf“ jetzt schon Injektionen machen, selbständig verbinden und Narkosen geben. Die Sommerhitze lastet. Somows sind auf ihrem Gut. Nur Onkel Pawel ist hiergeblieben. Er arbeitet im Stab. Häufig holt er mich abends ab. Dann essen wir im Continental Hotel. Schöne kalte Sakuski und „Hühnercôtelette à la Kiew“. Einigemal waren wir auch im Nachtclub, der auf einer Injepr-Insel liegt. Man fährt im Motorboot hinaus. Kiew steigt dann jenseits des Flusses in malerischer Pracht auf. Golden glänzen die Kuppeln der Kirchen und Klöster.

13. August 1915.

Das letzte Weekend war herrlich! Ich fuhr mit dem „General“ und Dr. Mann nach Bakumowka zu Somows. Ihr Auto holte uns ab. Es sind nur 60 Kilometer. Schon die Fahrt war ein Genuß. Wir waren ganz außer Rand und Band. Wie ausgelassene Schulkinder. Endlich einmal frei! Der Weg ist ausgefahren und staubig. Die Fahrt dauert fast drei Stunden.

Endlich die Allee. Dann scharf um die Ecke. Wir halten vor dem Gutshause.

Der Diener — Tscherkess in dunkelroter Uniform — nimmt die Koffer. Sommerlich gekleidete Gestalten

Kommen aus dem Garten gelaufen. Frohe Willkommensworte. Die Kusinen führen mich in mein Zimmer. Helle Kretonnemöbel. Ausblick auf den Obstgarten.

Die Schwestertracht wird abgeworfen. Mit dem „Zivil“ kommt ein verstärktes Gefühl der Daseinsfreude über mich.

Das Haus ist voller Besuch. Marussia ist da und Alioscha und die beiden Tischechenjungen und der „schöne“ Gascha. Dann natürlich unzählige Sommergouvernanten. Alle möglichen Sprachen schwirren durcheinander — nur kein Deutsch.

Es folgten anderthalb prachtvolle Tage. Landpartien auf hohen strohgefüllten Erntewagen, Ritte, Bootfahrten und Tennispartien. Es läßt sich ja so unglaublich viel in die kurze Zeit hineinquetschen. Als die „Alten“ sich spät abends zur Ruhe begaben, zogen wir noch ins „Kavalierhaus“. Abwechselnd wird das alte Klavier bearbeitet, während die anderen tanzen. Marussia ist 18 und wunderhübsch. Alle Jungen vergöttern sie. Ihr Vater ist Kommandeur der 12. Husaren.

Marussia soll noch einmal den „Kußki“ tanzen. Es ist der letzte Abend. Sofort bereit, stellt sie sich in Positur. Den Kopf leicht zurückgeworfen, eine Hand am Hinterkopf, die andere leicht in die Hüfte gestemmt. Ihre erstaunlich großen dunkelblauen Augen sind weit offen. Der Mund lächelt. Die feinen Nasenflügel sind gebläht. Sehr groß ist sie. Knabenschlank. Nun dreht sie sich langsam im Kreise. Der Rhythmus ihrer Bewegungen ist vollendet. Immer schneller. Blonde Haarwölkchen flattern. Weiße Zähne leuchten. Wir alle klatschen in die Hände im Takt der Musik.

„Bravo, Marussia!“ Ein letzter Wirbelschwung, und sie wirft sich aufatmend aufs Sofa.

Ulioscha sitzt in einer Ecke. Die Hände hinter dem Kopf verschränkt, die Beine lang vorgestreckt. Sein Blick ist traurig ins Leere gerichtet. Sonst ist er immer der Spaßmacher der Gesellschaft. Heute ist er nicht aus seiner einsilbigen Verdrossenheit aufzurütteln. Aus halbverschlossenen Augenlidern hervor schießt er jetzt zu Marussia hinüber, die gerade von Gascha in Anspruch genommen wird. Er redet leise auf sie ein. Sie lacht. Gascha steht auf und geht zum Flügel. Er ist schön wie ein Mädchen. Ganz zarten Teint, — lange Wimper. Blond und blauäugig wie Marussia. Er singt:

„Celle que j'adore en cachette
A des yeux bleus . . .“

Den Refrain singen wir alle mit:

Mon cœur est las
De tant de peine.“

Jemand öffnet die Tür und geht in den dunklen Garten. Es ist Ulioscha.

Wir singen weiter. Alle „unsere“ Lieder. Taktjubelnde Soldatenmärsche, schwermütige Zigeunerlieder, moderne Operettenschlager.

Rusine Loula hat sich hinausgeschlichen. Ob sie Ulioscha tröstet? Doch schon kommt sie wieder mit einem Tablett und Gläsern. Der Tischerkessel trägt einen großen Kristallkrug hinterher. Rotschimmernder Sommertrunk. Erdbeerbowle!

Vor dem Zubettgehen kommt noch ein letzter Rundgang durch den Park. Die Bäume verdunkeln den Nachthimmel. Nur hier und da ein Stern. Frösche quaken eintönig. Man geht wie durch Duftwolken von all den Gartenbeeten. Glühwürmchen schwirren. Es gibt keinen Krieg mehr und kein Schwesterndasein. Es gibt

nur noch diese bezaubernde russische Sommernacht. Und man ist jung und gesund und voll Freude.

Kiew, den 9. September 1915.

Eben saß Schwester Meißner eine Weile bei mir im Garten. Sie ist ein Original! Strenges, ein wenig mürrisches Gesicht, weiß gescheiteltes Haar, breites blaues Seidenband mit goldenem Kreuz auf der Brust. Sie ist sehr eingenommen von ihrer Würde: erstens Oberschwester, zweitens Kauffmannsche! — Was gäbe es wohl Vornehmeres? Sie ist stets in Weiß gekleidet und schleicht abends wie ein blutloses Gespenst durch die Schlafsäle.

„Diese Amerikaner“ bringt sie in mißbilligenden Gegensatz zu allem Russischen im Hospital. „Diese Amerikaner“ sind eine ganz inferiore, sittenlose und gefährliche Gesellschaft. „Ihre Schwestern tragen abends Ballkleider und tanzen im Hospital; auch spielen sie Tennis in fast kniekurzen weißen Kleidern. Das sollte nur einmal die Baronin sehen!“ Die „Baronin“ ist die gefürchtete und verehrte Patronesse der Kauffmannschen Schwestern, Baronin von Urküll.

Heute hat Schwester Meißner wieder etliche ihrer Schwestern mit amerikanischen Ärzten auf den Parkwegen entdeckt und ist voller Entrüstung. „Diese Amerikaner“, knurrt sie erboßt, „immer sind sie hinter den Unseren her. Warum halten sie sich nicht an ihre eigenen Schwestern? Aber die sind ihnen wohl nicht hübsch genug.“

Goldene Herbsttage über Kiew. Beim kurzen „morning run“ vor dem Frühstück schnuppert man beglückt die quellfrische Luft. Wir haben jetzt „Außendienst“, d. h. man schickt uns in kleinen Gruppen zur Arbeit an

den Güterbahnhof. Dort helfen wir die Verwundetentransporte empfangen, versorgen, verbinden und weiterleiten. Auch auf dem Ausstellungsgelände arbeiten wir, wo Tausende von Leichtverwundeten in den weitläufigen Holzbaracken untergebracht sind. Die Arbeit ist anstrengender als „zu Hause“, aber auch abwechslungsreicher. Schon der weite Weg zu Fuß und mit der Elektrischen macht Vergnügen.

Etwas recht Amüsantes passierte mir vorige Woche. Ich habe Dienst am Güterbahnhof zusammen mit 5 amerikanischen Schwestern, 2 Ärzten und einigen Sanitätern. Um 8 Uhr früh waren wir angetreten. Mehrere Warteräume sind gefüllt mit Verwundeten auf Bahren. Es gibt eine Menge Verbände. Gleich soll wieder ein Lazarettzug einlaufen.

Ich bemerke auf dem Bahnsteig eine gewisse Unruhe. Sporenklirren. Generalsuniform. Erregte Stimmen.

„Was gibt es?“

Der Oldenburger wird erwartet.“

Herrgott, der Oldenburger! Mir wird ganz heiß vor Aufregung. Ich erkläre den Amerikanern:

„Der Prinz von Oldenburg, Schwager des Zaren und Generalinspektor des Roten Kreuzes kommt. Er wird das Lazarett hier revidieren.“

Ein gleichmütiges „Oh indeed?“ ist die Antwort.

Die ahnen ja nicht, was uns bevorsteht, denke ich entnütigt. An der Front kursieren unzählige Geschichten über die unerbittliche Strenge des Oldenburgers. Seinem Späherblick entgeht nichts. Er stellt hohe Anforderungen an die Arbeitskraft der Hospitalangestellten. Einmal soll er eine Schwester Knall und Fall entlassen haben, weil er unter der Matratze eines der Betten etwas Staub entdeckt hatte.

Mir fällt ein, daß er als erstes immer die Latrinen besichtigt. Ich eile hinaus. Natürlich läßt die Sauberkeit zu wünschen übrig. Und während die Sanitäter Eimer voll Wasser schleppen, wird mir plötzlich klar: Ich bin hier sozusagen die verantwortliche russische Vertretung unter all den Amerikanern!

Ich instruiere die Sanitäter: „Die Anrede ist „Imperatorskoje Wissotschestwo“ (Kaiserliche Hoheit).

Nun schnell noch etwas Ordnung in das Verbandmaterial, die Instrumente bringen. Zu spät! Durchs Fenster sehe ich, wie ein Zug langsam einfährt.

Mehrere Offiziere kommen den Bahnsteig herauf. Voran ein kleiner älterer Herr in Generalsuniform mit Schleppsäbel. Ein Adjutant reißt die Tür zu unserem Verbandzimmer auf. Vor mir steht der Gefürchtete. Merkwürdig! Ich blicke in ein paar freundliche blaue Augen. Eine kleine gepflegte Hand wird ausgestreckt. Er begrüßt uns alle. Jetzt wendet der Prinz sich an die Sanitäter. Sie schmettern ihre Begrüßung wie einen Trompetenstoß in den Raum. Der Prinz lächelt. Dann sieht er sich fragend um. „Wer von Ihnen spricht russisch?“

Ich trete vor.

„Wollen Sie bitte den amerikanischen Herrschaften meine Worte übersetzen?“

Es folgt eine kurze Ansprache der Anerkennung und des Dankes für die aufopfernde Arbeit des Amerikanischen Roten Kreuzes an den russischen Verwundeten. „Der vorzügliche Eindruck, den ich von Ihrer Tätigkeit hier empfangen habe . . .“

Ja, tränme ich denn? — Das der Oldenburger, der finster, mit kurzen scharfen Worten durch die Lazarette rasen soll!

Mechanisch übersehe ich seine Worte ins Englische. Das ist ja alles gar nicht schlimm. Jedoch, jetzt räuspert sich der amerikanische Arzt und bringt in seinem weichen Virginia-Dialekt eine Erwiderung. Lang und blumenreich. Zum Schluß bittet er mich, seine Worte auf russisch zu wiederholen.

Samiel stehe mir bei! Mit meinem mangelhaften Russisch! Der Oldenburger wird natürlich gleich die „Deutsche“ wittern. Ich nehme allen Mut zusammen und murmle einige banale Begrüßungs- und Dankesworte. Eine Übersetzung ist es wohl kaum. Wenn ich stoße, streue ich jedesmal als letzte Rettung die „Kaiserliche Hoheit“ ein. Der Prinz lächelt. Seine Begleiter lächeln. Was gibt es denn bloß? Jetzt noch ein Händedruck reihum, dann entfernt sich der kleine Zug sporenkirrend.

Einer der älteren Sanitäter kommt auf mich zu. „Gefrißa, das war gar nicht der Oldenburger.“

„Ja, um Himmelswillen wer denn sonst?“

„Ich weiß es nicht.“

Am selben Abend habe ich Urlaub. Ich sitze in „Zivil“ mit Dunkel Pawel im Speisesaal des Continental. Der Dunkel grüßt zu einem Herrn hinüber. Ich sehe hin. Der Herr erhebt sich und kommt auf uns zu. „Herrgott, der falsche Oldenburger.“ Er bittet um Vorstellung. „Graf Wassiltschikow“. Ich sehe auf: „Guten Abend — Kaiserliche Hoheit.“ Jetzt erkennt mich der Graf und lacht herzlich.

„Also Sie waren die Schwester, die mich heute so hoch ehrte!“

„Und so schlechtes Russisch sprach“, füge ich hinzu.

Es stellt sich heraus, daß Graf Wassiltschikow den Prinzen von Oldenburg vertreten hat, was aber vorher

nicht bekannt gegeben war. Ich schildere meine Furcht und den ermutigenden Einfluß seines freundlichen Lächelns. — Wir verbringen einen reizenden Abend zu dritt.

Kiew, den 23. September 1915.

Veränderungen stehen bevor. Nach der Versenkung der „Lusitania“ wurde das in Deutschland stationierte amerikanische Lazarett sofort abberufen, und aus politischen Gründen auch gleichzeitig die übrigen in Europa befindlichen Abteilungen des amerikanischen Roten Kreuzes. Unsere Amerikaner sind bestürzt und unwillig. Sie wollen nicht fort. Alles wird aufgeboten, um doch zu bleiben. Rußland hat es ihnen angetan. Kabel werden gewechselt. Schließlich scheint ein Ausweg gefunden. Unser Hospital repräsentiert nicht mehr das staatliche Rote Kreuz, sondern wird in ein privates Gewand gekleidet. Es heißt jetzt „Rockefeller Hospital“.

Allein neue Schwierigkeiten entstehen. Es gibt Uneinigkeiten und Mißverständnisse mit den russischen Behörden. Schließlich kommt es zu ernstlichen Verstimmungen. Und auf einmal werden die Amerikaner in den Kaukasus abkommandiert. Vorläufig sollen sie nach Tiflis, dann wird man weiter sehen.

Ich freue mich auf den Kaukasus! Wieder ein Stückchen neue Welt!

Kiew, den 1. Oktober 1915.

Nichts mit dem Kaukasus! Wir standen mitten in Reisevorbereitungen. Kisten wurden zugehämmert, Koffer gepackt. Da kam in letzter Minute der Befehl: „Die russischen Schwestern haben zurückzubleiben. Ein Frontwechsel ist nicht gestattet.“

Betrübnis und Empörung. Man ist so gut mitein-

ander eingearbeitet. Warum darf man nicht weiterhin zusammenbleiben? Außerdem brauchen uns die Amerikaner doch, zum mindesten als Dolmetscher. Der „General“ vertröstet uns auf später. Er würde uns vom Kaukasus aus offiziell anfordern lassen. Zwingende Gründe angeben.

„Sie werden alle nachkommen. Wir können Sie nicht entbehren.“

Wer weiß, ob das eintrifft. Heute abend reisen sie. Ich soll mit den anderen russischen Schwestern in die Reserve¹ und dort auf weitere Befehle warten.

Schwesternreserve, Kiew, den 5. Oktober 1915.

Morgen geht es nun wirklich an die Front. Gott sei Dank! Hier in der Reserve ist es entsetzlich. Ich habe eine Pritsche in einem riesigen überfüllten Schlafraum. Man wäscht sich an Leitungskränen im Flur. Ich beobachte, daß die meisten Schwestern sich fertig anziehen und hierauf lediglich Gesicht und Hände abspülen. Es gibt tolle Typen unter ihnen. Neben mir schläft eine pockennarbige Sibiriakin. Sie verwahrt ihr Geld in einem zugeknöteten Taschentuch. Das hängt sie sich nachts an einem Bindfaden um den Hals.

Telegramm von Dr. M. Die Amerikaner sind nach Persien weitergeschickt. Nun wird natürlich nichts aus unserem Nachreisen!

Statt dessen bin ich in das 281. Reserve-Feldlazarett abkommandiert. Wo es steht, erfahre ich erst im letzten Moment wenn ich meine Papiere bekomme. Jedenfalls ist es in Wolhynien.

¹ Kostenlose Schwesternhotels, die vom Roten Kreuz in allen größeren Städten eingerichtet waren.

»La principale chose est de se
tenir droit«

Slavuta, den 11. Oktober 1915.

Mein 281. Lazarett ist auf dem Gut eines polnischen Fürsten nahe bei dem Städtchen Rowno stationiert. Verwundete und Personal sind in der früheren Weberei und mehreren leerstehenden Wirtschaftsgebäuden untergebracht. Unser Chefarzt ist Armenier, das übrige Personal russisch und polnisch. Ich werde besonders freundlich empfangen, da mich Graf Schelajew, der Generalbevollmächtigte für die Militärlazarette der 8. Armee, speziell empfohlen hat. Er ist ein Vetter des Kaisers. Ich kenne ihn nur flüchtig. Er sagte mir, als ich ihn im Stabe aufsuchte: „Ich möchte gern, daß Sie ins 281. kommen. Sie werden sich in Slavuta wohlfühlen. Der alte Fürst und seine Nichten werden sich Ihrer annehmen. Sie können dort reiten und auf die Jagd gehen. Slavuta hat die beste Araberzucht in ganz Europa.“ Über die Arbeit wurde nicht viel geredet.

Es gefällt mir hier auch wirklich ganz gut. Das Personal ist sehr entgegenkommend. Besonders nett ist Schwester Varia. Sie hat ein sanftes dunkeläugiges Madonnengesicht, dazu gänzlich unmadonnenhaften Humor. Wir sind nur 16 bei Tisch. „Eine große Familie“,

sagt der Chefarzt. Am Vormittag werden Verbände und Operationen gemacht. Die gröbere Arbeit fällt den Sanitätern zu. Um 12 Uhr teilen wir das Essen aus, und um 2 essen wir selbst. Dann ruht man. Am Nachmittag werden Runden gemacht, Medizin verabfolgt, Temperaturen gemessen. Erst gegen 10 gibt es Abendessen. So kommt man spät zu Bett. Es gibt keine bestimmten Arbeitsstunden. Jeder tut das Seine bis er damit fertig ist. Für pflichtbewußte Menschen das einzig Richtige.

Glavuta, den 17. Oktober 1915.

„Heute kommt die Gräfin wieder“, sagte der Chefarzt gestern im Verbandzimmer. Ich war äußerst gespannt. Sie ist eine Nichte und Pflegetochter des alten Fürsten und arbeitet als Volontärin bei uns. Die letzten Wochen war sie bei ihren Verwandten Kadziwills zu Besuch.

Kurz vor 10 wird die Tür ziemlich heftig aufgerissen. Ein jugenhaftes Wesen erscheint. Sehr schlank, nicht mehr jung. Sehr kurze Röcke. Sie wirft den Jagdpepel und ein grünes Filzhütchen in die Ecke. Ich konstatiere einen Herrnscheitel und männliches Kostüm mit Kravatte und Weste. Gut sitzend, vorzüglicher englischer Stoff. Die Jacke zieht sie aus. Die steifen Manschetten werden aufgekrempt. Dann fährt sie in einen weißen Kittel. Sie trägt keine Haube. Ein straffer Haarschopf fällt ihr vorn in die Stirn. Mein Interesse ist groß. Der Armenier stellt uns vor: „Gräfin Eva Kasewski“. Sie sieht mich an. Prüfend, nicht unfreundlich. „Ich spreche schlecht russisch“, sagt sie.

„Ich auch.“ Wir lachen. „Also französisch“, sagt sie, „oder deutsch, wenn wir allein sind.“

Ich glaube, daß ich mich mit der Gräfin befreunden könnte.

Slavuta, den 27. Oktober 1915.

Heute war ich mit Eva in der Reitbahn. Sie hat mir einen entzückenden Araberschimmel zur Verfügung gestellt. Ich fühle mich seiner sprunghaften Nervosität durchaus nicht gewachsen. Aber Eva ist unerbittlich. Sie stellt sich mit der langen Dressurpeitsche in eine Ecke der Reitbahn auf und kommandiert. Klatscht auch mit besonderem Vergnügen und Geschick mit der Peitsche durch die Luft wie ein Zirkusdirektor. Mein Schimmel mag das gar nicht. Ich auch nicht.

Sie ist die beste Reiterin, die ich je gesehen. Die meisten Pferde des fürstlichen Gestüts werden von ihr geritten. Sie ist überhaupt ein Mordskerl, auch im Schießen. Ihre Familie sieht in ihr so etwas wie ein schwarzes Schaf. Besonders ihre Schwester, die Gräfin Euphemia, die sehr ladylike und elegant ist. Sie verachtet Evas Herrenscheitel und ihre ewigen Jackenkleider.

Der alte Fürst ist bezaubernd. Einundachtzig Jahre alt. Noch immer eine wundervolle Erscheinung. Groß und schlank. Daß weiße volle Haar trägt er recht lang im Nacken. Er hat in der Garde-à cheval gedient. Sein Bruder ist Statthalter von Galizien. Er selbst hat auch große Besitzungen in Österreich. Witwer, kinderlos.

Neulich war ich zum Essen im Schloß. Der Fürst ließ mich in einem geschlossenen Wagen mit Kutscher und Diener auf dem Bock abholen. Dabei sind es kaum 5 Minuten zu Fuß durch unsere Gartenpforte! Das Schloß ist nicht alt. Keine historischen Attraktionen, aber elegant und geschmackvoll möbliert. Es waren noch etliche polnische Verwandte da. Man sprach wie üblich

französisch. Ich mag die polnische Aristokratie. Die alten Ritterzeiten scheinen wieder auferstanden zu sein. Phrasen und Komplimente? — Gewiß reichlich viel. Aber welche Frau hörte sie im Grunde nicht gern! Der Schloßkaplan ist ebenso alt und weißhaarig wie der Fürst. Nach dem Essen — es war wohl der Gutenachtgruß, denn der Pater Kanonikus zog sich sofort zurück — küßte der Fürst dem Pater die Hand und der Pater den Fürsten auf die Schulter. Es war sehr hübsch. Ich liebe symbolische Handlungen.

Im allgemeinen bin ich aber doch lieber mit Eva allein. In ihrer stallduftenden Junggesellenbude oder auf atemlosen Spazierläufen durch den Wildpark und Wald. Häufig bleibt sie auch zu den Mahlzeiten bei uns im Lazarett. Nachher schwagen wir dann bis spät in die Nacht.

Slavuta, den 4. April 1916.

Lange schrieb ich nicht mehr. Nicht ein Mangel an Erleben war der Grund, sondern wohl ein Mangel an Initiative. Ich lebe gleichsam in einer ganz neuen Welt, bin selbst ein neuer Mensch und finde nicht mehr die Brücke zu meinem früheren Ich.

Inzwischen habe ich Urlaub gehabt und war bei Mama in Petrograd. Außer zu Kayserslings bin ich fast nirgends hingegangen. In der kurzen Zeit wollte ich soviel als möglich mit Mama zusammen sein.

Dann kam die Rückreise Petrograd—Kiew und eine Nacht in Moskau, die mir ein merkwürdiges Erlebnis brachte.

Ich kam um 9 Uhr abends in Moskau an und hatte erst wieder am nächsten Morgen Anschluß nach Kiew. Ich versuchte in mehreren Hotels unterzukommen, wurde

aber wegen Überfüllung oder wegen meiner Schwesternuniform nirgends aufgenommen. Vor der „Schwestern-Reserve“ graute mir nach den bisherigen Erfahrungen unbeschreiblich.

Da kam mir ein rettender Gedanke. Madame Sitowa, meine russische Lehrerin in Riga, hatte mir häufig von ihrer alten Tante in Moskau gesprochen, die bei ihrem Sohn, einem Arzt, im Scheremetjew'schen Krankenhaus lebte. Ich wußte auch, daß sie dieser alten Dame über mich geschrieben hatte. Sicher würde mich diese für eine Nacht aufnehmen können. Ich gab dem Kutscher die Adresse. Der Weg war nicht weit. In dem großen Gebäude fragte ich mich mit einiger Mühe bis zu der Wohnung von Madame Palajew durch.

Ich klingelte etwas zaghaft. Eine sehr alte Dame öffnete. Ich erklärte meine Person und die schwierige Lage, in der ich mich befand, so gut es ging.

Als ich Madame Sitowas Namen nannte, strahlte die Alte. Ich wurde mit offenen Armen von ihr aufgenommen.

Sie habe leider nur ein Zimmer und Küche, ich sei jedoch herzlich willkommen. Das Mädchen, das bereits in der Küche schlief, wurde sofort in die obere Etage ausquartiert. Madame Palajew bezog das Bett mit neuer Wäsche und lud mich noch zu einem Glase Tee in ihr Zimmer ein.

Hier waren die Wände und sämtliche geeigneten Möbelstücke mit Bildern von Tolstoi geschmückt. Tolstoi — in allen Altersstufen und Lebenslagen. Auch eine Büste von ihm stand mit frischen Blumen davor auf der Kommode.

Die alte Dame, die, wie ich erfuhr, bereits 81 war, geriet in jugendliche Begeisterung, als ich das Gespräch

auf den offenbar so heiß Bewunderten brachte. Tolstoi, den sie noch persönlich gut gekannt hatte, war ihr Gott, ihr Ideal, ihr einziger Lebensinhalt.

Meine eigenen Zweifel an der Kongruenz von Tolstois Lehren mit seinem Leben wagte ich angesichts dieser restlosen Begeisterung gar nicht laut werden zu lassen. Ich wollte auch durchaus nicht mit diesem prachtvollen alten Menschen streiten. Ich wollte nur zuhören und mich belehren lassen. Und sie erzählte so schön! Ich vergaß die späte Stunde, meine Reifemüdigkeit und unsere flüchtige Bekanntschaft.

Unentwegt sah ich in zwei durchgeistigte, gütige, blaue Augen und lauschte auf die klangvollen russischen Worte. Madame Palajew sprach so, als hielte sie eine öffentliche Rede, fließend und mit vollendet schöner Satzstellung. Und doch klang es keineswegs wie eine abgedroschene, auswendig gelernte Darstellung. Impulsiv, aus der Minute geboren, reihten sich die Worte aneinander.

Tolstoi — Tolstoi — der Große, der Heilige, der Märtyrer seiner Ideen. Tolstoi, der von so vielen Unverständene, von seiner eigenen Familie Gequälte. Ich hörte zu und glaubte alles. Die Erzählung riß mich mit sich fort. Ich war berauscht. Ein Tempel wurde in diesem ärmlichen Stübchen errichtet. Und in diesem Tempel saß ich mit einer fast Unbekannten, gläubig und andächtig vor dem geistigen Bildnis des großen Meisters.

Ich empfand kein Schlafbedürfnis. Diese ganze außergewöhnliche Situation erschien mir das natürlichste von der Welt. Wie spät mochte es sein? War die Nacht schon bald vorüber?

Plötzlich schellte die Flurglocke.

Die alte Dame zuckte erschrocken zusammen und trippelte zur Tür. Ich hörte sie öffnen und im Flüsterton mit jemandem reden. Eine männliche Stimme antwortete.

Dann kam sie zurück. Sie schien erregt. Ihre Wangen waren gerötet.

Sie ging auf mich zu und nahm meine Hand.

„Ich will Ihnen Vertrauen schenken, Baronin, obgleich Sie keine von den „Unseren“ sind. Ich habe Besuch bekommen. Jemand braucht meine Hilfe. Ich muß ihn beherbergen. Man stellt ihm nach. Er wird überall gesucht. Von der Polizei. Nicht wahr, Sie verstehen und werden schweigen? — Es ist . . . Sergeijenko!“

Ich war sofort aufs höchste gespannt und interessiert.

Sergeijenko, der Sohn von Tolstois bestem Freunde und Anführer der großen Tolstoianer-Bewegung! Ich hatte kürzlich in der Zeitung gelesen, daß eine Zusammenkunft der Tolstoianer in Tula aufgehoben worden war. Sie hatten eine Riesendemonstration gegen den Krieg geplant. Die Polizei hatte Zahlreiche verhaftet. Sergeijenko selbst war im letzten Augenblick entkommen. Jetzt wurde er überall gesucht. Mit zündenden Reden und Schriften verbot er als Apostel Tolstois seinen Jüngern die Teilnahme am Krieg. Er reiste durch ganz Rußland und hielt überall Meetings ab. Seine Leute vergötterten ihn. Sie widersezten sich auf sein Geheiß der Einberufung zum Militär. Sie flüchteten, versteckten sich und blieben, wenn sie gefunden wurden, unbegsam in ihrer passiven Resistenz. Sie wurden verhaftet, ins Gefängnis gesteckt und schwer bestraft. Nichts half. Man fürchtete Sergeijenkos Einfluß überall in

Rußland. Eine hohe Belohnung stand auf seine Gefangennahme. Aber bisher hatte die Polizei stets umsonst nach ihm gefahndet.

Wie ein Feuerwerk tauchte er plötzlich auf, sprühte seine Reden hinaus und war wieder verschwunden, um gleich darauf an einem anderen Ort zu erscheinen. Militärische und Zivilbehörden waren in fieberhafter Aufregung.

Und auf einmal war er hier! Nun trat er auch schon in den Lichtkreis unserer Tischlampe. Ein junger, schlanker, gut aussehender Mann. Bläß, mit leuchtenden dunklen Augen und welligem Haar. Die Alte erläuterte mein Hiersein. Sergejzenko sah mich einen Augenblick fest und prüfend an. Dann gab er mir die Hand und sagte: „Es ist gut.“

Ein Stuhl war nicht vorhanden. Er setzte sich auf das Bett der alten Dame und begann zu erzählen.

Er sprach schnell mit weicher, leiser Stimme. Wie einer, der viel zu sagen hat und nur wenig Zeit.

Schlafen? Nein, das wollte er nicht. Wohl ein Glas Tee.

Weitere Stunden vergingen. Hier sprach ein Mann, der es verstand zu überzeugen. Ohne erkünstelte Beweisführung. Ohne Übertreibungen. Ohne Effekthascherei. Ganz einfach sagte er, was er dachte. Was er für richtig hielt. Und man glaubte in diesen Momenten unbedingt, daß es richtig sei. Es schien alles ganz einleuchtend.

„Wir dürfen keinen Menschen töten.“

„Wie kommen wir dazu, uns dieses Recht anzumaßen?“

„Ich kann doch nicht einfach einen Deutschen oder Österreicher niederschießen oder ihn unter Qualen allmählich sterben lassen, nur deshalb, weil unser beider

Regierungen sich den Krieg erklärt haben. Weil sie sich an Geld oder Land bereichern wollen."

Ich wollte die üblichen Einwände vorbringen. Aber sie erschienen mir haltlos, und ich sagte gar nichts.

Jetzt begann die Alte zu fragen. Mütterlich besorgt und unendlich stolz war sie.

"Sie wissen gar nicht, wie ich dieses Mal um ihn gezittert habe. Aber ich glaube fast, Tolstois Geist beschützt ihn."

In Tula war er nur wie durch ein Wunder entwischt.

"Hier werden sie mich nicht finden", sagte er. Es klang fröhlich, fast übermütig.

Dann war es auf einmal 7 Uhr morgens. Um 9 ging mein Zug.

"Ich bringe Sie noch zur Bahn", sagte Sergejewko.

Die Alte machte uns ein wunderbares Frühstück. Dann nahm Sergejewko meinen Handkoffer, und wir wanderten los. Über eine Stunde lang durch die Straßen Moskaus. Es war ein prachtvoller Frühlingmorgen.

"Fürchten Sie nicht, erkannt zu werden?" fragte ich ihn.

"Ach nein, für so tollkühn hält mich doch niemand, am helllichten Tage in Moskau spazierenzugehen."

Vor dem Bahnhofsgebäude verabschiedete er sich.

"Hinein gehe ich doch lieber nicht. Man soll die Dinge nicht übertreiben."

Wir reichten uns die Hände. "Sie werden noch viel von mir hören", sagte er. "Und dann werden Sie an die vorige Nacht denken, aber verraten werden Sie mich nicht."

Wie sicher er war! Dabei wußte er doch, daß ich nicht auf Seiten der Tolstoianer stand.

Aber er hat recht behalten. Immer wieder habe ich

gehört und gelesen, daß man auf der Suche nach ihm war. Und ich habe geschwiegen! —

Slavuta, den 14. Juni 1916.

Ich hatte katarrhalische Lungenentzündung und lag fast 7 Wochen zu Bett. Es war weiter nicht schlimm. Kein hohes Fieber. Aber die obligate Rippenfellentzündung kam dazu.

Ich wurde sehr verwöhnt. Man gab mir das beste, sonnigste Zimmer, das von Schwester Varia, und alle wetteiferten in Nettigkeit. Vom Schloß schickten sie mir täglich allerhand köstliche Dinge zum Futtern, auch Bücher. Etliche Male besuchte mich der alte Fürst in höchsteigener Person. „Son Altesse“, wie Eva immer sagt. Er saß hoch und gerade an meinem Bett und sprach über alle möglichen Dinge. Es ist herrlich, ihm zuzuhören. Sein langes Leben hat ihn so viel gelehrt. Er hat ein klares, bestimmtes Urteil. Ich glaube, er kennt keine seelischen Konflikte. Weiß immer sofort, welchen Weg er zu gehen hat. Und das ist dann der gerade Weg.

Einmal sprachen wir von den nationalen Schwierigkeiten, die die Balten und Polen gemeinsam haben. In gewisser Weise natürlich nur. Denn wir Balten haben uns ja freiwillig unter Rußlands Herrschaft gestellt.

„Es ist alles recht kompliziert für uns Randstaaten“, sagte der alte Herr gedankenvoll. „Ich bin natürlich ganz Pole in meinem Denken und Sein. Aber die Hauptsache bleibt doch, daß man seiner Regierung gegenüber unter allen Umständen loyal bleiben muß, — La principale chose est de se tenir droit.“

Und dies war keine „polnische Phrase“.

Seit acht Tagen bin ich wieder auf und bei der Arbeit. Unser Personal im 281. ist das gleiche wie bei meinem Antritt. Mit Varia und der kleinen blonden Zoia leben wir in bester Kameradschaft. Die anderen Schwestern sind ziemlich ungebildet, doch läßt es sich gut mit ihnen auskommen. Der Armenier ist wie ein Kind und muß auch entsprechend behandelt werden. Er ist unwahr und häufig ungerecht, aber mir gegenüber nimmt er sich zusammen. Trotz seiner grauenhaften Häßlichkeit hat er großen Charm.

Häufig bekommen wir Besuch von höheren Offizieren des Stabes der achten Armee. Besonders gern bei uns gesehen ist Oberst Baidak, der persönliche Adjutant von General Brussiloff. Varia und ich sind beide etwas verliebt in ihn und er, glaube ich, auch in uns.

Wenn es „hohen“ Besuch gibt, wird auch Eva meist zu Tisch gebeten. Dann stellt der Armenier uns „Rekommierschwestern“ mit öligstolzer Stimme vor:

„Euer Hochwohlgeboren — oder Exzellenz, — darf ich Sie bekannt machen: Gräfin Kasewski, Baronin Koskull.“

Um die Herren zu unterhalten, wird dann meist nach dem Essen Karten gespielt. Hazard. Für gewöhnlich gewinne ich ein paar Rubel. Nach großen Gewinnen kann man natürlich nicht aufstehen. So sitzt man öfters bis spät in die Nacht hinein und bemüht sich anstandshalber die etwa erspielten Gelder wieder abzusehen.

Slawuta, den 4. Juli 1916.

An den gestrigen Unglückstag werde ich lange zurückdenken. Im übrigen war es eine gute Lehre für mich. Als Buße für meine Unvernunft muß ich alles nieder schreiben:

Den staatlichen Zuschuß, den ich als Frau eines Reserveleutnants bekomme (17,75 Rubel monatlich) hatte ich seit Kriegsbeginn nicht abgehoben. Erst lohnte es sich nicht und später war ich ja von Hasenpoth, meiner heimischen Kreisstadt, wo die Auszahlungen erfolgten, abgeschnitten. Da bekomme ich vor 2 Tagen ein Schreiben, ich möchte mich im Städtchen Gaslowi, 25 Werst von Glasuta, persönlich einfinden, um die mir zukommende Unterstützungssumme in Empfang zu nehmen. Ich war selig. Fast 400 Rubel! Für mich zur Zeit ein Vermögen. Nun hatte es aber seit einer Woche geregnet und die lehmigen Landstraßen waren im Wagen unpassierbar. Ich erbitte einen Tag Urlaub und beschließe zu reiten. Eva begleitet mich.

Gestern früh machten wir uns auf den Weg. Ein irrsinniges Tempo wird angeschlagen. Trotz glitschender Pferdehufe und spritzender Pfützen. Als Extrafreude fing es auch wieder an zu regnen. Mittags kommen wir an. Durchweicht, dreckig, aber recht vergnügt. Beim Kreismilitärchef geht alles glatt und schnell. Um 2 sind wir schon wieder auf dem Heimritt. In meiner Tasche knistert es von Geldscheinen. Ich fühle mich als Krösus.

In Gedanken male ich mir aus, was dieser plötzliche Reichtum für mich bedeutet: Urlaubsreisen, neue Zivilkleider usw.

Am späten Nachmittag sind wir zurück. Totmüde und durchnäßt nach dieser Parforce-tour. So früh als möglich zu Bett, beschließe ich.

Alexander Michailowitsch empfängt mich mit seiner wichtigsten Chefärztiniene: Drei hohe Herren des Stabes seien da.

„Nach dem Essen chemin de fer, Sie müssen dabei sein.“ Ich protestiere. Es hilft nichts.

Nun, um es kurz zu machen: um vier Uhr morgens kroch ich, ein jämmerliches Häufchen Unglück, ins Bett. Ärmer um mein soeben bezogenes Monatsgehalt, ärmer auch um die mit so viel Anstrengung errittenen 396 Rubel!

Slavuta, den 24. Juli 1916.

Ich hatte Harry in den nächsten Tagen erwartet. Statt dessen kam ein Brief von ihm, der diese Hoffnung zerstörte. Es stehe eine neue Offensive bevor, und in absehbarer Zeit sei an keinen Urlaub zu denken. Ich war grenzenlos enttäuscht.

Da tauchte unversehens ein rettender Engel bei mir auf in Gestalt des Rittmeisters Alexejew (vormals Kahan) von Harrys Regiment. Er war nach alter Art dandyhaft gekleidet. Gar nicht so als käme er von der Front. Schicker neuer „French“¹ auf Taille, blizende Achselstücke, manikürte Hände. Wir gingen im Wildpark spazieren. Er hatte nur wenige Stunden Zeit. Ich klagte ihm mein Leid, wegen Harrys Nichtkommen.

„Ich hatte mich schon so gefreut, und nun gibt es auf unbestimmte Zeit hinaus keinen Urlaub für ihn.“

Der Rittmeister sah mich aufmerksam an. In seinen blankbraunen Augen zuckte es pfiffig.

„Liegt Ihnen sehr viel an seinem Kommen?“

„Aber natürlich.“

„Ich kann es Ihnen einrichten.“

„Das ist ja nur ein Scherz.“

„Nein, heiliger Ernst.“

Mein Interesse erwachte. Alexejew kam näher und sprach leise und eindringlich.

¹ Nach dem britischen Heerführer French benannter Uniformrock.

„Hören Sie zu, Maria Alexandrowna, Sie wissen, daß ich Ihnen gern gefällig sein möchte. Ich habe glänzende Beziehungen im Stabe. Die Lente, auf die es ankommt, kann ich um die Finger wickeln. Ich könnte es durchsetzen, daß der Baron einen zehntägigen Urlaub bekommt. Es ist natürlich nicht ganz leicht, — Sie verstehen . . .“

Worauf wollte der Mann hinaus. Daß er sich die Mühe nicht umsonst machen würde, war mir klar. Aber was konnte ich ihm anbieten? Geld? Unmöglich!

„Wenn Sie das wirklich tun wollten! Ich wäre selig. Vielleicht könnte ich mich Ihnen auch meinerseits in irgendeiner Weise erkenntlich erweisen. Nur weiß ich nicht . . .“

Alexejew ergriff meine Hand und küßte sie mit echt slawischer Inbrunst. „Irgendein kleines Andenken, das von Ihnen käme, würde mich überglücklich machen. Aber es ist nicht nötig, nur wenn Sie durchaus wollen.“

Ich wußte Bescheid. „Sie sind ein starker Raucher, wie wäre es mit einem hübschen Zigarettenetui?“

„Ich wäre begeistert. Schon seit Jahren wünsche ich mir ein goldenes Etui.“

Gott segne seine Bescheidenheit, denke ich ironisch, aber schließlich, wenn Harry kommt, ist das nicht zu teuer bezahlt.

„Abgemacht! Das Etui wird sofort in Kiew bestellt“ (Onkel Pawel muß mir das Geld pumpen, beschließe ich).

„Und Ihr Man ist in spätestens 4 Tagen bei Ihnen. Noch eins, Maria Alexandrowna: von dieser kleinen Verschwörung zwischen uns dürfen Sie jetzt niemandem etwas erzählen, auch dem Baron nicht.“

Ich verspreche, und wir gehen zum Lazarett zurück,

wo schon der von Alexejew bestellte Wagen auf ihn wartet.

Jetzt kommt mir die ganze Sache reichlich verrückt vor. Ich schreibe jedenfalls erst an Onkel Pawel, wenn Harry hier ist.

Slavuta, den 29. Juli 1916.

Harry ist da! Gestern gegen Abend erschien er plötzlich. Der kleine Hund von Rittmeister hat doch Wort gehalten. Große Seligkeit! Nur fällt es mir verdammt schwer, mein Geheimnis zu bewahren.

Harry kann es gar nicht begreifen, wie er zu diesem unerwarteten Urlaub kommt, nachdem man ihm vorher alle Hoffnung genommen hatte.

„Der Oberst rief mich vorgestern zu sich und sagte, daß er trotz der bevorstehenden Offensive einige Offiziere auf Urlaub schicken könne, — wenigstens auf 10 Tage. ‚Sie haben eine kleine Ausspannung verdient, Baron, wollen Sie fahren?‘ Na ob ich wollte! Außer mir ist übrigens niemand gefahren. Eine ganz merkwürdige Geschichte.“

Ich habe ein etwas schlechtes Gewissen, aber auch das nehme ich gern in Kauf.

Der Armenier und alle im Lazarett sind reizend. Harry darf hier wohnen und essen. Ich brauche während seines Hierseins nur halben Dienst zu tun.

Slavuta, den 8. August 1916.

In den letzten Tagen kam ich natürlich nicht zum Schreiben. Es war eine herrliche Zeit. Nun fuhr Harry heute wieder fort, und der Abschiedskater hält mich umkrallt.

Eva war restlos begeistert. „Einmal einer, der wirklich reiten kann“, war ihr Urteil. Harry mußte der

Reihe nach alle die schwierigen Araberhengste ausprobieren.

Im Schloß waren wir öfters eingeladen. Einmal gab es Harry zu Ehren ein größeres Fest, wo wir die „Blüte der polnischen Hocharistokratie“ kennenlernten: Potockis, Sapiehas, Samoiskys, Linbomirskys. Wir haben uns beide wundervoll unterhalten. Man war ganz in gewohntem Fahrwasser mit ihnen.

Nun beginnen wieder die grauen Tage der Arbeit. Ich habe jetzt die therapeutische Abteilung unter mir. Das behagt mir viel weniger als der Operationsaal.

Es heißt, daß wir bald hier fortkommen. So gern ich näher zur Front möchte, so leid wird es mir tun, Slavuta zu verlassen. Ein Trost ist es mir, daß Eva jedenfalls mit will. Ihre Familie weiß noch nichts von dem Plan. Aber nachdem ihr Alexander Michailowitsch erlaubt hat, zwei Reitpferde mitzunehmen, ist sie fest entschlossen, beim 281. zu bleiben.

Kalte Mäusepfötchen in der Nacht

Paltscha bei Luzk, den 18. August 1916.

Der Abmarschbefehl kam noch schneller als wir dachten. Nun haben wir den Umzug Gott sei Dank schon hinter uns. Es war aber auch allerhand! Als Reserve-Feldlazarett bewegen wir uns (im Gegensatz zu den Front-Lazaretten) per Güterzug. Die Kranken, sofern sie transportfähig sind, werden mitgenommen. Ferner Pferde und Schlachtvieh, Schweine und Federvieh, einschließlich der berühmten „Gänse der Baronin“. Das ist übrigens eine niedliche Geschichte: Als ich zu Anfang meiner hiesigen Tätigkeit einmal Wirtschaftsschwester war (wir müssen alle reihum einen Monat lang die Wirtschaft führen), kam ich mir völlig ratlos und aufgeschmissen vor. Ich habe ja keine Ahnung von Hausfrauenangelegenheiten und bin auch ohne jegliches Talent oder Geschick dafür. Von jeher hatte es in Wahlenburg und Altenhof dicke Mamsells gegeben, die sich um diese Dinge zu kümmern hatten. Und nun stand ich auf einmal da — mit einem Schlüsselbund und einer Summe Geldes, die dazu dienen sollte, einige zwanzig Personen während eines Monats satt zu machen. Man soll unter meiner Agide sehr gut gegessen haben, und als Folge davon

mußte ich etwa vom 18. d. Mts. an die ganze Gesellschaft aus meiner eigenen Tasche ernähren! In jenen unglücklichen Tagen wurden mir einmal 6 Gänse zum geringen Preis von 3 Rubel pro Stück angeboten. Ich bezahlte auch noch diese 18 Rubel, habe aber wohl nicht gehalten. Jedenfalls erfuhr es das gesamte Personal, daß diese sechs Gänse mein Eigentum seien. Man vermied es immer, sie zu schlachten, und jetzt nenne ich eine stolze Herde von 32 Gänsen mein eigen! Sie heißen „die Gänse der Baronin“, und haben uns also auch hierher begleitet. Mit allem drum und dran füllten wir 16 Waggons. Es war sogar Platz für mein vom alten Fürsten gestiftetes Messingbett und meinen Schaukelstuhl. Auch die Palme ist mitgekommen, und Muschka, Varias Terrierhündin, die allmählich stillschweigend in meinen Besitz übergegangen ist. Ob es an der deutschen Front wohl auch ähnliche Lazarettumzüge gegeben hat? Ich glaube kaum.

Der einzige Reiz unseres neuen Standquartiers ist sein frontmäßiger Charakter. Daß dies Bewußtsein einen auf die Dauer über die grenzenlose Primitivität dieses Ortes hinwegtäuschen wird, glaube ich kaum.

Mitten im Walde, 6 Kilometer von Luzk, sind wir in verfallenen Baracken (früheren österreichischen Positionen) untergebracht. Es ist wie ein kleines Dorf. Fast jeder hat ein winziges Blockhaus für sich allein. Die Verwundeten wohnen in geräumigen Mannschaftsbaracken. Mittelmäßige scheunenartige Gebäude sind Esssaal nebst Küche sowie Verband- und Operationszimmer.

Noch hat es nicht geregnet, aber dann — wehe! Kalt ist es schon gehörig. In meinem Hause raucht ein eisernes Ofen, dessen Lücken sich in den fürchterlichsten Gegensätzen von Hitze und Kälte bemerkbar machen. Im

übrigen ist es so gemütlich bei mir, wie es eben dieses Wanderdasein gestattet.

Eine Holzplatte auf zwei Böcken ist der „Schreibtisch“; dann gibt es noch einen dito „Toilettentisch“. Darauf stehen alle die Fläschchen und Döschen, ohne die ich selbst im Kriege nicht reise. Der „Waschtisch“ ist ein mit buntem Kattun bezogene hochgestellte Kiste. Das fürstliche „Prunkbett“ ist natürlich der Clou. Darunter haust Muschka in einem Waschkorb. Palme und Schaukelstuhl habe ich wegen Platzmangels dem Chefarzt überlassen.

Paltscha, den 27. August 1916.

Bis ein Uhr Verbände gemacht, dann ödes Mittagmahl, wie üblich. Der Chef ist in Luze, daher die Stimmung beim übrigen Plebs kalbig gehoben.

Gestern abend erschienen vier Flugzeuge über uns und rings um sie sah man wie gewöhnlich die runden weißen Wölkchen der platzenden Abwehrgeschosse. Vorgestern in L. achtzig Bomben, viele Tote und Verwundete, darunter mehrere Schwestern.

Lesen Claude Farrères „Histoires de Marins“ mit viel Vergnügen. Was werde ich machen, wenn die Bücher zu Ende gehen? Schrecklicher Gedanke!

Paltscha, den 30. August 1916.

Der Tag verging wie gewöhnlich. Zwei Operationen und viele Verbände. Wir haben jetzt im ganzen 750 Patienten.

Der gute alte Fürst! Gerade sorgte ich mich um Bücher und heute kam ein ganzer Packen von ihm an mit einem netten Brief.

Heute ist überhaupt ein guter Tag. Bei Tisch teilte

der Chef mir mit, daß der „Prifas“ wegen meiner Medaille (Annenorden) herausgekommen sei.

Paltscha, den 1. September.

Kalt und regnerisch. Gestern abend warteten wir lange auf einen angemeldeten verwundeten Offizier, der sich selbst eine Kugel in den Kopf gejagt hatte. Alles war zur Operation bereit. Aber wir warteten vergeblich und gingen schließlich schlafen. Heute früh erfuhren wir, daß er schon gestorben war. Man hatte es nicht für notwendig befunden, uns zu benachrichtigen. Mittags wurde die Leiche gebracht und in unserer Kapelle aufgebahrt.

Eben war ich trotz später Stunde noch in der Kirche, um den Toten zu sehen. Ganz jung ist er, mit zarten, weichen Zügen. Armer Junge! Auch ein Opfer des Krieges. Durch einen Kopfschuß war er epileptisch geworden, das brachte ihn zum Selbstmord.

Paltscha, den 3. September 1916.

Verhältnismäßig wenig Arbeit. Gestern den ganzen Tag starke Kanonade. Ich ging abends mit Zoia die Chaussee entlang. Wir marschierten ein tüchtiges Stück in flottem Tempo, um uns zu erwärmen. In einem Graben hörte ich etwas rascheln. Es war ein kleiner schwarzer Köter, elend und verhungert und noch ganz jung. Ich nahm ihn mit nach Hause. Jetzt haust er in meinem Zimmer, zusammen mit Muschka. Sie hat ihn freundlich aufgenommen.

So ereignislos sind mir die Tage wohl selten vergangen. Ich fühle mich in eine gewisse stumpfe Gleichgültigkeit eingehüllt, die fast an Zufriedenheit grenzt. Solch ein Zustand ist mir von früher her bekannt. Tante Else behauptete immer, Zufriedenheit wäre ein Zeichen

plebejischer Unkultur und geistigen Stillstandes. Unser-
eins dürfe nur glücklich oder unbefriedigt sein. Sie mag
recht haben. Jedenfalls ist ein geistiger Stillstand bei mir
zur Zeit nicht zu leugnen.

Das Hospital-Ensemble dégoutiert mich. Schwester
Varia ist nicht da und Zoia durch momentane Verliebt-
heit stark in Anspruch genommen. Boris Karlowitsch
(1. Assistenzarzt) ist zwar ganz nett, aber doch recht un-
gebildet. „Les bas-fonds sont parfois amusant à
frôler mais il est intolérable d'y séjourner.“

Ich „séjourniere“ schon recht lange in diesen Tie-
fen. Es hilft nichts. Man muß aushalten, wenn es auch
oft „intolérable“ erscheint. Ich habe wieder mal Fieber,
deshalb Stimmung mies. Wir bekamen die Nachricht,
daß unsere Truppen Wladimir-Wolinsk eingekommen
haben. Hoffentlich ist's wahr!

Paltscha, den 9. September 1916.

Heute ereignisvoller Tag. Nachts kamen 450 Ver-
wundete an. Als sie jedoch unsere Baracken erblickten,
weigerten sie sich, ihre Kleider abzulegen und erklärten,
sie würden hier nicht bleiben. Viele von ihnen machten
sich sofort wieder auf den Weg „nach Rußland“. Große
Aufregung. Es wurde nach Soldaten zum Komman-
danten geschickt. Er erschien selbst mit einigen Kosaken,
aber die Menge ließ sich nicht aufhalten. Schließlich
überredete der Chef sie, doch wenigstens bis Montag zu
bleiben. Ein Teil gehorchte und kam zum Verbinden.
Alles Garde-Infanterie. Viele Letten darunter. Wir
arbeiteten bis 3 Uhr nachts. Als letzter erschien einer mit
einer Schrapnellkugel im Arm. Die Ärzte waren schon
fort, nur noch die Oberschwester und ich anwesend. Ich
entschloß mich kurzerhand, selbst zu schneiden. Die Ru-

gel konnte ich deutlich fühlen. Das Skalpel war sehr stumpf, und Blut floß in Strömen. Ich schnitt jedoch mit Todesverachtung darauf los und war sehr stolz, als ich das Schrapnell endlich heraus hatte.

Der Chef war nach den Vorkommnissen gleich früh nach Luzk gesaußt. Eben kam er zurück. Er erwartet in den nächsten Tagen den Generalbesollmächtigten für die Militärlazarette zum Revidieren. Heute wurden bereits Ofen für die Baracken errichtet. Wenigstens ein Erfolg. Das Schlimmste ist die nasse, schimmelige Wäsche. Hoffentlich wird der hohe Chef mit gewohntem Argusblick alle bestehenden Mängel bemerken und uns versehen. Überwintern können wir hier in keinem Fall.

Es ist wirklich namenlos scheußlich an diesem Platz. Durch die Dächer tröpfelt der Regen. Unsere Ofen heizen schlecht. Wir sind alle erkältet. Ich habe dauernd erhöhte Temperatur und wieder Lungenstiche. Die Baracken sind in einem unbeschreiblichen Zustand. Kein Wunder, daß die Patienten unzufrieden sind. Schlechte Verpflegung. Fast täglich Fliegerangriffe. Es ist höchst ungemütlich. Wenn solch ein Flugzeug naht, müssen wir stets in die Unterstände flüchten. Ob diese klapperigen Gebilde einer Bombe standhalten würden, ist sehr die Frage. Eine explodierte neulich ganz in unserer Nähe.

Eine weitere Kalamität ist die Mäuseplage. Sämtliche Feldmäuse des verwüsteten Frontdistrikts scheinen sich bei uns versammelt zu haben. In den Stuben wimmelt es. Unsere Kleider, Schuhe und sonstigen Habseligkeiten werden benagt. Nachts huschen kleine kalte Pfoten einem über Körper und Gesicht. Jetzt eben, während ich dies schreibe, sitzt ein besonders freches Mäuschen dicht neben meiner Hand auf dem Schreibtisch und nagt an meiner Kerze. Das Schlimmste passiert in der

Bäckerei. Der Teig im Trog ist eine einzige dunkelbewegliche Masse. Die Bäcker sind machtlos. Sie geben sich die größte Mühe, die Mäuse nicht mit ins Brot hineinzubacken. Es läßt sich aber nicht vermeiden. Immer wieder sehe ich in den Krankensälen den einen oder anderen ein knusprig gebackenes Mäuschen aus seiner Brot-ration herauschälen.

Damit haben sich die Soldaten abgefunden. Nur einer kam gestern sehr erregt und empört zu mir.

„Schwester, ich verlange ein anderes Brot.“

Ich sehe ein dunkles Etwas in seinem zerschnittenen Brot. „Aber weshalb denn, das ist doch bloß eine Maus.“

„Nein, Schwester, eine Ratte!“

„Ja, ist denn das so viel schlimmer?“

Allerdings, denke ich, der nackte Schwanz!

„Natürlich schlimmer, mein Brot ist doch wegen der großen Ratte um so viel kleiner.“

Auch eine Auffassung, denke ich und lasse dem Mann ein neues Brot aushändigen.

Wir haben ausschließlich Leichtverwundete, meist sogenannte „Fingerhelden“. Sie sind sehr schwer zu beaufsichtigen. Immer wieder rücken sie aus. Wir holen sie ein. „Wohin geht ihr?“ — „Nach Rußland.“ „Rußland“ bedeutet ins heimatliche Dorf, fort vom Kriege. So wandern sie die Landstraße entlang in Gruppen von 20 und 30 (neulich waren es 240), wandern durch Schmutz und Regen in Lazarett-Pantoffeln, Lazarett-Schlafröcken und Wäsche. Wir sind völlig machtlos.

Jetzt ziehen unsere österreichischen Gefangenen Stacheldraht rings um unser Terrain. Wenn man bedenkt: Der „Feind“ errichtet auf unsere Anordnung Draht-

verhaue gegen unsere eigenen Soldaten . . . Ironie des Schicksals!

Paltscha, den 10. September 1916.

Heute früh erschien statt des Generalbevollmächtigten ein General des Stabes zu einer gründlichen Revision. Die massenhafte „Abwanderung“ unserer Patienten scheint denn doch in den höheren Instanzen einige Besorgnis hervorgerufen zu haben.

Wir waren höchst gespannt und hofften auf sofortige Abkommandierung. Statt dessen fand der General alles in „vorzüglichem Zustande“! Einer Überwinterung stände nichts im Wege!!

Bei Tisch ergeht er sich in lobenden Worten. Der Armenier reibt sich die Hände. Natürlich hatte er es so eingerichtet, daß der General nichts gesehen hatte, außer wahrscheinlich „Potemkinschen Dörfern“ und den Grund diverser Wodkagläser. Ich sitze zum Essen neben Seiner Exzellenz. Jetzt muß gehandelt werden. Ein viel-sagender Blick von Boris Karlowitsch gibt mir Mut.

Ich reiche dem General einen Teller Suppe.

„Bitte, nach Ihnen.“

„Aber Exzellenz sind doch unser Gast.“

„Aber Sie sind doch eine Dame.“

Wie gern hört man das! Sonst sind wir immer „nur Schwestern“ — im Gegensatz zu den Arzte- und Beamtenfrauen, die „Damen“ genannt werden.

„Exzellenz, darf ich einmal als ‚Dame‘ zu Ihnen sprechen?“

„Bitte sehr.“ Erstaunter Blick.

„Exzellenz, wir können hier nicht überwintern.“

Pause. Der Armenier funkelt böse. Nun schnell weiterreden. Ich schildere unser Elend und vergesse keine

Einzelheit. Zum Schluß räuspert sich der General und sieht mich wenig freundlich an. „Darf ich Sie bitten, Schwester, mir nach dem Essen alles zu zeigen, was Sie soeben geschildert haben.“

„Gern.“ Schweigen. Dann unterhalten sich die Herren über gemeinsame Bekannte. Ich bin Luft für sie.

Wir stehen auf. Ich führe den General in die Schwefelhäuser. Zeige ihm zu Lumpen zernagte Kleider und Schürzen, demonstriere die tückischen Ofen, weise auf das Thermometer (7 Grad Réaumur), die triefendnassen Wände. Wie bestellt, tanzen überall Mäuschen in höchster Ungeniertheit umher. Weiter geht es in die Soldatenbaracken. Hier führe ich vor: feuchtschimmelige Wäsche, „Mäusebrot“. Jetzt tun auch die Leute den Mund auf, bringen Klagen ohne Ende. Erzellenz stellt eingehende Fragen, sieht sich alles genau an, äußert sich jedoch in keiner Weise.

Wir gehen zurück. Richtung: Haus des Chefarztes. Ich will mich verabschieden. „Nein, bitte kommen Sie mit.“ Mir wird etwas bange zumute. Alexander Michailowitsch kommt dem General mit seinem bestrickendsten Lächeln entgegen. Mich würdigt er keines Blicks.

Der General schweigt. Setzt sich. Starrt gedankenvoll ins Leere.

„Sie müssen in ein geeigneteres Winterquartier. In 8—10 Tagen werden Sie von hier abkommandiert.“

„Zu Befehl, Erzellenz.“

„Und nun zu Ihnen, Schwester. Wissen Sie, daß Sie gegen die Disziplin verstoßen haben, daß es unerlaubt ist, sich unter Umgehung des direkten Vorgesetzten an eine höhere Instanz zu wenden?“

„Tawohl, Erzellenz, ich bitte um Entschuldigung.“

„Das haben Sie mit Ihrem Chefarzt abzumachen.“
Er erhebt sich. „Leben Sie wohl.“ Ich bekomme einen kräftigen Händedruck, einen nicht unfreundlichen Blick und bin verabschiedet.

Das Nachspiel mit Alexander Michailowitsch war kurz und stürmisch. Einige scharfe Worte. Kündigung meinerseits. Erschrecken. Begütigende Phrasen. Alles ist wieder in Butter. Wie viel leichter ist es doch, Menschen zu behandeln, wenn man sie erst einmal durchschaut hat!

Paltscha, den 16. September 1916.

Schon haben wir den Abmarschbefehl. Übermorgen gehts los. Bestimmungsort: Dlika, das Gut des Fürsten Radziwill. Heute machte ich noch einen einsamen Abschiedspaziergang durch „unseren“ Wald bis zu dem kleinen Friedhof, den die Österreicher angelegt haben. In langen Reihen stehen die weißen Birkenkreuzchen da mit den hölzernen Namenstafeln.

Eine hübsche kleine Kapelle ist gleichfalls aus Birkenstämmchen errichtet. Ein wahres Kunstwerk. Gotische Fenster aus buntem Glas. Ich gehe hinein. Die Abendsonne wirft einen Schmetterlingschwarm von Regenbogenlichtern durch die Scheiben auf den Fußboden. Es ist sehr einsam und stimmungsvoll hier. Ich denke an die Gräber draußen. Wie viele Mütter und Frauen der hier Bestatteten wissen vielleicht noch nicht, — warten, — hoffen. „In feindlicher Erde“ — wie pathetisch das klingt! Kann Erde auch feindlich sein? Nein, sicher nicht! Mit liebender Bereitwilligkeit nimmt sie Freund und Feind auf. Die Menschen, immer nur die Menschen sind feindlich.

Ich bin ein wenig traurig wie stets, wenn ich einen

Ort verlasse, an dem ich längere Zeit gelebt. Trotz aller Mühsal gab es doch auch viel Schönes hier. Nun kommt man wohl nie mehr her. Ich mag dies endgültige Abschiednehmen nicht. Es hat so etwas Grausames, weil es den Tod in sich schließt. „Partir c'est mourir un peu . . .“

Nie wieder werden meine Augen diese Birkenkreuzchen sehen, und diese bunten Bogensenster, und diesen Wald . . . Nie wieder!

„Gegen wen kämpfen wir
eigentlich?“

Olifa, den 18. September 1916.

Teils eingeräumt, teils noch Chaos ringsumher. Der Anfunftstag war schenßlich wie immer. Ein heillofes Durcheinander. Keine Organisation.

Wir find im Schloß selbst untergebracht. Es ist ein Prachtbau. Siebzehntes Jahrhundert. Burggraben. Wall. Göller. Hohes Tor. Im Karree gebaut. Riesiger Schloßhof. 150 Zimmer. Bärenzwinger. Zur Zeit lebt nur der Administrator hier. Olifa war monatelang Kriegsschauplatz. Das Schloß hat durch Beschießung und Fliegerbomben stark gelitten. An mehreren Stellen ist das Dach eingestürzt.

Uns wird ein Flügel des Erdgeschosses überlassen. Sehr à contre cœur seitens des polnischen Verwalters. Möbel sind in Aussicht gestellt. Vorläufig stehen in den hohen eleganten Sälen nur unsere Betten.

Eva, die den Verwalter kennt (sie ist die Nichte des Besitzers), hat sich bereits ein Einzelzimmer gesichert und verhilft auch mir zu einem winzigen Stübchen. Es ist das weiland Garderobenzimmer der Fürstin, wo die Kammerzofe mitsamt den durchlauchtigsten Gewändern zu hausen pflegte. Die Wände bestehen nur aus Schränken.

Eva erzählt, daß die Jungfer frischer Luft durchaus abhold gewesen sei und das eine vorhandene Fenster nie geöffnet habe.

„Mein Onkel behauptete immer, wenn Alwine lüften will, macht sie die Schranktüren auf.“ Wir lachen beide.

„Wenn die alten Herrschaften ahnten, daß in diesen geheiligten polnischen Räumen ein russisches Spital einzieht, die Kranken sich halbtot.“ Ich mag Evas Österreichisch so gern. Wenn wir allein sind, sprechen wir meistens Deutsch.

Dlika, den 23. September 1916.

Die Garde ist ins Dorf eingezogen. Mehrere Eskadronen der Garde-à-cheval und die blauen Kürassiere. Ich habe einen Burschen hinuntergeschickt, um zu fragen, ob die Vettern auch da sind, vor allen Dingen René.

Eben kommt ein Briefchen von ihm. Hurra! Am Nachmittag kommt er. Auch die anderen Vettern sind da: Pahlen und die beiden Brüder Bagge und viele andere Landsleute und Bekannte.

Einmal wieder jemand von den Meinigen! Denn das ist doch schließlich das Schwerste bei diesem Wanderleben, niemanden zu haben, der einem „vertraut“ ist. Der uns als Kind gekannt hat und um das „goldene Früher“ weiß und auch um uns selbst. Die Lebensbedingungen, in denen man groß geworden, die Voraussetzungen unseres Co-seins, unsere Traditionen.

Jetzt zieht man in der Welt umher mit ein paar Koffern. Mit alten Enttäuschungen und neuen Erwartungen. Man trifft Menschen, gewinnt Kontakt zu ihnen, und es entstehen wohl auch Freundschaften aus diesen zufälligen Begegnungen. Aber da gibt es so vieles,

was schwierig ist. Man muß sich gleichsam selbst erklären. Man versucht von Vergangenen zu reden und findet keine Resonanz. Denn letzten Endes interessieren sich die Menschen doch nur für das, was irgendwie sie selbst berührt, — in ihr eigenes Leben hinübergreift.

Abends.

Es war herrlich, René wiederzusehen! Bis eben ($\frac{1}{2}$ 12) haben wir geschwätzt.

Gemeinsame Erinnerungen wurden ausgetauscht. Unsere Mitauer Zeit, als Papa und Tante Margaret die Wohnung zusammen hatten. Ich ein philosophierender und Zeitungsartikel schreibender Backfisch und René 4 Jahre jünger, fauler Gymnasiast, ungezogen, der Schrecken seiner kleinen Schwester. Einmal, wie ich ihn gerade wegen einer Untat schrecklich verprügelte, brüllte er mir unter verzweifelter Gegenwehr zu: „Wenn ich groß bin und stärker als du, werde ich dir alle Schläge zurückgeben.“ Darüber lachten wir jetzt. Größer und stärker als ich ist er jetzt sicher, aber daneben auch ritterlich und fürsorglich. Am liebsten möchte er mich hier heraushaben und mich in Luxus und Untätigkeit wissen. Quelle idée! — Aber Reitpferde nehme ich gern von ihm und allerlei Köstlichkeiten aus der Gardekantine, wie Pasteten, Petersburger Konfekt, Weine, französischen Kognak usw.

Milka, den 7. Oktober 1916.

Eben sind wir von einer tollen Reitpartie mit Eva und René zurück. Ich habe jetzt einen riesigen Gardegaul. Mit dem können selbst Evas Araber nicht mit. Hier kann man wersterweit über die Stoppelfelder galoppieren. Der Herbst ist trocken und sonnig. Hoffentlich bleibt es noch eine Weile so.

In der vorigen Woche gaben die Vettern uns ein Fest in ihrem Dorfquartier. Eva, Schwester Varia und ich waren die einzigen Damen. Es gab vorzügliches Essen. Viel Sekt. Die Regimentsmusik spielte im Nebenzimmer. Gute Sänger dabei. Das altbekannte „Becherlied“ wurde für alle Anwesenden einzeln gesungen. Der Name des Betreffenden kommt jedesmal darin vor. Die Sänger waren vorher instruiert worden. Bei mir hatten sie einen Extravers mit „Mussia, Mussia“ fabriziert.

Alexis und René hatten es die ganze Zeit über versucht, Varia zum Abnehmen ihrer Schwesternhaube zu bewegen. Sie trägt sie auf Nonnenart wie die Kaufmannschen Schwestern. In der That ist sie noch hübscher ohne Haube. Sie weigerte sich aber standhaft, wohl weil sie nicht richtig frisiert war. Auf einmal schmetterte die Musik los:

„Varia, Varia, Varia,
Laß die Haube fallen,
Mög' im Chor erschallen:
Varia ohne Haube.“

Da war denn auch ihr Widerstand gebrochen, und der dunkle Madonnenscheitel kam zum Vorschein.

Als wir gegen 1 Uhr anbrachen, hatte ich eine Idee.

„Alexis, bitte pump' mir die Musik auf eine halbe Stunde, wir wollen dem Armenier ein Ständchen bringen.“ Der Vetter war sofort einverstanden. Alle Offiziere kamen mit. Zwölf Mann der Regimentsmusik zu Pferde. Draußen war heller Mondschein. Wir zogen in frohlichster Stimmung hinter den Reitern her durch das ausgestorbene Dorf zum Schloß hinauf. Über die Brücke in den Hof und vor Alexander Michailowitschs Fenster Posten gefaßt. René dirigierte. Das kaukasische

Nationallied: „Allah verdi“, Blasinstrumente schmetterten, fröhliche Stimmen sangen:

„Allah verdi, — Gott sei mit dir,
Das ist der Worte Sinn . . .“

Der erste Vers ist beendet. Ein Fenster wird aufgerissen. Der kahle Schädel des Armeniers erscheint. Man hört eine böse, verschlafene Stimme:

„Aber meine Herrschaften. Was fällt Ihnen ein? Denken Sie an die Kranken!“

Fenster zugeschlagen. Betroffenes Schweigen. Ein Eimer kalten Wassers hat sich über meine fröhliche Stimmung ergossen.

„Wir haben keinen einzigen Schwerkranken. Unsere Soldaten freuen sich doch höchstens über die Musik“, sage ich zu René.

So leise als möglich zieht die ganze Gesellschaft ab.

Ich schlafe schlecht in Erwartung des morgigen Donnerwetters. Das war denn auch danach.

Dlika, den 10. Oktober 1916.

Hoffentlich bleiben wir recht lange hier. Ich liebe dies alte Schloß. Es erinnert mich an Wahlenburg, trotz seiner viel größeren Ausmaße. Der Dienst ist nicht anstrengend. So weit vorn läßt man keine schweren Fälle. Allerdings nehmen die „Fingerhelden“ zu. Da sie aber streng bestraft werden, wenn man es ihnen nachweisen kann, daß sie sich selbst angeschossen, haben sie sich jetzt ausgedacht, „Kugeln zu fangen“. Das ist ein besonderer Sport. Die Leute strecken ihre Hand solange aus dem Schützengraben, bis eine feindliche Kugel sie trifft. Dann haben sie's geschafft und kommen in ein Lazarett. Schlimm genug. Aber man kann es auch wiederum ver-

stehen. Die Kriegsmüdigkeit ist grenzenlos. Es dauert zu lange. In letzter Zeit wird wieder einmal besonders viel von Friedensverhandlungen gesprochen. Aber man kann einfach nicht mehr daran glauben. Es ist, als sollte es jetzt immer so weiter gehen, das ganze Leben lang.

Harry steht wieder in Nowogeorgiewsk in Reserve. Das ist mir eine große Beruhigung. Hoffentlich kriege ich zu Weihnachten Urlaub.

Dlika, den 12. Oktober 1916.

Heute habe ich einen reizenden Menschen kennengelernt. Baron Knorr, von den blauen Kürassieren.

Ich wurde zu einem soeben eingelieferten Offizier gerufen, der mit dem Pferde gestürzt und sich den Fuß gebrochen hatte. Mehrere Kameraden von ihm besuchten ihn gerade in seinem Zimmer. Ich schickte sie alle hinaus. Einer bat mich, ob er bleiben dürfe.

Er hatte weiche, goldbraune Augen. Ich sagte ja. Während ich den kranken Oberleutnant betreute, stand er regungslos am Fenster. Als ich fortgehen wollte, kam er hinter mir her und stellte sich vor.

„Ursprünglich stammt meine Familie aus Estland. Wir sind also Landsleute. Deutsch spreche ich aber sehr schlecht.“

Wir sprachen Französisch. Er begleitete mich durch den Schloßhof bis zu unserem Flügel zurück.

„Wollen wir heute abend spazierengehen?“

„Gut, aber ich habe erst um halb sieben Zeit.“

„Das paßt ausgezeichnet. Noch scheint der Mond hell genug.“

Der Spaziergang war sehr schön. Eigentlich gehe ich sehr ungern. Ich ziehe schnellere Beförderungsmittel

vor. Wir gingen zuerst die Landstraße hinunter und bogen dann in einen Feldweg ein, der an den früheren Schützenlinien entlang führt. Es war ziemlich dunkel. Der abnehmende Mond stand hinter zerklüfteten Wolken. Wir sprachen miteinander, als wären wir seit Jahrzehnten so über wolhynische Felder gewandert. Alles dies war selbstverständlich und doch wieder unwirklich, wie in einem Traum.

Knorr ist kleiner als ich, sehr schlank, die richtige Reitergestalt. Schmale nervöse Hände. Behende Bewegungen.

Wir sprachen über Völkerhaß und Kriege, über Jugenderlebnisse und Schicksalswalten. Und fühlten dabei doch immer aufs neue, daß wir eigentlich alles voneinander wußten.

Dann erzählte er mir Märchen. Französische Kindermärchen, die ich noch nie gehört hatte.

Und als wir uns auf dem Heimwege wieder dem Schlosse näherten, hoben sich die gewaltigen Mauern und Türme ganz schwarz von dem helleren Himmel ab.

„Jetzt“, sagte mein Begleiter, „sind wir Châtelaine und Chevalier und kehren in unsere heimatliche Ritterburg zurück. Morgen ist das große Turnier im Burghof. Das wird ein prachtvolles Schauspiel geben. Und nachher reiten wir zur Jagd, Madame im grünsamtnen Reitgewand auf ihrem schneeweißen Zelter.“

Am Tor sagten wir uns Gutenacht.

„Aber das letzte gehörte nicht zum Märchen. Morgen reiten wir zusammen.“

Jetzt will ich schlafen gehen und bin voll Freude. Denn morgen reiten wir zusammen! —

Olifa, den 16. Oktober 1916.

Ist es erst drei Tage her? Ja, am 13. ritten wir zusammen. Herrlich war es. Sektfrische Herbstluft. In der Nacht hatte es etwas gefroren. Die Pferde waren eifrig und willig.

„Chargeons“, kommandierte Knorr und bengte sich auf den Hals seines Braunen nieder. Und dann ritten wir Attacke gegen einen imaginären Feind.

„Gegen das Schicksal, wenn es uns schikanieren.“

„Aber das Schicksal ist doch so liebenswürdig mit uns“, sagte ich.

Das war vor drei Tagen. Heute zeigte es seine tückischsten Seiten.

Um 11 erschien „mon Chevalier“.

„Abmarschbefehl! Es geht an die Front. Heute nachmittag schon. Ich komme vorher noch einmal Adieu-sagen.“

Auch die Vettern gehen fort. Mir war schenßlich zumute. Die Nacht hatte ich wegen fürchterlicher Ohrenschmerzen fast schlaflos verbracht. Mein physisches Elend verwuchs mit dem seelischen zu einem Gefühl schmerzhaften Verlassenseins. Die Tage, die nun folgen sollen, erscheinen mir unerträglich.

Knorr küßte mir die Hand. „Les adieux préliminaires“, sagte er. Was ich gesagt habe, weiß ich nicht mehr.

Gleich darauf kam René. Diesmal versagte der übliche Neckton zwischen uns. Wir waren traurig.

Hierher kommt die Garde nicht mehr zurück.

Eben war Knorr noch einmal hier. Auf seinem Braunen in voller Kriegsausrüstung. Er galoppierte über die

Brücke und sprang ab. Der Bursche hielt sein Pferd. Im Torweg sagten wir uns Lebewohl.

„Schreiben kann ich nicht, Maria Alexandrowna, aber wir werden uns wiedersehen. — Dem Kalender nach hat unsere Freundschaft nur drei Tage gedauert, in Wirklichkeit aber drei Jahrzehnte.“

„Oder drei Jahrhunderte“, sagte ich.

Als er davonritt, stieg ich auf den „Göller“ hinauf. Es war alles recht romantisch-mittelalterlich. Die „Châtelaine“ winkte dem scheidenden „Chevalier“ einen letzten Abschiedsgruß zu.

Vielleicht tat dieser Vergleich meiner trostbedürftigen Seele wohl.

Moskau, den 18. Oktober 1916.

Am Donnerstag kam der Verwalter zum Chefarzt mit der Nachricht, daß die „durchlauchten Herrschaften“ am nächsten Tag eintreffen würden. Für die Zeit ihres Hierseins müsse unser Flügel geräumt werden. Er würde uns oben einen großen Festsaal zur Verfügung stellen, wo das gesamte Personal (!) untergebracht werden könne.

„Wie denken Sie sich das?“ fragte ich Alexander Michailowitsch.

„Nun die Schwestern auf der einen Seite und die Männer auf der anderen.“

„Getrennt durch einen Kreidestrich?“

„Nein, durch einige von den großen Schränken.“

„Das mache ich nicht mit.“

„Sie müssen. Ich habe versprochen, die ganze untere Etage zu räumen.“

Schon bin ich bei Eva. Wir konspirieren. Es wird beschlossen, heimlich in unseren Stuben zu bleiben.

„Mir scheint, die Tante merkt's nimmer.“

Die alten Herrschaften kommen an. Durch mein Fenster sehe ich sie im Hof spazieren. Kann mir gut ihre Empörung ausmalen. Erst mal die Zerstörungen, und dann noch Einquartierung eines russischen Hospitals! Bei ihrer Russenfeindlichkeit.

Am Nachmittag ihrer Ankunft macht Eva bei der durchlauchten Tante Besuch. Wenige Minuten später ist sie rot vor Ärger wieder bei mir.

„Hinausgeworfen hat sie mich“, ruft sie empört, „sie meint, ich sei ein ehrloses Ding, eine Verräterin. Wie könnte ich bloß als Polin in einem russischen Spital arbeiten! Ihr geliebtes Dlika sei von dieser ‚russischen Bande‘ in einen Schweinestall verwandelt. Und ich machte mit diesen Leuten gemeinsame Sache! Total ‚zermischt‘ ist sie, die alte Dame. Scheint noch nicht erfasst zu haben, daß wir Krieg haben, und zwar gegen einen gemeinsamen Feind. Da muß sich auch unsereins umstellen.“

Der fürstliche Grimm gegen unser gesamtes Hospital steigerte sich in den nächsten Tagen so sehr, daß die alten Herrschaften in größter Eile wieder abfuhrten.

Dlika, den 4. November 1916.

Heute ist Sandros Geburtstag. Sieben Jahre wird er alt. Vor anderthalb Jahren sah ich ihn zuletzt und seit Juni v. Js. bin ich ohne jede Nachricht von ihm. Ich habe immer wieder versucht nach Lodangen zu schreiben. Die Briefe gingen über das schwedische und schweizerische Rote Kreuz. Aber nie kam eine Antwort. Er hat es ja sicher so gut wie nur irgend möglich bei den Verwandten. Sie lieben ihn wie ihr eigenes Kind. Doch die quälenden Gedanken lassen sich nicht

verbannen. Vielleicht ist er krank, und ich weiß es nicht. Vielleicht sehnt er sich nach seinen Eltern. Oder hat er sie schon vergessen? Kinder vergessen so rasch. Aber Kinder können auch intensiv unglücklich sein. Sorglose Kindheit! Das ist eine Illusion der Erwachsenen, die sich nicht mehr erinnern. Die kleinen Sorgen der Kinderjahre lasten unendlich schwer. Sie nehmen grauenhafte Dimensionen an, und die logische Überlegung fehlt, um sie zu verscheuchen. Es ist auch nicht leicht, sich jemandem anzuvertrauen. Nur die Mutter versteht manchmal und kann helfen. Aber wenn die Mutter unerreichbar ist?! Doch an dies alles will ich nicht denken. Ich werde mir vorstellen, daß Sandro heute einen sehr vergnügten Geburtstag verlebt mit vielen Geschenken, Kuchen und Süßigkeiten. Sein Stuhl wird mit einer Girlande umkränzt sein, und man wird Schokolade aus den alten Tassen trinken, die innen vergoldet sind.

Dlifa, den 14. Dezember 1916.

Heute faßte ich mir ein Herz und ging zum Chefarzt wegen meiner Weihnachtspläne. Urlaub kann ich allerdings in diesem Jahr nicht mehr beanspruchen. Aber es bleibt der Ausweg der „Kommandirowka“ (dienstliche Abkommandierung).

Der Armenier war gerade von einer erfolgreichen Kartenpartie zurückgekehrt. Er hatte uns allen Geschenke mitgebracht und war strahlender Laune.

Es entspann sich nun folgender Dialog zwischen uns:

„Alexander Michailowitsch, wir brauchen eine neue Schreibmaschine für die Kanzlei.“

„Das ist richtig.“

„Gute Maschinen gibt es hier nicht in der Nähe, höchstens in Krementschug.“

„Nun und?“

„Mein Mann steht nicht weit von Krementschug.“

Pause.

„Alexander Michailowitsch, Sie trinken doch gern französischen Kognak?“

„Gibt es jetzt nirgends zu kaufen.“

„Ich kann aber durch meinen Vetter welchen beschaffen. Bisquit Dubouche.“

Pause. — Lächeln.

„Wann möchten Sie fahren?“

„Am Ahtzehnten.“

„Lassen Sie sich Ihre Papiere in der Kanzlei ausschreiben.“

Eine „Kommandirowka“ dauert 10 Tage. Ich werde offiziell eine Schreibmaschine kaufen, vielleicht auch de facto. Aber bestimmt werde ich die Weihnachtstage mit Harry in Nowogeorgiewsk verbringen. Die Flasche Kognak hat mir der gute Adrianos (Renés Bursche) soeben gebracht.

Nowogeorgiewsk, den 26. Dezember 1916.

Die Reise hierher war teuflisch. Vier Tage unterwegs. Im Frieden fuhr man höchstens 6 Stunden. Alles hatte sich gegen mich verschworen. Wegen verschiedener Truppenverschiebungen verkehrten überhaupt keine Passagierzüge. Nur in kurzen Etappen konnte ich mit Lastautos und Militärzügen vorwärtskommen. Stundenlanges Warten auf allen Stationen. In Kasatino saß ich sogar 14 Stunden. Dabei sind natürlich die Wartesäle überfüllt. Man ist glücklich, wenn man nach längerem „Anstehen“ einen Stuhl ergattert. Auf den Tischen, am Boden, überall, auch in den Wartesälen erster Klasse schlafen Soldaten.

Und dann die vielen Scherereien, um überhaupt mitzukommen!

Ich döse in der Ecke eines Wartesaales. Unmelodisches Schmarchen ringsumher. Es ist 2 Uhr nachts. Am Buffet, hinter dem ewig dampfenden Samowar ist selbst der „Buffetschik“ eingenickt. Ein Kellner bringt mir Tee und Piroggen. Ich erkundige mich nach dem nächsten Zug, Richtung Odessa. — Keine Ahnung.

Ich gehe hinaus, frage diesen und jenen. Um 7 Uhr morgens „soll“ ein Truppentransport passieren. Nun beginnen die Vorbereitungen zum Mitkommen. Schwestern ist es offiziell nicht erlaubt, Militärzüge zu benutzen. Aber „inoffiziell“ gelingt es mir fast immer. Erst mal geht es zum Bahnhofskommandanten, um eventuell noch ein „Papier“ zu bekommen. Irgend so ein Wisch mit einigen Siegeln und Unterschriften bewirkt oft Wunder. Als weitere Möglichkeit kommen noch wohlwollend aussehende Generäle in Betracht. Man begegnet ihnen überall, diesen wohlwollenden Generälen. Versagen auch die, dann kann man immer noch beim Herannahen des Zuges auf den Transportführer lauern. In vielen Fällen läßt er mit sich reden. Kommt er jedoch überhaupt nicht zum Vorschein, dann gibt es viele Hindernisse in Gestalt von jüngeren Offizieren, bärbeißigen Untermilitärs usw. zu überwinden. Endlose Auseinandersetzungen folgen. Führen sie einen zum „Chef“, dann hat man meist gewonnenes Spiel.

Als ich endlich in Kremenetschug anlange, kaufe ich keine Schreibmaschine, sondern nehme sofort einen „Fuhrmann“ nach dem 30 Werst entfernten Nowogeorgiewsk. Die Schlittensfahrt durch die tiefverschneite Steppelandschaft ist wundervoll. Blendende, glitzernde Weiße rings um mich. Der Fahrweg ist nur durch die

dunkleren Rufenspuren erkenntlich. Kein Baum als Wegweiser. Hier möchte ich keinen Schneesturm erleben! Die ziemlich verhungerten Pferdchen laufen ihren gleichmäßigen Trott, die Schlittenglocken läuten hell. Gut, daß man wenigstens dies eine Geräusch hört. Hier lernt man die „Angst vor der Stille“ begreifen, jener Stille, die nicht erholend und einschläfernd wirkt, sondern atembeklemmend und unheimlich.

Wir fahren einen geraden Weg querfeldein, in rechtem Winkel zu der dunkel eingefahrenen Landstraße. Der Kutscher, ein alter ukrainischer Bauer, unterhält mich angelegentlich.

„Ja, der Krieg, so geht er nun immer weiter und nimmt kein Ende. Vier Söhne hatte ich an der Front, jetzt nur noch einen. Zwei sind tot, einer als unheilbarer Krüppel aus dem Dienst entlassen. Nun sitzt er daheim. Zur Arbeit taugt er nicht mehr und ißt nur unser Brot. Was hat das alles für einen Sinn? Wofür zwingt man uns zu kämpfen? Unser Land sollen wir verteidigen, heißt es. Ja, u n s e r Land ist ja gar nicht bedroht. Hier ist alles friedlich und still. In Polen soll der Feind eindringen. Nun, was gehen uns die Polen an? Sollen sie sich doch selbst verteidigen.“

Und dann plötzlich kommt die erstaunliche Frage:

„Barina, gegen wen kämpfen wir eigentlich? Man sagt uns, gegen die Deutschen, sogar die Söhne glauben es. Aber das ist ja gar nicht möglich. Die Deutschen sitzen doch drüben an der Wolga“, er zeigt nach Osten — „und unsere Soldaten werden alle dorthin geschickt“ — sein Arm wandert nach Westen. — „Die Deutschen kenne ich, war einmal als junger Mensch in ihren Dörfern. Gute freundliche Menschen und sehr arbeitsam. Ihre Äcker und Wiesen in gutem Zustande. Nein, ich

glaube es nicht, daß wir gegen die Deutschen Krieg führen, ich meine, der Franzose ist unser Feind.“

Liebes verträumtes, einfältiges Rußland! Nur hier ist so etwas möglich. Nach 2½ Jahren Krieg diese Frage: „Gegen wen kämpfen wir eigentlich?“ . . .

Ich versuche den Alten zu belehren. Er hört mich auch geduldig an und nickt mit dem Kopf.

„Ja, das sagen sie alle“, murmelt er. Aber sein Ausdruck ist ungläubig und ein wenig spöttisch.

Nach drei Stunden waren wir am Ziel. Es dunkelte bereits. Die „Stadt“ Nowogeorgiewsk besteht aus einer endlos langen, ungepflasterten Straße. Zu beiden Seiten niedrige Holzhäuser, nur hier und da ein höherer Steinbau. Sie liegt dicht am Dnjepr. Ringsum erstreckt sich das fruchtbare Schwarzerdegebiet. Aber die schwarze Erde liegt eben unter weißem Schnee.

Harry hatte die Hoffnung auf mein Kommen bereits aufgegeben. So war die Freude besonders groß. Wir hausen äußerst primitiv in zwei Zimmern, betreut von einer kleinrussischen „Babuscha“.

Einige der Regimentskameraden habe ich kennengelernt und alte Bekannte wiedergesehen.

Am Weihnachtsabend waren wir bei Martinoffs. Man spielte Karten. Jrgendwo in der Ecke brannte ein Weihnachtsbaum. Die meisten der Anwesenden waren angeheitert.

Zu vorgerückter Stunde wurde es recht laut. Ich setzte mich etwas abseits. Suchte in die Lichter. Da kamen allerhand Gedanken. Etwas Furcht vor der Zukunft. Diese Weltentgleisung als Dauerzustand? — Unmöglich. — Aber wie lange noch? Wie lange heißt es für uns noch vagabundieren? — „Ohne ererbte Dinge, ohne Heim, ohne Hunde“, wie Rilke sagt.

Dreimal schon war Weihnachten im Kriege. 1914 im Zuge Lemberg—Petersburg mit Bronchitis, Fieber, verwirrten Gedanken; 1915 in Gladuta, im Hospital. Der alte Fürst hatte uns einen schönen Baum geschickt, es gab Geschenke vom Armenier und viel Alkohol. Weihnachtsstimmung? — Nein. — Heute nun? — Weihnachten 1916. Dies öde Nest in Südrußland. Menschen um einen, die man kaum kennt, die einen nichts angehen. Wenigstens ist man zu Zweit. Und wie eine unsichtbare Brücke zwischen Harry und mir empfinde ich die gemeinsamen Erinnerungen an die Weihnachten von „damals“.

Nowogeorgiewsk, den 27. Dezember 1916.

Rasputin ermordet! Gott sei Dank, — und doch . . . Unwillkürlich denkt man an seine drohenden Worte: „Wenn ich nicht mehr am Kaiserhofe bin, wird das alte Rußland zugrunde gehen.“ — Felix Jussupow und Purischkewitsch . . . die Mörder! Jussupow, der junge, elegante, strahlende. Degradiert, verbannt. Aber es ist ihm doch gelungen. Ich glaube ganz Rußland steht auf seiner Seite.

Nowogeorgiewsk, den 28. Dezember 1916.

Goeben ein Telegramm vom Armenier: „Hospital nach Czernowize, Bukowina, versetzt, folget direkt.“

Ich muß sofort aufbrechen. Wie lange die Reise dauern wird, wissen die Götter. Eigentlich schade! Ich war so gern in Orlita. Ich muß zuerst nach Kiew und mir meine Direktiven geben lassen.

Sie brechen die Zarenkrone von ihren Säbeln.

Kiew, den 1. Januar 1917.

Hier erfuhr ich im Stabe, daß unser Hospital nicht mehr bei der 8. Armee ist, sondern zur „Sonderarmee“ kommandiert. Diese ist vor kurzem neuformiert worden und besteht aus 4 Garde-Infanterie-Divisionen, denen mehrere Garde-Kavallerieregimenter zugeteilt sind. Auch die kaukasische indigene Division, die sogenannte „Wilde Division“ gehört zur Sonderarmee. Schon 1914 in Lemberg hatte ich viel von diesen wilden Bergregimentern gehört. Damals war die Division gerade formiert. Sie besteht aus 6 Kavallerie-Regimentern, die sich entsprechend den kaukasischen Stämmen, aus Grusiniern, Assetinen, Tschetschenzen, Tscherkessen, Lesginen und Tataren rekrutieren. An der Spitze der Division steht der Großfürst Michail Alexandrowitsch (Bruder des Zaren). Alle diese wilden Krieger tragen ihre eigene Nationaltracht, die äußerst farbenprächtigt ist. Alle haben sie natürlich hohe Fellmützen.

Es ging übrigens das Gerücht, die Wilde Division sei in plombierten Waggons nach Lemberg befördert worden, weil sie in ihrer Ahnungslosigkeit und zügellosen Wildheit gleich zu Anfang auf die eigenen russischen

Truppen losgegangen war, in der Meinung, dies sei der Feind!

Ich fahre erst heute abend weiter. Silvester habe ich nun noch bei Somows verbringen können. Es war sehr lustig. Viele Menschen. All die Sommerfreunde aus Bakumowka und noch viele andere. Die Bahnverbindungen in Richtung Galizien sollen einigermaßen geregelt sein.

Gzernowice, den 7. Januar 1917.

Schön war die Reise nicht! In Mohilew traf ich zum Glück „Pelagia“ (eine Schwester unseres Hospitals), so machten wir uns gemeinsam auf den Weiterweg. Die Züge waren wie immer überfüllt. Eine ganze Nacht saßen wir draußen im Gang, die Knie hochgezogen, die Füße an die gegenüberliegende Wand gestemmt. Kaum war man eingeknickt, fuhr man wieder hoch, weil jemand vorbei wollte. Schließlich war ich so apathisch, daß ich nicht mehr aufstand und die Leute irgendwie über mich hinüberklettern ließ.

Gegen Morgen wurde ich munter und sah mich um. Rechts und links von mir zieht sich eine lange Reihe hockender Gestalten. Fast alle in der gleichen Stellung, die Arme um die hochgezogenen Knie verschränkt. Die Köpfe wackeln im Schlaf hin und her. Im fahlen Frühlicht ein besonders groteskes Bild. Betende Mohammedaner an den Mauern der Moschee, denke ich. An meiner rechten Schulter ruht ein Artilleriehauptmann mit weit offen schnarchendem Munde, links hat sich Pelagia schlafend an mich gelehnt. Ich stehe behutsam auf, und mit einem Krach fliegen die beiden Köpfe zusammen. Zwei verschlafene Augenpaare starren einander beleidigt und verständnislos an.

Endlich erreichen wir unseren Bestimmungsort. Am Bahnhof erfahren wir die Adresse unseres Hospitals. Wir fahren per Droschke durch die militärüberfüllten Straßen an geschmackvollen sauberen Häusern vorbei. Die Aufschriften an den Läden sind deutsch und polnisch. Die großen kräftigen Gestalten der einheimischen Bauern fallen sofort auf. Männer und Frauen tragen Lammfelljacken mit dem Pelz nach außen, die an Kragen und Ärmeln bunt bestickt sind, dazu hohe weiche Ledertiefel.

Frohes Wiedersehen mit dem 281. Diesmal sind wir alle auseinandergesprengt. Das Personal wohnt in vielen kleinen Einzelwohnungen, aber in derselben Straße, die Kranken in einem großen Schulgebäude in der Parallelstraße.

Lange habe ich nicht mehr so „luxuriös“ gehaust — mit Kleiderschrank, Schreibtisch und türkischem Divan. In Schwester Varias Zimmer nebenan steht sogar ein etwas ramponiertes Klavier. Zu unserer Wohnung gehört noch der allgemeine Speisesaal und die Küche.

Czernowice, den 18. Januar 1917.

Die Arbeit wächst uns über den Kopf. Nur wenige chirurgische Patienten gibt es, aber um so mehr Epidemien. Wir kämpfen einen erbitterten Kampf gegen Flecktyphus und Ruhr. Unterleibstypus ist Dauererscheinung, aber noch nie war er so böseartig.

Man ist zum Umfallen müde. Nie gibt es genug Schlaf. Empfindlicher Personalmangel. Die Anfangsbegeisterung vieler Kriegsschwester ist eben auch erloschen.

Alle vier Tage haben wir Nachtdienst. Vorige Nacht habe ich zusammen mit einem Flecktyphuspatienten dem

Tod ein Schnippchen geschlagen. Gestern abend war er von den Ärzten aufgegeben. Aber ich spürte seinen zähen und erbitterten Lebenswillen. Bei der Mitternachtsrunde maß ich sein Fieber: 41 Grad. Doch immer wieder reißt er sich aus dem delirierenden Schwächezustand zu ruckweisem Bewußtsein empor. Seine glühenden Hände greifen ins Leere, ballen sich in verzweifelter Abwehr zu Fäusten.

„Schwester, ich will nicht sterben. Ich darf doch nicht. Sechs kleine Kinder zu Hause. Die Frau — sie ist schwach, — noch jung. Sie kann sie nicht ernähren. Schwester, ich muß gesund werden.“

Stille. Schweres Atmen. Dann wieder Hochschrecken.

„Aber da ist das Schwarze. Es reckt sich nach mir. — Ich schiebe es von mir — so“ — er streckt die Arme von sich — „aber dann packt es mich wieder.“

Ich beuge mich zu ihm: „Du darfst nicht müde werden, Stepan, du wirst dem Tod standhalten, aber du mußt wollen.“

Die Nacht ist ein einziges Ringen mit dem Tode. Zum Glück habe ich keine anderen schweren Fälle. Ich mache die Kunden allstündlich und komme wieder zu Stepan zurück. Ich spritze Kampfer, Koffein, — Kampfer, Koffein, immer abwechselnd. Sein Herzschlag flattert nur noch, dann erholt er sich wieder.

Kampfer, Koffein . . .

„Spritzen haben keinen Zweck mehr“, hatte der Arzt gesagt. Aber vielleicht, vielleicht schaffen wir's doch noch, Stepan und ich!

Das Eis im Kopfbeutel zertaut in wenigen Minuten. Immer wieder fülle ich ihn. Immer wieder erneure ich die kalten Ganzpackungen.

3 Uhr morgens. Das Fieber sinkt. 40 Grad, bis

39,4 Grad. Aber die Schwäche nimmt zu. Der Kranke spricht nicht mehr. Mehr Kampfer.

„Stepan“, ich fasse deine Hand, „Stepan, du mußt wollen! Du mußt durchhalten!“

Er öffnet die Augen. Sein Blick ist verständnislos.

„Stepan! — Nicht nachgeben! — Stepan!“

Zimmer wieder rufe ich, befehle ich.

„Stepan, denk an die Kinder!“

Jetzt werden die matten Augen sehend.

„Ja, ja,“ — er flüstert es nur.

„Das Schwarze ist fort, Schwester, ich werde nicht sterben.“

Er lächelt, schließt die Augen. Ist das das Ende? Nein, sein Puls geht kräftiger, regelmäßiger. Er schläft. — Er wird leben . . .

Ich bin auf einmal grenzenlos müde und begrüße die aufgehende Sonne wie einen erlösenden Freund. —

Sieg über den Tod. — Aber auf wie lange? — Bloß schlafen jetzt.

Den 1. Februar 1917.

Wir sind ein wenig entlastet. Die Typhuskranken werden jetzt in ein Speziallazarett geschickt. Ich bin ausgeschlafen und ein ganz anderer Mensch. Abends gehen wir manchmal ins Kino. Dann gibt's auch Besuch. Horrys Regimentskamerad Basilewitsch ist hier aufgetaucht, und mehrere Offiziere der „Wilden Division“ kommen öfters her. Sie sind gar nicht wild. Eher sentimental. Einer von den Grusiniern ist mein besonderer Freund. Vater Grusiniere, Mutter Französin. Ausgezeichnete Mischung. Pariser Kultur mit kaukasischer Ursprünglichkeit. Natürlich voller Hemmungen wie alle diese Mischprodukte.

Allerlei verworrene Gerüchte kommen aus Petersburg. Man erwartet Unruhen. Genaueres weiß man nicht. Wir sind hier ja so weit von allen Geschehnissen.

René hat lange nichts mehr von sich hören lassen. Wo steckt er bloß?

Ich habe die Gefangenenabteilung unter mir. Liebe Kerle sind darunter. Neulich war Revision. Graf Schelajew in Person. In den Krankensälen war er ganz dienstlich. Als konnte er mich überhaupt nicht. Und ich natürlich auch: Hände an die . . . naht. —

„Schwester, wie sprechen Sie mit den deutschen Gefangenen?“

„Deutsch, Herr Oberst.“

„Und mit den Österreichern?“

„Deutsch.“

„Und mit den Rumänen?“ (aus der Bukowina)

„Rumänisch.“

„Und mit den Tschechen?“

„Russisch.“

„Und mit den Ungarn?“

„Durch Zeichen, Herr Oberst.“

„Ich wünsche, daß Sie Ungarisch lernen.“

„Sehr wohl, Herr Oberst.“

Ich kaufte mir sofort ein ungarisches „Metonla“. Bisher habe ich gelernt, das Husten „Koehegisch“ heißt und Diarrhoe „haschmenosch“ oder so ähnlich. Sehr tief werde ich, glaube ich, in die Geheimnisse dieser Sprache nicht eindringen.

Zu meinen Pfleglingen gehören auch die Garten. Sie sind nicht militärpflichtig. Wohl aber werden sie zu Straßenarbeiten herangezogen. Die armen Kerle sind dauernd krank. Ungewohntes Klima. Heimweh. Wenn ich das Essen austeile, muß ich ihnen immer zuerst voressen.

Eher rühren sie nichts an. Angst vor Gift oder eine Höflichkeitsform? Russisch können sie kaum, und Persisch, was sie ja wohl sprechen, würde ich selbst auf Wunsch von Schelajew nicht in Angriff nehmen.

Gzernowice, den 6. März 1917.

René war hier. Er brachte entsetzliche Nachrichten. Umsturz, — Abdankung des Kaisers. Revolution in Petersburg. Hier hatte man noch nichts gewußt. Der Junge war verzweifelt. Was nun weiter?

Wir sitzen in meinem schlechterleuchteten Zimmer und lesen das Abdankungsmanifest des Zaren wieder und wieder. — Dem Thron entsagt für sich und den kleinen Thronfolger zugunsten seines Bruders, des Großfürsten Michail Alexandrowitsch. —

„Der Großfürst soll auch schon zurückgetreten sein. Eine provisorische Regierung hat sich gebildet.“

„Rußland als Republik ist undenkbar.“

„Und uns sind die Hände gebunden. Als wir die ersten Gerüchte hörten, wollten wir gleich nach Petersburg. In diesen Stunden muß der Kaiser doch wenigstens seine Garde um sich haben! Aber er hat es selbst nicht gewollt. Hier steht es ja. Er erwartet von seinen Offizieren, daß sie sich der neuen provisorischen Regierung unterordnen. Alles ist jetzt aus!“

Noch in der Nacht reiste René wieder fort. Er hatte keine Ruhe. Die Kameraden erwarten ihn. Wahrscheinlich hoffen sie alle doch noch auf eine Möglichkeit, zum Kaiser zu gelangen.

Gzernowice, den 10. März 1917.

Heute hat sie nun auch hier begonnen, die „glorreiche“ Revolution.

Am Vormittag war ich wie üblich im Operationszimmer. Trepanation. Der Patient lag bereits auf dem Tisch. Der Feldscher gibt das Chloroform, zwei Sanitäter halten den Mann, der wie ein Rasender in der Narkose um sich schlägt. Ich reiche die Instrumente. Heyssel operiert. Junger Jude. Sehr rot.

Plötzlicher Lärm auf der Straße. Gegröhl und Jubelgeschrei. Gleich darauf wird die Tür aufgerissen. Ein mit roten Bändern ausgestaffierter Soldat stürzt herein, gefolgt von einigen unserer Sanitäter.

„Kommt alle mit, Genossen, wir sind erlöst, die Revolution ist da. Niemand braucht mehr zu arbeiten. — Freiheit für alle!“

Chloroformmaske und Flasche fliegen auf den Tisch. Haltende Arme lösen sich von dem bewußtlosen Kranken. Alles stürzt hinaus. Zwei Schwestern, die soeben noch in einer Ecke Verbandgaze schnitten, sind auch nicht mehr da.

Der Arzt wirft die Instrumente flirrend ins Becken.

„Bitte“, sagt er mit einer Handbewegung zu Tür hin.

Wir wechseln einen Blick. Scharf geladen ist der Luftraum zwischen uns. — Wird auch er gehen? — Was dann?

Die Begeisterungsrufe auf der Straße arten in frenetisches Geheul aus. Vor uns liegt der Patient. Die Operation ist halb beendet. Gleich muß er zu sich kommen.

Ich setze ihm die Maske wieder auf. Träufle Chloroform. Gleichzeitig drücke ich mit meinem linken Ellbogen seine Arme nieder.

„Doktor, die Instrumente müssen Sie sich selbst herausuchen.“ Meine Stimme klingt gleichgültig, ruhig. Innerlich zittere ich. Wird er es tun?

Schweigen. Er greift nach der Pinzette, sucht sich etwas aus dem Instrumentenbecken. Gott sei Dank!

Stumm arbeiten wir weiter. Etwa eine Viertelstunde lang. Dann ist es zu Ende. Wir beide bringen den Patienten zurück in den Saal. Legen ihn ins Bett. Ich bleibe noch eine Weile bei ihm. Hole warme Decken, die Wärmflasche. Nirgends ist ein Sanitäter zu sehen.

Als ich wieder in den Operationsaal komme, um die Instrumente zu reinigen, kommt mir der Doktor entgegen. Den weißen Kittel hat er abgelegt. Ein rotes Band hängt an seiner Schulter.

„Kommen Sie mit, Schwester?“ Ich antworte nicht. Er läuft die Treppe hinunter. Ich mache die Tür hinter ihm zu.

Als ich die Arbeit beendet habe, sehe ich durchs Fenster. Draußen tobt es wie ein toller Faschingszug. Uniformierte und Zivilpersonen marschieren im Lauffschritt in endloser Reihenfolge, eingesäumt zu beiden Seiten von einer Kette Männer und Frauen, die seitwärts Arm in Arm in entgegengesetzter Richtung ziehen. Alles brüllt die Marseillaise. Die russischen Worte kann man nicht verstehen. Fahnen werden geschwenkt. Teils einfache rote Fesen, teils Banner mit Inschriften: „Es lebe die Revolution.“ — „Land und Freiheit für alle.“ — „Nieder mit dem Krieg.“ — „Es lebe das internationale Proletariat.“ —

Die ganze Luft scheint rot. Rote Schleifen. Rote Kofarden. Rote Tücher. Rote Fahnen. Die strahlende Frühlingssonne rotgolden über dem Ganzen.

Ich schließe die Augen. Es bleibt das Gleiche. Rote Flecken, Streifen, Punkte, — auch im Dunkel flimmert es rot. Wellenlinien. Ströme. Rot wie Blut.

Ich höre Stimmen im Flur. Jrgend jemand sagt es:

„Dies ist die einzige unblutige Revolution der Weltgeschichte.“

Ich gehe hinaus. Im Flur stehen drei unserer Ärzte und brechen die Zarenkronen von ihren Militärsäbeln.

Czernowize, den 11. März 1917.

Heute war Molebin (Dankgottesdienst) in unserer Kapelle. Ich bin nicht hingegangen. Zweimal schickte Alexander Michailowitsch seinen Burschen nach mir. Ich ließ mich mit Kopfschmerzen entschuldigen. Zuletzt kam der Armenier selbst. Ich bin aber doch liegen geblieben. — Molebin! Danken wofür? Für die Revolution vielleicht? Bitten — für wen? Für die neue provisorische Regierung? Gutschkow, Rodsianko, Lwow und Genossen! Die werden auch ohne meine Fürbitte ihr Werk vollenden.

Molebin . . . Wie gern hatte ich stets diese kurzen Dankgottesdienste. Zu Kronsfеiertagen. Zu Einweihungen und dergleichen. Besonders zum Schluß das „Mnogija Lieta“ (Viele Jahre).

„Viele Jahre,
Viele Jahre
Seien dem Kaiserhaus beschert . . .“

Vom Priester angestimmt, vom Chor aufgegriffen, von der Gemeinde mitgesungen.

Und jetzt? — Viele Jahre — wem? Der Revolution? Oder der provisorischen Regierung? Oder wem sonst?

Und der Kaiser einfach ausgeschaltet, als existiere er nicht mehr.

Nach dem Molebin wurde im Hof des Hospitals der Prikas Nr. 1 der neuen Regierung verlesen. Das ge-

samte Personal versammelt. Alexander Michailowitsch in der Mitte mit dem denkwürdigen Dokument in der Hand.

Worte, Worte, deren Sinn ich kaum erfasse.

„Errungenschaften der Revolution . . .“

„ . . . den Krieg bis zum siegreichen Ende . . .“ Dann folgt ein Längeres über das veränderte Dienstverhältnis des Soldaten zum Offizier. Das Salutieren ist in Zukunft freiwillig. Die Mannschaften werden nicht mehr geduzt, die Offiziere nicht mehr „Ew. Hochwohlgeboren“ genannt. Der Offizier darf nicht mehr bestrafen, hat nichts zu bestimmen, nichts zu befehlen. Alles regelt in Zukunft das Komitee, das nur aus Soldaten besteht.

Ja, wie ist denn das denkbar?

Ich wende mich an meinen Nebenmann, den polnischen Apotheker und frage leise:

„Was bleibt denn den Offizieren noch an Rechten?“

Der Pan wendet kaum merklich den Kopf und sagt halb ironisch, halb triumphierend:

„Sie dürfen noch sterben.“

Ich sehe mich um. Rote Abzeichen auch hier überall. Einige Gesichter seltsam gespannt, als wollten sie jedes Wort in sich aufnehmen. Andere wieder lächeln breit und zufrieden. Die Ärzte selbstbewußt in ihrer Haltung, als hätte das Volk ihnen, ihrer Klasse, dies unerhörte Glück zu verdanken. Unter den Sanitätern sehe ich ganz vorn die beiden Ausreißer aus dem Operationsaal. Mit frechem Ausdruck stieren sie zu mir herüber.

Der Präkas ist zu Ende. U. M. läßt das Blatt sinken. Seine großen dunkeln Augen glänzen ölig. Seine wulstigen Lippen lächeln unsicher. Ein wenig gequält:

„Ich hoffe, Sie werden sich alle würdig erweisen, würdig der großen Umwälzungen, die wir haben erleben

dürfen. Ich hoffe, Sie werden auch weiterhin als freie Menschen gewissenhaft Ihre Pflicht tun und auf Ihren Posten verharren.“

Später beobachte ich, wie einer der Sanitäter an den Armenier herantritt. Seine Haltung ist lässig. Die obersten Knöpfe seines Kittels stehen offen. Das eine Achselstück ist halb abgerissen. Er steht vor A. M., die Hände in den Hosentaschen und nennt ihn „Doktor“.

Ich sehe, wie der Armenier unzufrieden an dem Mann hinunterblickt. Wird er ihm etwas sagen? Seine selbstbewußte Eitelkeit leidet entschieden unter dem Auftritt. Allein er beißt sich die Lippen und erteilt keinen Verweis.

Czernowize, den 13. März 1917.

Unser guter Bursche Wladimir brachte mich heute zum Lachen. Ich sage etwas zu ihm per „Sie“ (auf russisch „Ihr“). Er sieht mich verständnislos an.

„Meinen die Schwester mich?“

„Ja natürlich, wen denn sonst? Ich bat Sie um ein Glas Wasser.“

„Wir werden es bringen.“

Dann nach einer kurzen Pause:

„Schwester, sagen Sie doch wieder ‚Du‘ zu mir.“

„Aber wo bleiben dann die Errungenschaften der Revolution, Wladimir?“

„Ach, Schwester, das verstehe ich doch nicht alles, das sind so schwere Worte. Wenn es nur wahr ist, daß wir bald nach Hause dürfen und jeder ein Stück Land bekommt, will ich schon zufrieden sein.“

Der Tag war entsetzlich. Mechanisch tut man seine Arbeit. Alle gehen scheu an mir vorüber, sehen mich feindlich an. Coa erscheint mir als einziger Trost.

Eben komme ich von ihr. Sie wohnt im selben Haus eine Treppe tiefer. Ich finde sie in einen französischen Roman vertieft. Ihr vergrämtes Bubengesicht ist in tiefe Falten gelegt. Das Zimmer ist blau von Zigaretten-dunst.

Bei meinem Eintritt klappt sie das Buch zu.

„Eva, was sagst du zu dem allen?“

„Je m'en fiche!“ Doch dann fügt sie ernsthaft hinzu:

„Du, wir beide sind keine Russinnen und trotzdem, glaube ich, heute die einzigen Stützen der Monarchie in diesem Hause.“

Rauchend und sprechend sitzen wir noch lange beisammen.

Nun bin ich ruhiger.

Gzernowize, den 18. März 1917.

Heute gab es folgenden Auftritt: Ich komme nachmittags ins Hospital, finde die Zimmer nicht aufgeräumt, das ganze Personal abwesend. Im Dujourzimmer gähnt ein einziger Sanitärer hinter einer Zeitung. Die Beine lang von sich gestreckt, liegt er halb da und verändert auch seine Stellung nicht, als ich hereinkomme.

„Bolschakow!“ Er hebt den Kopf.

„Warum ist in den Krankensälen nichts gemacht? Auch im Flur ist nicht gefegt. Wo sind die anderen alle?“

„Zum Meeting gegangen. Ich muß auch gleich hin.“

„Wer hat Ihnen Urlaub gegeben?“

„Wir brauchen doch keinen zu fragen. Sind wir nicht freie Menschen?“

Meint er das im Ernst? Auf seinem Gesicht liegt ein freches Grinsen.

Der Zorn kommt wie eine heiße rote Welle über mich.

„Das sind wohl auch Errungenschaften der Revolution, daß ihr glaubt faulenz zu können, davonzulaufen, wenn es euch paßt! Gleich gehst du an deine Arbeit!“ Vergessen ist Prißas Nr. 1, vergessen das revolutionäre „Sie“.

Bolschakow rührt sich nicht. Da wird die Tür aufgerissen. Zwei Sanitäter. Rufe:

„Bolschakow, komm doch endlich. Alle warten.“

Jetzt sehen sie mich. Leicht verlegen. Sie wechseln Blicke. Der eine kommt auf mich los. Es ist Fedor, der mir immer beim Austeilen des Essens hilft.

„Schwester, man hat uns beauftragt, mit Ihnen zu reden.“

„Wer hat euch beauftragt?“

„Der Hospitalrat.“

„Was will er von mir?“

„Wir sollen Sie warnen. Der Armeestab-Rat will Sie arretieren, weil Sie gegenrevolutionär sind, — eine vom alten Regime.“

„Wer will mich arretieren?“

Pause. — Dann verlegen:

„Eigentlich sollen wir . . .“

Bolschakow in der Ecke lacht unverschämt. Jetzt ist mir alles egal.

„Hinaus, Bolschakow, ich habe mit diesen zu reden.“

Jetzt gilt es. Wird er gehorchen?

Ja, — langsam schiebt sich seine breite Gestalt hinaus.

Die anderen scheinen durch seine Abwesenheit ängstlicher zu werden. Ich gewinne an Boden und fühle zugleich den Zorn wie einen starken Verbündeten in mir.

„Fedor, es wundert mich, daß du es übernommen hast, mir diesen Auftrag eures Rats zu übermitteln.“

Fedor dreht verlegen an seinen Knöpfen. —

„Es ist gut. Hier ist meine Antwort an den Rat:

Ich lasse mich nicht arretieren. Von euch und euren Genossen am allerwenigsten. Auch der Soldatenrat im Armeestab hat mir nichts zu befehlen. Allein der Chefarzt ist mein Vorgesetzter. Und über ihn steht nur noch der Generalbevollmächtigte für die Militärlazarette der Armeen.“

Ich beobachte die Gesichter. Was ich sehe, gibt mir Mut. Jetzt bluffen, denke ich, anbrüllen muß ich die Kerls.

„Sage deinen Freunden, Fedor, daß ich keinen an mich heranlassen werde, verstehst du, keinen! Und daß ich einen schönen blanken Smith & Wesson-Revolver besitze.“

Auf einmal ist meine Wut verraucht. Mich efelt vor mir selber, vor meinem Geschrei. Was soll das alles? denke ich, alberne Phrasen, dünkelfhaftes Renommieren. Selbst nicht diesen Brüdern gegenüber gerechtfertigt. —

„Und jetzt an eure Arbeit! Als erstes muß der Flur gereinigt werden.“

Die beiden gehen stumm hinaus. Bald darauf höre ich sie mit Besen und Schrubber hantieren.

Gzernowize, den 28. März 1917.

Heute wurden die Mitglieder unseres Hospitals der neuen Regierung vereidigt. Wir waren alle in den Armeestab bestellt. Es gab eine Auseinandersetzung zwischen mir und dem Chef.

„Ich kann nicht mit, Alexander Michailowitsch, ich werde mich wieder krank melden.“

„Maria Alexandrowna, Sie machen mir die größten

Unannehmlichkeiten. Ich bitte Sie, gehen Sie wenigstens hin. Dort können Sie ja tun, was Sie wollen. Außerdem entgehen Sie ja der Sache nicht. Wenn Sie im Dienst bleiben wollen, werden Sie doch vereidigt, — früher oder später.“

Der Mann sieht gequält, sorgenvoll aus.

„Ich weiß überhaupt nicht mehr aus noch ein. Man reißt mich nach allen Seiten. Die Leute wollen nicht mehr arbeiten, — verschlundern. Sagt man ihnen etwas, so drohen sie gleich mit dem ‚Kaf‘. Und von oben bekomme ich Verweise. Neulich erst bei der Revision. Die Krankensäle seien unsauber, — das ganze Hospital mache einen heruntergekommenen Eindruck.“ Er faßt sich mit einer verzweifelten Geste an seinen kahlen Schädel. — „Ja, und grüßen tut mich die Bande kaum noch und nennt mich ‚Doktor‘, als ob ich ihresgleichen wäre.“

Ich muß lachen. „Da haben Sie nun die köstlichen Errungenschaften Ihrer Revolution!“

Aus Rücksicht für den Armenier beschließe ich in den Stab zu gehen.

Pünktlich um 3 Uhr erscheinen wir in corpore im Versammlungsaal.

Hunderte von Menschen dicht aneinander gedrängt. Hauptsächlich sieht man Schwesternhauben und Arzturniformen. Wir warten etwa eine halbe Stunde. Dann erscheint der Generalbevollmächtigte, und betritt eine Art Podium. Hinter ihm stellt sich ein Priester auf. —

Schelajew trägt eine rote Kokarde im Knopfloch. Sehr klein, sehr diskret ist sie. Aber immerhin eine rote Kokarde.

Et tu Brute! — Vetter des Zaren. — Gardeoffizier. — Riesenbesitzungen im Kaukasus. — Wenn einer, so gehört er zum alten Regime.

Er räuspert sich und beginnt mit seinem eleganten, etwas nasalen Petersburger Akzent:

„Ich bewillkomme mit Ihnen die Revolution, die Freiheit!“

Ich wende mich halb um. Gehe die Leute an. Gebe mir krampfhaft Mühe, an etwas Anderes zu denken. Bloß nicht zuhören.

Jetzt ist er wohl ziemlich zu Ende: „Ich werde Ihre Namen einzeln aufrufen lassen und Sie der neuen Regierung auf das Kreuzifix vereidigen. Hierdurch sind Sie von Ihrem früheren Eid der zaristischen Regierung gegenüber entbunden.“

Blichschnell arbeiten meine Gedanken. — Was tun? — Ich kann doch nicht. — Es ist unmöglich. — Aber andererseits . . . Mich weigern? — Aufsehen erregen? Bravado zur Schau tragen? — Vor allen diesen Menschen erklären: „Das tue ich nicht“? Auch das erscheint mir unausführbar. Alle würden hinhorchen, sich die Hälse ausrecken. Bemerkungen machen. Lachen.

Fort von hier? Auch das ist unmöglich. Eingekleilt stehe ich in der Menge. Sofort würde man aufmerksam werden. — Aber es muß doch jemand hier sein, der ebenso empfindet. — Schwester Varia steht dicht neben mir. Ihr Madonnengesicht ist ruhig und ernst.

„Varia Andronikowna“, flüstere ich, — „Sie lassen sich doch nicht vereidigen? Sie werden sich weigern?“

Ihre Lippen bewegen sich kaum. „Unmöglich“, höre ich.

— Unmöglich. — Unmöglich. — Ja, fast erscheint es mir auch so. — Wenn ich nur wüßte, was die anderen tun — Harry, — die Wetter . . . Was erwarten die Unseren von mir?

— Und der Kaiser selbst? Ich sehe ihn wie damals

in Moskau 1914. Ergebenheit. Das war doch auch ein Treueschwur gewesen. Und der gilt mehr als meine eigentliche Vereidigung. —

— Ergebenheit der provisorischen Regierung gegenüber? Dies Gefühl ist doch nicht so ohne weiteres übertragbar. Jedenfalls nicht auf Gutschkow, Kerenski und Genossen. — Aber vielleicht nur zum Schein? Mit Worten, nicht mit dem Herzen? — Bloß um nicht den Anschein zu erwecken, daß man die Aufmerksamkeit auf sich lenken, sich wichtig tun möchte.

— Feigheit? — Ach Gott, — ich weiß es nicht. Ich weiß überhaupt nicht, was ich soll!

Plötzlich fühle ich Varias Hand an meiner. Mit einer leichten Kopfbewegung deutet sie nach vorn, auf Schelajew.

Ich höre auf seine Worte:

„Wenn irgendeiner unter Ihnen es absolut nicht mit seinem Gewissen vereinigen kann, den Treueid zu leisten, dann genügt es, wenn der Betreffende ein feierliches Versprechen abgibt, daß er nichts gegen die neue Regierung unternehmen wird.“

Auf einmal muß Varia ihre Hand ganz schnell zurückziehen, so stark habe ich sie gepackt. — Ich hätte schreien mögen vor Glück: — Der Ausweg! — Der Ausweg! —

Schelajew hat seinen Platz auf dem erhöhten Stand verlassen. Der Priester tritt vor. Er stellt ein Kreuzifix auf das Pult. In der Hand hält er ein schwarzgebundenes Buch. Es kommt Bewegung in die Menschenmauer. Langsam schiebt sie sich nach vorn. Namen werden aufgerufen. Einzelne gehen sie alle an den Priester heran. Legen die Hand auf die Bibel. Wiederholen vorgesprochene Worte. Küssen das Kreuzifix. Nachher ziehen

sie alle an Schelajew vorbei, der ihren Händedruck entgegennimmt.

Unser Hospital ist an der Reihe. Nur nicht lange warten müssen! Ich ziehe Varia nach vorn.

Jemand liest meinen Namen von einer Liste ab. Ich gehe am Priester vorüber und stehe vor Schelajew. Unsere Augen begegnen sich. Er macht eine Handbewegung zum Popen hinüber. Ich schüttle den Kopf. Er hat verstanden. Zieht ein Papier hervor und liest mir die kurze Formel des „feierlichen Versprechens“ vor.

Mechanisch spreche ich die Worte nach. Verspreche nicht aktiv gegen die neue Regierung zu demonstrieren, an keinem Umsturz teilzunehmen. Dann fühle ich seinen ein wenig weichlichen Händedruck, und schon werde ich von dem Nächsten weitergeschoben.

Auf einmal bin ich wie erlöst. Ungestim dränge ich hinaus, ins Freie. — Ob ich die einzige war? Das werde ich wohl nie erfahren.

Ezernowize, den 6. April 1917.

Eva muß fort! — Gemeinheit! Ich saß gerade bei ihr. Wir sprachen über Schelajew. Als freiwillige Helferin brauchte sie übrigens nicht vereidigt zu werden. Pötzlich holt sie einen Zettel aus der Tasche. „Da lies.“

„Die Gräfin Eva Kasewskij wird ersucht, dieses Hospital unverzüglich zu verlassen, da ihre Anwesenheit hier nicht erwünscht ist.“

Der Rat der Angestellten des 281. Reservefeldhospitals.“

„Ja, weshalb nur?“

„Ich weiß es nicht.“

„Wladimir“, rufe ich in den Flur hinaus.

Der Gute ist sofort zur Stelle.

„Weißt du etwas hiervon?“ Ich halte ihm den Zettel hin. Mir fällt jedoch ein, daß er nicht lesen kann. Ich lese ihn ihm vor.

Wladimir nickt bedächtig mit dem Kopf. „Ja, ja, dieser Kat, — er ist ja ganz verrückt. Sie finden, daß die Gräfin eine A—sti—ro—kratin ist.“ Er stolpert über das Wort. „Auch weil sie zwei Pferde mit hat, die gepflegt werden müssen und weil sie ihre hohen Stiefel immer zum Putzen hinausstellt, soll sie fort. — Der Kat sagt, daß wir keine Diener mehr sein wollen, sondern freie Menschen.“

Ich verbeiße ein Lachen. „Die Pferde, — ja aber zum Donnerwetter, die können wir doch selber . . .“

Eva unterbricht mich. „Unsinn, um dieser Crapule einzubilden, daß ich mich nach ihnen richte.“ Die senkrechte Falte zwischen ihren Brauen ist tief wie ein Riß.

„Noch eine Frage, Wladimir, dann kannst du gehen: — Was ist denn eine A—sti—ro—kratin?“

„Ich kann's nicht wissen, Schwester, doch scheint mir, es muß etwas recht Schlechtes sein. — Aber“ — und seine Hundeaugen blicken treuherzig zu Eva hinüber, — „ich glaube das ganz bestimmt nicht von der Gräfin.“

Wir sind allein. Das Schweigen liegt auf uns wie eine Last. Ich weiß, daß Eva gehen wird — mitsamt ihren Pferden und ungeputzten Reitstiefeln, — dorthin, wo sie noch glaubt, treue Diener zu haben — nach Hause.

Sie schleudert ihre Zigarette auf den Boden.

„Glaub mir's, ich geh nicht gern. Es war eine gute Zeit. Und dann — Jetzt bleibst du allein. Bisher waren wir doch wenigstens immer noch zwei . . .“

„A—sti—ro—kraten“, ahme ich Wladimir nach.

Gzernowize, den 14. April 1917.

Das Dasein hier wird immer unerträglicher. Die Arbeit macht keine rechte Freude mehr. Allenthalben Schwierigkeiten mit dem Personal. Die Maschine in unserem Betrieb ist ins Stocken geraten. Das Haupt-
rad ist zerbrochen: Disziplin. Nicht nur die Sanitäter machen einem zu schaffen. Auch die Kranken, speziell die Leichtverwundeten. Sie stellen unmögliche Forderungen, sind mit allem unzufrieden und weigern sich an die Front zurückzukehren, wenn sie wiederhergestellt sind. Noch haben wir Schwestern eine gewisse Autorität, aber wie lange wird das dauern? Oft nehmen die Leute eine drohende Haltung an. — Gestern hatte ich z. B. richtige Angst. Und da hat mir der kleine Soldat Iwan geholfen.

Iwan steht Wache auf der Galerie vor den Zimmern der Gefangenen. Er ist ein älteres, schwächtiges Männchen. Er tut mir leid, denn das lange Stehen fällt ihm offenbar schwer. Ofters habe ich ihm Zigaretten zugesteckt und einmal Süßigkeiten.

Danken kann er mir nicht. Das Sprechen ist ihm verboten. Aber oft bekomme ich drollige kleine Zettel von ihm. Köstliche unorthographische „Liebesbriefe“. Der Schluß ist unweigerlich:

„Ich warte auf Ihre Antwort
Wie die Nachtigall auf den Sommer“

(auf russisch reimt sich das).

Eine Antwort hat er nie bekommen, wohl aber weitere kleine Päckchen. Er muß lungenkrank sein. Jeden Tag sieht er schlechter aus.

Gestern nun, als ich an ihm vorbeigehe, steckt er mir einen Zettel zu. Ich gehe ins Dujourzimmer, um ihn zu entziffern.

„Schwester, ich weiß, daß Sie es schwer haben, ich möchte Ihnen helfen, weil Sie so gut sind und mir oft etwas schenken. Ich habe gehört, wie die Sanitäter und Kranken unverschämt mit Ihnen reden. Die können auch einmal gefährlich werden. Dann rufen Sie nach mir. Heute stehe ich von 8—12 draußen und morgen von 12—4.

Iwan Botkin.“

Der rührende kleine Mann! In der Rolle des schützenden Ritters kann ich ihn mir gar nicht vorstellen. Immerhin, — es ist eine Warnung. Vielleicht weiß er etwas.

In der Nacht habe ich Dienst. Es gibt keine Schwerkranken. Ich sitze im Dujourzimmer und mache alle paar Stunden Kunden. Ich lese und denke. Es sind keine frohen Gedanken. — Frühling wird es hier schon. — Der dritte in der Fremde. — Noch immer kein Ende in Sicht. — Es ist drei Uhr früh. Ich bin deprimiert und müde.

Aufgeregte laute Stimmen auf der Galerie. Eilige Schritte. Sie kommen näher. Die Tür wird aufgerissen. Etwa 10 Mann drängen sich ins Zimmer. Ich erkenne in ihnen „Genesene“, die heute „ausgeschrieben“ (an die Front zurückgeschickt) werden sollen. Alle sprechen und schreien durcheinander.

„Was wollt ihr?“

Unverständliches Stimmengewirr.

„Still die anderen! Ich kann nichts verstehen. — Filipow, rede du!“

Filipow tritt dichter an mich heran. Ein widerlicher brutaler Kerl. Pockennarbig. Rotes gedunsenes Gesicht. Unverschämter Ausdruck.

„Schwester, wir haben gestern abend Schwarzbrot

bekommen, kein Krankenbrot. Wir verlangen wieder Weißbrot!"

Ich bin ärgerlich und nervös und entgegen dem Brauch, die Patienten erst eine Stunde vor dem Abtransport davon in Kenntniss zu setzen, entfährt es mir:

"Ihr braucht kein Weißbrot mehr. Ihr seid gesund und werdet heute ‚ausgeschrieben‘."

Kurzes entsetztes Schweigen. Dann wieder ein tosendes Durcheinander. Böse Stimmen:

"Wir lassen uns nicht ausschreiben! — Eine Gemeinheit ist das! — Wir sind noch nicht gesund! — Sie haben dafür zu sorgen, daß wir hierbleiben! — Hören Sie, was wir sagen, wir lassen uns das nicht gefallen!" —

"Hinaus!" schreie ich. — Umsonst. Im Gegentheil, sie drängen noch näher heran, fuchteln mit den Armen, schreien immer lauter.

Ich fühle mich eingekreist von diesen tobenden, vor Wut sinnlosen Kerlen, die fest entschlossen scheinen, sich mit allen Mitteln gegen den Abtransport zu wehren. — Ich fürchte mich. — Jetzt könnte nur eins helfen. Die Zusage, daß man sie noch hierbehalten wird. Und das geht nicht! — Wie komme ich bloß fort von hier, heraus aus dieser atembeklemmenden Umzingelung, dieser ganzen ekelhaften Situation? —

"Wir gehen nicht eher, als bis wir Ihr Wort haben!" Filipow schreit es dicht an meinem Ohr. Ich spüre seinen heißen übeln Atem.

"Nein, nein," rufe ich und immer wieder nur „nein, nein!"

— Ist denn kein Sanitäter in der Nähe oder sonst jemand zum helfen? — Da plötzlich kommt mir eine Erleuchtung.

„Zwan“, schreie ich so laut ich kann. „Zwan!“

Über die Galerie, am Fenster vorbei eilt ein Schatten. Durch die Tür drängt sich eine schwächliche graue Gestalt. Ein Gewehrkolben wird durch die Luft geschwenkt und landet ziemlich unsanft auf dem Rücken eines meiner Bedränger.

Ein Fluch wird laut.

Ehe die anderen noch zur Besinnung kommen, haben sie auch schon etwas abgekrigt. Unwillkürlich treten sie zur Seite, machen Platz.

Neben mir steht Zwan. Noch immer fuchtelt er mit dem Gewehrkolben in der Luft umher.

Er fährt ihnen zwischen die Rippen, schiebt und stößt. Ehe die Leute sich's versehen, sind sie zur Tür hinausgedrängt und weiter den Gang hinunter. Jetzt höre ich sie nur noch wie in weiter Ferne schimpfen und protestieren.

Als ich nach unten gehe, steht Zwan bereits wieder auf Posten.

Ich bleibe einen Augenblick vor ihm stehen.

„Das hast du brav gemacht, Zwan. — Woher nahmst du nur die Kräfte?“

Aber eine Antwort bekomme ich nicht; denn das Sprechen ist ihm verboten. —

Ezernowize, den 16. Mai 1917.

Was soll ich schreiben? Es ist doch immer das gleiche! — Die Nachrichten aus Rußland sind niederdrückend. Der Kaiser ein Gefangener in seinem eigenen Palast. Die Truppen wollen nicht mehr kämpfen. Kerenski ist vom Kriegsminister zum Ministerpräsidenten avanciert. Er reist im Lande umher und redet, — redet. Er plant große Offensiven. „Den Krieg zum siegreichen Ende füh-

ren, dann Frieden ohne Annexionen und Kontributionen.“ Das ist das Schlagwort. Ach Frieden! Wie die Dinge jetzt liegen, hätte man doch keine Freude daran. Die Armeen sind desorganisiert. Die Offensiven schlagen immer wieder fehl. Ein gemeinsames Vorgehen scheint unmöglich. Die eine Division greift an, — die andere weigert sich, es zu tun. Die Front wird lediglich noch durch die „Todesbataillone“ gehalten, — neuformierte Truppenkörper, die sich durch Kühnheit und Draufgängertum auszeichnen. Aber es sind zu wenige. Das Gros besteht aus Kampfmüden Soldaten, die sich lieber mit dem Feind verbrüdern, als ihn angreifen. Die tüchtigen Offiziere werden in Mengen vom Soldatenrat ihres Amtes enthoben und durch völlig untaugliches Material ersetzt.

Meine Arbeit im 281. ist mir verleidet. Ich möchte fort. In allen russischen Hospitälern ist es das gleiche. Disziplinlosigkeit. Ungeordnete Zustände. Als einzige Möglichkeit schwebt mir das Anglo-Russische Feldlazarett vor. Man hört viel davon. Lady Muriel Printon hat es organisiert. Es ist eine Zweigabteilung des großen Englischen Botschaftshospitals in Petersburg. Ich weiß, daß die russischen Sanitäter doppelten Lohn beziehen und sich deshalb der dort herrschenden Disziplin unterordnen.

Wie komme ich bloß dahin? Es sollen nur 2 bis 3 russische Schwestern im Anglo-Russischen Hospital eingestellt werden, und zwar ausschließlich solche, die bereits im Botschaftshospital gearbeitet haben.

Heute nachmittag will ich in den Stab und mit Sche-lajew reden. Außerdem werde ich an den englischen Arzt, Dr. Johnston, schreiben. Ich habe ihn einmal auf einer kurzen Bahnfahrt kennengelernt.

Abends.

Schelajew war sehr huldvoll. Er versprach seinen Einfluß wegen des Anglo-Russischen geltend zu machen, war aber nicht sehr optimistisch. Der „Dukel“ ist aus unbekanntem Gründen mit meinen neuesten Plänen nicht einverstanden. Andererseits will er aber auch nicht, daß ich noch lange im 281. bleibe. Ich habe gestern des längeren mit ihm konferiert. Es war aber durchaus nicht befriedigend. Manchmal werde ich recht ungeduldig mit dem alten Herrn.

Czernowize, den 22. Mai 1917.

Der Frühling ist herrlich hier. Schon seit Mitte März ist es ganz warm. Einige Male bin ich mit Bekannten vom Stabe hinausgefahren nach den Karpathen zu. Die Umgebung ist wunderhübsch. Die Hänge und Wiesen ein Meer von Anemonen, Primeln, Leberblümchen.

Wegen des Englischen Lazarettts ist bisher nichts erfolgt, und ich habe mich nun dareingefunden, vorläufig hier zu bleiben. Dieser Frühling hat mich auch, wie gesagt, für viele Revolutions-Unbilden entschädigt.

Ich gehe oft in die Verwaltung des Roten Kreuzes. Dort habe ich einen Musikerfreund. Er heißt Samalko und ist kleinrussischer Abstammung, hat aber jahrzehntelang in Deutschland gelebt. Er war Dirigent der Münchner Wagnerkonzerte und vorher Schüler von Busoni. Er ist ein rotblonder Riese mit ziemlich groben Zügen, aber schlanken, sensitiven Pianistenhänden. Er trägt das Haar künstlerisch lang, und seine Rote-Kreuz-Uniform sitzt auf seinem ungebändigten Körper „comme une selle sur une vache.“

Aber wenn er spielt, ist er ein Gott. Meist findet sich

die gleiche andächtige Gemeinde im Verwaltungsgebäude zusammen, um ihm zuzuhören: der Oberst, den wir alle „Papasha“ nennen und der kleine jüdische Arzt Heisel und die grauhaarige Wirtschaftsschwester. Der Flügel ist ein elender Klapperkasten, aber er wird zum edelsten Beckstein unter Gamalkos Händen. Als er neulich aus dem zweiten Akt von „Tristan“ spielte, waren wir alle zu Tränen erschüttert. Verdi ist übrigens auch ein besonderer Liebling von ihm. Als ich neulich eine abfallende Bemerkung über Verdis (schmalzige) Musik machte, sagte er ganz ärgerlich:

„Vergessen Sie nicht, daß die zwei großen Richards von ihm gelernt haben.“

Den 31. Mai 1917.

Es ist gleich Mitternacht. Gamalko war hier und hat auf Varias Klavier gespielt. Sie selbst war mit ihrem Romeo ausgegangen. Ernsthafte Musik langweilt sie.

Ich hatte mich auf meinen Diwan hingestreckt. Die Tür zu Varias Zimmer stand offen. Bei mir war es dunkel. Gamalko spielte erst Brahms. Dann improvisierte er. Es war wundervoll. Die Töne streichelten. Alles war auf einmal gut. Das Traurige und Schwierige verschwunden. Und die Sehnsucht schien nicht mehr quälend, sondern bereichernd, ein kostbares Gut. Vorhänge zerrissen in meinem Hirn. Ich erkannte auf einmal niegeahnte Zusammenhänge. Lasten wurden von mir genommen. In Tönen. Es war schön. Ich kam mir selbst unwirklich und ganz unbeschwert vor.

Dann plötzliche Stille. Sie zerrte irgendwie innerlich an einem. Sie tat weh.

„Spielen Sie bloß weiter.“

„Mir ist etwas eingefallen. Kommen Sie bitte her.“

Ich kroch aus meiner dunklen Höhle in das erleuchtete Nebenzimmer. Samalko hatte sich auf dem Klavierschemel herumgedreht. Seine Züge waren gespannt. Seine Augen strahlten.

„Ich werde eine Oper schreiben. Und Sie dichten den Text dazu. Ich muß es Ihnen erklären, worum es sich handelt.“

Seine Begeisterung zündete auch bei mir. Wir redeten uns in atemlosen Schaffenseifer hinein.

„Sulamith“ wird die Oper heißen. Sie ist auf Kuprins Erzählung aufgebaut von König Salomo und der schönen Sulamith. Im ersten Akt findet Salomo das Mädchen in seinem Weinberge. Es kann sehr schön werden. Die Geschichte von der Liebe, die stärker ist als der Tod.

Als er fort war, fing ich gleich an zu schreiben. Die Reime kamen ganz mühelos. Samalko hat mir die Szenen so deutlich beschrieben, daß ich alles vor mir sehe. Morgen Abend soll Sulamiths „Lied von den Sternblumenkindern“ schon fertig sein. Sie singt es, während sie die Reben pflückt. Und Salomo sieht sie und ist entflammt.

Wenn Samalko den Text vor sich hat, kann er sofort die Musik dazu finden. Das Schlimmste sei das zu Papier bringen, sagt er.

Er glaubt fest daran, daß die Oper gleich nach dem Krieg in Wien oder Berlin aufgeführt wird.

Ich natürlich auch. Schon male ich mir aus, wie das werden wird. Erstaufführung, — Bombenerfolg. Zum Schluß werden Komponist und Textdichter auf die Bühne gerufen . . . Herrlich-törichte Luftschlösser!

Ezernowize, den 3. Juni 1917.

Das Schicksal kommt mir freundlich entgegen. Gamalko ist als wirtschaftlicher Leiter in das Anglo-Russische Hospital abkommandiert! Von dort aus, meint er, kann er meine Sache ganz anders betreiben. Dabei bin ich jetzt nicht einmal sicher, ob ich überhaupt noch fort will. Höchstens wegen „Sulamith“. Ja, die Oper macht gute Fortschritte. Bald haben wir den ersten Akt fertig. Sogar im Verbandzimmer reime ich Salomos Liebeschwüre . . .

Gamalko reist schon morgen los. Das ist natürlich fatal, aber ich kann ihm immer alles fertige Material zuschicken. Übrigens ist er gar kein milder Kritiker.

Es fängt an drückend heiß zu werden. Unser Städtchen liegt in einem Talkessel. Den ganzen Tag über freunt man sich auf den Abend. Dann fährt uns manchmal „Papascha“ in seinem Dienstauto hinaus, Varia, Gamalko und mich.

Wenn wir zu Fuß gehen, ist es immer der gleiche Weg zu den Schlossparkanlagen hinaus. Man muß ziemlich steil bergan, aber dafür steht man dann auch hoch über der Stadt. In fernen Tiefen zucken Lichtlein auf und bellen Hunde. Nirgends bellen die Hunde so eindringlich und melancholisch wie hier in der Bukowina.

In den letzten Tagen bekam ich eine Menge Briefe. Nur Knorr schreibt nie. „Mon Chevalier“ ist ebenso abrupt verschwunden wie aufgetaucht. Ich denke noch oft an unsern Märchenspaziergang. —

Ezernowize, den 14. Juni 1917.

Ein herrliches Wiedersehen brachte mir der gestrige Tag. Und so gänzlich unerwartet. Mit „Tricky“!

Wladimir holte mich aus dem Dujourzimmer. Ein Oberst wolle mich sprechen. Ich komme in mein Zimmer, und da steht er — Tricky, — meine erste Jugendliebe!

Er hat sich nicht viel verändert. Nur das Haar etwas lichter.

Den ganzen Abend haben wir erzählt. Man hatte ja in all den Jahren so viel erlebt. Und dann all die gemeinsamen Erinnerungen! — Der Herbst damals in Wahlenburg vor der ersten Revolution. Tricky war mit einer halben Eskadron hingeschickt worden, um das Schloß zu beschützen. Wir wurden schnell gute Freunde. Jeden Tag wurden gemeinsame Ritte unternommen. Und die Billardpartien abends, wenn Vater und Cousine stumm und grübelnd in der Kaminzimmerecke Schach spielten . . . Man war so köstlich jung damals! — Er vierundzwanzig, — ich siebzehn. Alles war noch Zukunft gewesen.

Leider konnte er diesmal nicht lange bleiben. Am Abend mußte er weiter. Sein Regiment kommt aber voraussichtlich bald wieder in diese Gegend.

Gzernowize, den 1. Juli 1917.

Ich hatte schon gar nicht mehr ans Englische Lazarett gedacht, da überreicht mir Alexander Michailowitsch heute mittag den offiziellen Erlaß meiner Hin-
kommandierung. Ich bin nicht einmal sicher, ob ich mich jetzt noch freue. Wenn ich etwas haben möchte, muß es bald kommen und nicht Ewigkeiten später. Undankbar? Vielleicht!

Fast zwei Jahre war ich beim 281. Lazarett. Es tut mir leid, so plötzlich fortzugehen, — trotz alledem! Der Armenier ist auch etwas beleidigt. Die Haltung so etwa:

„Ich kann Sie natürlich nicht halten, wenn Sie durchaus fortwollen, — aber . . .“

Das „Anglo-Russische Frontlazarett“ steht zur Zeit dicht an der Front, hoch oben in den Karpathen. Irgendwo bei Kirli Baba an der ungarischen Grenze. Es ist ein sehr reiches und sehr „vornehmes“ Lazarett und steht unter dem „persönlichen Protektorat Ihrer Majestät der Königin von Großbritannien und Irland“. Nun hoffentlich hat es außer seiner Vornehmheit auch noch andere Vorzüge!

Ich war gleich nach Tisch im Stabe, wo ich noch allerlei Instruktionen und weise Mahnungen von Schelajew mit auf den Weg bekam. Ich blieb nicht lange. Seit seiner Vereidigungsansprache ist mir der Mann unangenehm. Jetzt spielt er wieder den Reaktionär. Schimpft über die augenblicklichen Zustände. Aber seine Worte von damals sind nun einmal gesprochen und — was mich betrifft — nicht vergessen.

Übermorgen soll ich schon abfahren. Es gibt noch tausenderlei Dinge zu erledigen. Warum ist mir bloß das Herz so schwer und freudlos? Auch der „Onkel“ schweigt hartnäckig.

Immer wieder die alte Sache. Man strebt fort mit allen Fibern. Sehnt einen Wechsel herbei. Und wenn dann der Wunsch erfüllt ist und es Ernst wird, kommt „la grande tristesse“.

Diesmal ist es ganz besonders schlimm. Grenzenlose Depression. Ich muß mich zusammenehmen und mich freuen! — Die schönen Karpathen. — Und so nahe der Front. — Ein Dasein zu Pferde und in Zelten. — Wie lange habe ich mir das gewünscht.

So spricht man sich selbst Mut zu. Aber heute scheint es alles nichts zu nützen.

Marterritte und Boykott.

Stary Sknit, Karpathen, den 8. Juli 1917.

Die Reise hierher war umständlich und beschwerlich. Am 2. Tage mittags erreiche ich den Endpunkt der Bahn. Von dort muß man per Wagen weiter. Es gelingt mir, ein Bauerngefährt zu dingen, daß mich in drei Stunden bis zu meinem Bestimmungsorte bringen sollte. Aber was für drei Stunden waren das! Die Straße, auf der wir uns langsam steil bergan bewegen, hört bald auf, und ihre Fortsetzung bildet ein von unseren Truppen provisorisch angelegter Knüppeldamm. Die dicken, unbehaunenen Tannenstämme hatten wohl ursprünglich nebeneinander gelegen, jetzt jedoch sind sie stellenweise weit auseinandergerutscht. Mein federloses Gefährt wird derartig hin- und hergeschleudert, daß ich jeden Moment auf sein krachendes Ende vorbereitet bin. Die Pferde versinken oft knietief in Spalten und Löchern, doch mit Anstrengung klettern sie immer wieder auf den Damm. Baumstümpfe stehen häufig mitten im Weg. Der Rutscher flucht und schimpft. Unter lautem Peitschenknallen bewegen wir uns im Schnecken-tempo vorwärts.

Zimmer steiler wird die „Straße“. In Serpentinien

schlängelt sie sich an tiefen Abgründen entlang. Wildstarrende Felswände, prachsvoller Nadelwald, mit Blumen übersäte Hänge, brausende Gebirgsbäche. Leider kann ich das großartige Panorama nur unvollkommen in mich aufnehmen. Das Stoßen und Rütteln ist zu entsetzlich!

Mein Führer spricht ein schwer verständliches Gemisch von ungarisch und rumänisch, — nur wenige deutsche Brocken streut er ein.

„Bäre“, sagt er einmal und deutet in unbestimmte Fernen. Doch ich bin schon so zermürbt, daß mir selbst eine persönliche Begegnung mit dem „König der Karpathen“ auf der engen Straße nicht sonderlichen Eindruck gemacht hätte. Schließlich ziehe ich es vor, auszustiegen und die letzte Strecke zu Fuß neben dem schwankenden Wagen zurückzulegen.

Um 4 Uhr nachmittags sind wir am Ziel. Auf einem freien Hochplateau stehen viele Zelte, ferner einige Erdhütten und Blockhäuser. In einer großen Umzäunung weiden Pferde und Kinder. Soldaten laufen hin und her. Es ist sehr kühl hier oben, trotz hellen Sonnenscheins.

Ein älteres Schwesterwesen tritt aus einer Tür und lugt, die Augen mit der Hand beschattend, nach mir aus. Ich gehe auf sie zu und nenne „mein Nam' und Art“.

Frostiges Lächeln. „How do you do? — Please come in.“

Die Nurse betrachtet mich mit etwas erstaunten Blicken. Mein Auftauchen scheint gänzlich unerwartet zu sein. — Ich frage nach Samalko.

Sie führt mich zu einer kleinen Erdhütte. Es ist seine Behausung, erklärt sie. Er selbst sei leider verreist und

werde erst übermorgen zurück erwartet. Ich bin enttäuscht, daß er nicht zur Stelle ist, um mir über die ersten schwierigen Tage des Einlebens hinwegzuhelfen.

Mein „Haus“ ist nach Art der russischen „Semlianki“ gebaut. Eine viereckige Grube mit festgetretenem Boden. Darüber ruht das Wellblechdach auf vier Stützpfosten. Die Seitenwände sind aus Lehm und Strauchwerk. Sie erheben sich nur wenig über der Erde. Licht und Luft kommt durch zwei kleine Guckfenster. Man führt eigentlich ein unterirdisches Dasein. — Ganz gemütlich, aber feucht. — Der Zugang zur „Haustür“ führt einige Erdstufen hinab.

Die Nurse verläßt mich. Ich packe etwas aus und ruhe bis zum frühen „supper“.

Der Speiseraum ist in einem Blockhaus. Hier lerne ich das gesamte Personal kennen. An Engländern gibt es vier Ärzte, einen Apotheker und 8 Schwestern, ferner zwei russische Schwestern, von denen die eine, ältere, die Wirtschaft führt. Dann sind da noch 10 freiwillige Autoführer für die Ambulanzwagen, die aber hier in den Bergen nicht gebraucht werden können. Leiter der Ambulanzkolonne ist ein blonder eleganter Pole. Zu meinem Kummer bemerke ich, daß der mir bekannte Dr. Johnston nicht anwesend ist. Auf meine diesbezügliche Frage bekomme ich von meiner Tischnachbarin eine ausweichende Antwort. Überhaupt tun auch die Ärzte und anderen Schwestern alle etwas erstaunt über mein Hiersein. Sie behandeln mich mehr wie einen Besuch, als wie eine von ihren Schwestern. Ich werde gebeten doch dazubleiben, bis Samalko zurückkommt. Ja, was denn sonst? —

Ich gehe früh zu Bett, kann aber in meiner merkwürdigen Behausung nur schlecht schlafen. Es ist mörderisch kalt, und ein heraufziehender kuzer aber starker

Regenschauer offenbart die Schäden des Daches. Es tropft und rieselt in mein Gemach.

Früh am nächsten Morgen bin ich auf. Die Sonne lugt durch leichte Nebelschleier. Ich kriechе aus meiner Höhle ins Freie und gehe dem nahen Walde zu.

Jetzt, ohne das qualvolle Gerüttel des Wagens, bin ich aufnahmefähiger für die herbe Schönheit der Natur. Gigantisch brutal wirken die aufsteigenden Felszacken, die hohen schwarzen Fichten, — die schroffen Abhänge. Einen entzückenden Gegensatz bilden tiefgebettete Wiesen, die gleichsam ihre Freude über den ritterlichen Schuß der sie umgebenden Bergriesen in unzähligen bunten Blumen hinausjubeln. Da gibt es Enzian und großblütige rosa Vergiftmeinnicht neben all den anderen wilden Sommerblumen, die auch in der Ebene gedeihen.

— Hier kann's sehr schön werden, — beschließe ich. Wenn's bloß nicht so abscheulich kalt wäre!

Als ich gegen 7 Uhr in meine Erdhütte zurückkehre, finde ich die englische Oberschwester vor. Sie hat offenbar auf mich gewartet und macht einen etwas verstörten und betretenen Eindruck.

„Schwester, ich möchte mit Ihnen reden. — Anfangs dachten wir, Sie seien die Schwester von Mr. Samalko und nur zum Besuch hier, aber dann merkten wir, daß Sie hier bei uns arbeiten wollen. — Das ist natürlich ganz ausgeschlossen.“

Ich starre sie entgeistert an. „Aber wieso denn, ich bin doch hierher abkommandiert.“ Ich zücke meine Papiere vom Roten Kreuz.

Sie betrachtet achselzuckend die russische Schrift.

„Das ist für uns nicht maßgebend. Von Lady Mu-riel und der Botschaft haben wir keine Instruktionen bezüglich Ihrer Einstellung.“

„Ja aber, Dr. Johnston hat doch selbst, wie mir im Stabe gesagt wurde, meine Herberufung bewirkt.“

„Dr. Johnston ist nicht mehr hier. Er wurde plötzlich abberufen. Er kommt auch nicht wieder. Sie verstehen, — es hat große Unannehmlichkeiten gegeben. Jedenfalls sind seine Dispositionen in keiner Weise mehr für uns bindend.“

Ich bin gänzlich vertattert.

„Was soll ich denn tun? Ich schwebe doch absolut in der Luft. In mein russisches Hospital kann ich nicht mehr zurück. Die Sache wird sich doch irgendwie in Ordnung bringen lassen.“ — Verdammte Wirtschaft, — knurre ich innerlich.

Die Schwester lenkt ein.

„Natürlich können Sie einstweilen unser Gast bleiben. Ich werde versuchen, mich mit Lady Muriel in Verbindung zu setzen. Es wird nicht leicht sein, da sie zur Zeit dauernd unterwegs ist. Warten Sie jedenfalls erst einmal die Rückkehr von Mr. Samalko ab.“

„All right. Nur müssen Sie mir irgendeine Arbeit geben, sonst komme ich mir zu überflüssig vor.“

Die Nurse betrachtet mich nachdenklich.

„Können Sie reiten?“

„D ja.“

„Dann könnten Sie die Verwundeten heraufholen helfen. Die Autos können wir auf diesen Wegen nicht benutzen, und die Karren auch nicht. Die armen Leute würden ja zu Tode geschüttelt. Wir befestigen also die Bahren zwischen zwei Pferden und lassen sie so heraufschaffen. Eine furchtbare Quälerei für die Armen bleibt es trotzdem. Außer den Sanitätern muß immer jemand von den Herren mit, um den Transport zu beaufsichtigen. Sie wissen, seit der Revolution kann man

den Sanitätern nicht mehr trauen. Sie sind oft roh und brutal mit den Verwundeten.“

Ich erkläre mich sofort zu diesem Reiterdienst bereit. Zwei Stunden später sitze ich bereits im Sattel auf einem Rosafengaul, der bessere Tage gesehen hat. Hinter mir folgt ein Troß von Sanitätern, die einige 20 mit Bahren beladene Pferde mit sich führen.

Schritt vor Schritt windet sich unser Zug hinunter. Denselben Weg, den ich gestern gekommen bin. Ab und zu stolpert eins der Pferde. So geht es die 14 Kilometer in $3\frac{1}{4}$ Stunde hinab.

An der kleinen Bahnstation im Tal erwartet uns bereits ein Arzt mit den avisierten Verwundeten. Sie kommen direkt aus der Kampfzone, sind nur nordürftig hier verbunden worden. Es dauert etwa eine Stunde, bis wir aufbrechen. Die Sanitäter müssen essen. Für die Verwundeten wird Suppe und Grütze gekocht.

Der Aufstieg ist entsetzlich. Die Bahren, von zwei Längsstangen gehalten, schwanken zwischen den Pferden hin und her. Vielleicht wäre es erträglich, wenn die Tiere im Takt gehen würden. Aber das ist natürlich ausgeschlossen. Das Gröhnen und Klagen der Verwundeten geht wie ein nie abbrechender Leidensruf den langen Zug entlang.

Häufig lasse ich halten, versuche ihre Lage zu verbessern, gebe ihnen zu trinken. Dann geht es wieder weiter. Ich reite von der Spitze des Zuges bis zum Ende, auf und ab, auf und ab. Man will doch gleich zur Stelle sein, wenn einer etwas braucht. Die Sanitäter rauchen und schwäzen. Ich muß ständig aufpassen, damit sie die Kranken nicht rauh anpacken oder mit Schimpfworten ansfahren.

— Nimmt dieser Leidensweg denn nie ein Ende? —

Mir ist, als wären wir bereits Tage, Wochen unterwegs.

Ich hasse die Baumstämme unter uns, hasse die Abhänge und Felsen, hasse den steilen Pfad, auf dem wir uns so unendlich langsam vorwärtsbewegen. Dies lange Schrittreiten ermüdet unsfänglich.

— Morgen wieder und dann vielleicht alle Tage bis ich fortfahre? — Und wenn ich wiederkomme auch wieder? Achstündiger Arbeitstag im Sattel! — Auf einmal erscheint mir das 281. wie ein ersehnter Leuchtpunkt in der Vergangenheit.

— Warum mußte ich nur weg von da? — Hier geht ja alles verkehrt. — Unruhiges Blut. — Man strebt nach einem Wechsel der jeweiligen Lebenslage. Das führt leicht zu Dissonanzen. Und häufig gerät man auch tiefer statt höher. — Nun heißt es durchhalten. — Da hilft nichts! —

Schritt für Schritt. Monotones Anschlagen der Pferdehufe an die Baumstämme. Hier und da das Gleichmaß des Takttes unterbrochen durch ein Stolpern und Gleiten. Wenn ich den Zug entlang reite, treibe ich meinen Gaul an. Er verfällt dann in einen milden Paßgang. — Hat einer gerufen? — „Ja, ich komme.“

„Gestriza, wie lange noch? — Ich kann nicht mehr. — Die Schmerzen . . . Mein Bein ist doch gebrochen — an zwei Stellen, nur mit Pappe geschieht.“

„Bald, bald, du Armer. Noch etwas Geduld. In einer halben Stunde sind wir da.“

— Eine halbe Stunde . . . Eine Ewigkeit! — Die letzte halbe Stunde und die längste. Aber einmal geht auch die zu Ende. — Weiß leuchten die Zelte auf der Hochebene.

Todmüde werfe ich mich auf mein Feldbett und schlafe

bis zum Abendessen. Als quälender Traum verfolgt mich eine endlose Karawane, die mit mir in der Mitte, in schroffen Windungen, unaufhaltsam in irgendeinen Höhlenschlund hinabzieht.

Stary Sknit, den 7. Juli 1917.

Gamalko ist wiedergekommen. Alles hat nun einen anderen Aspekt bekommen. Heute begleitete einer der Autoführer die Verwundeten, morgen komme ich wieder dran. Wir hatten also Zeit über alles zu reden. Er ist auch entsetzt über die Entwicklung der Dinge. Da mit Dr. Johnston alles meinetwegen geregelt war, hielt er es nicht für nötig, die anderen zu informieren. Nun hat es unglücklicherweise einen üblen Krach mit Johnston gegeben. Lady Muriel hat ihn Hals über Kopf an die Luft gesetzt. Sie ist die Allgewaltige. Ernennet das Personal und bestimmt alles. Johnston hat sich ihr scheinbar nicht unterordnen wollen. Et voilà les conséquences!

Gamalko rät mir, in den nächsten Tagen abzureisen und zunächst einmal auf Urlaub zu gehen. Er werde inzwischen versuchen, meine Angelegenheit in Ordnung zu bringen und mir Nachricht geben, sobald ich wiederkommen solle. Die Hauptsache sei natürlich, die Lady für mich zu gewinnen. An den Stab solle ich vorläufig noch nicht berichten.

Ich erkläre mich mit allem einverstanden. Wie schön ist es doch, wenn man einmal nicht selbst Entscheidungen zu treffen braucht! Wie dankbar muß man sein für solche Freunde, die einem alles Schwierige aus der Hand nehmen, für einen planen und arrangieren. Denn trotz aller neuentwickelten Selbständigkeit bin ich doch häufig ratlos. Besonders wenn der „Onkel“ mißbilligend schweigt und scheinbar beleidigt ist.

Wir machten einen langen Kletterspaziergang. Die Sonne versinkt hier sehr früh, aber es bleibt dann noch lange hell.

Die ganze Zeit über hörte man nahen Geschützdonner.

Nachher saßen wir in meiner Erdhütte. Samalko hatte sie mir freundlicherweise noch weiter überlassen und schläft selbst bei den Ärzten. Wir beratschlagten wegen „Sulamith“. Sie ist jetzt fast wie ein lebendes Wesen, eine vertraute Bekannte, deren ergreifendes Schicksal wir mit allerinnigster Anteilnahme miterleben.

Ich las ihm vor, was in den letzten Wochen noch entstanden ist. Eine Stelle begeisterte ihn besonders:

„Und silbern lag der Tau auf dunklen Locken“ . . . Schon wußte er die Musik dazu und bedeckte ganze Blätter mit eilig hingemalten Noten. Er tobte, weil kein Klavier da war. Das war denn wirklich zu viel verlangt! Hoch oben in den Karpathen. Ich erinnerte ihn an den Knüppeldamm. Welches Klavier hätte den überstanden!

Ich selbst, obwohl durchaus nicht „feinbesaitet“, denke mit Entsetzen an diesen Marterweg.

Einmal nur noch, morgen, brauche ich den Ritt ins „Tiefland“ zu machen, dann lebt wohl Karpathen!

Mohilew Podolsk, den 28. Juli 1917.

Nichts mit Urlaub! Vorläufig sitze ich, weiterer Be-
fehle harrend, in der Schwesternreserve. Mein jetziger
Vorgesetzter im Roten Kreuz des Armeestabes ist ganz
anders als Schelajew. Kein Schwäger. Ernst, sachlich.
Deutscher Name. Früherer Lyzeist. Nichts Außer-
dienstliches wurde erörtert. Er meinte, die Sachen mit den
Engländern werde sich schnell regeln lassen. Ich solle

lieber hier bleiben und auf Nachricht von Samalko warten.

Diese Schwesternreserve ist lange nicht so schlimm wie die in Kiew. Neues, sauberes Gebäude. Allerdings noch unmöbliert. Auch keine Betten. Wir schlafen auf der Erde auf Strohsäcken. Unsere Habseligkeiten sind rings um uns am Boden ausgebreitet. Ich besitze übrigens nur einige Handkoffer. Meine großen Koffer ließ ich bis auf weiteres im 281. zurück.

Mohilew liegt malerisch am Dnjestr. Die Straßen zeigen das übliche Kriegsbild: Ein- und ausmarschierende Truppen, hochgestapelte Proviantwagen, — Gefangenentransporte. Allerdings in verstärktem Maße, weil der Stab der 8. Armee zur Zeit hier stationiert ist.

Wir waschen uns im Treppenflur an den Leitungskränen. Oben wohnen Sanitäter und Burschen. Wir haben ihnen ein für allemal verboten, zwischen 7 und 9 Uhr vormittags diese Treppe zu benutzen. Es gibt noch eine Hintertreppe.

Trotzdem überraschte mich gestern ein älterer Soldat beim Waschen. Wütend schrie ich ihn an, umzukehren. Allein, der Mann ging gleichmütig an mir vorüber mit der Bemerkung:

„Glauben Sie, Schwester, daß ich noch niemals eine nackte Frau gesehen habe?“

Es gibt einige sympathische Schwestern hier. Wir bummeln in der Stadt umher und schwimmen im Fluß. Die Strömung ist sehr reißend. Ich wurde heute von einer Schwester, die zu ertrinken meinte, ganz scheußlich unter Wasser gezogen. Schließlich half nur der übliche Tritt in den Magen. Nachher konnte ich die Betäubte in aller Ruhe ans Ufer schaffen. Morgen sollen wir Betten bekommen.

Mohilew, den 4. August 1917.

In der vorigen Nacht erwachte ich von Geräusch, Schritten, Gepäck wurde geschleppt. In dem leerstehenden Bett neben mir war jemand eingezogen. Ich schiele zur neuen Nachbarin hinüber, die soeben mit ziemlichem Krach ihr Schuhwerk abwirft. Vor mein Bett fliegt ein kniehoher brauner Schnürstiefel. Das Problem dieser außergewöhnlichen Fußbekleidung bei dem herrschenden Ledermangel beschäftigt noch vor dem Wiedereinschlafen meine Gedanken.

Als ich am Morgen erwache, sitzt meine Nachbarin bereits fertig angekleidet auf ihrem Bett. Ihr Kostüm setzt mich in Erstaunen. Sie trägt nicht die übliche Schwestertracht, sondern eine Art „girl scout“-Uniform von Khakistoff. Die „Wunderstiefel“ sind unter dem kurzen Rock fast bis zum Knie hinauf sichtbar. Ich bleibe still liegen und setze unter halbgeschlossenen Lidern meine Beobachtungen fort.

Schlanke, mittelgroße Gestalt, gepflegte Hände, dunkles Haar, scharfe energische Züge, von denen „der erste Jugendschmelz“ gewichen. Das scharf vorspringende Kinn kann nur angelsächsisch sein. — Ja, aber wer denn bloß? — Eine englische Schwester wird niemals ihre Tracht ablegen. Meine Gedanken wandern weiter. Halt! — Nur eine Möglichkeit! — Lady Printon! — Der Zufall kommt mir wieder einmal gnädig entgegen. Die Unerreichbare, von der mein weiteres Schicksal abhängt, ist plötzlich in greifbarer Nähe.

Gleich muß ich die Attacke wagen, denn schon macht sich die Lady abmarschbereit. Wer weiß, ob das nicht schon ein definitiver Ausbruch ist.

Ich setze mich mit einem Ruck im Bett auf. Immerhin

eine merkwürdige Situation, die vielleicht von dieser Dame als ungehörig empfunden wird. — Ach was, und wenn ihr Mann zehnmal der erste Würdenträger beim König von England ist, jetzt ist sie eben an der russischen Front und muß sich den Menschen und Dingen anpassen. —

Ich streiche also entschlossen meine zerzauste Mähne etwas zurecht und lege los:

„Pardon me, are you Lady Muriel Printon?“

„Yes indeed.“ — Erstauntes aufblicken. Kaum merkliches Hochziehen der Augenbrauen und — wie die Engländer so treffend sagen, — „das Gespenst eines Lächelns“ um den schmallippigen Mund.

Ich bringe mein Anliegen vor: Die Abkommandierung russischerseits an das englische Feldlazarett. Das Pech mit Dr. Johnston. — Die Weigerung des Personals, mich einzustellen. Die peinliche Situation, die dadurch für mich erwachsen. Das alles schildere ich mit der ein wenig fraglichen Eloquenz der siebenten Morgenstunde.

Bei der Nennung von Dr. Johnston nimmt Lady Printons Gesicht einen unwilligen Ausdruck an.

Als ich zu Ende bin, sagt sie nach kurzem Nachdenken:

„Ich werde mich der Sache annehmen, kann Ihnen aber keine bestimmten Hoffnungen machen. Jedenfalls möchte ich Ihnen raten, sich wenn möglich anders einzurichten. Vielleicht schickt man Sie an ein russisches Lazarett. Sie wissen ja, wir nehmen eigentlich nur Kauffmannsche Schwestern, und zwar nur solche, die bereits bei uns in Petersburg gearbeitet haben.“

Lady Muriel steht jetzt dicht vor meinem Bett. Ihr ganzes Wesen atmet lebenswürdige Reserve, lächelnde eifige Entschlossenheit.

Ich fühle, daß ich an Boden verliere. Zugleich aber überkommt mich ein Gefühl trotziger Auflehnung.

„Etwas anderes zu finden, ist nicht so leicht wie Sie meinen, Lady Printon. Ich bin auf Veranlassung eines Ihrer Ärzte von meinem bisherigen Hospital fort- und Ihrem Lazarett zukommandiert worden. Ich kann nun nicht einfach wieder wo anders hinwollen. Zudem ist ja das Anglo-Russische Hospital schließlich auch dem russischen Roten Kreuz unterstellt.“

Es war wohl eine höchst undiplomatische Rede, denn Lady Muriels Eispanzer verdichtet sich zu einer Stahlrüstung.

Sie zeigt es mir deutlich, daß die „Audienz“ beendet ist. Ein letztes kühles shake-hands, — die lila Versicherung „of course I'll try to help you“, — und die Lady stapft auf ihren dicksohligen braunen Stiefeln aus dem Schlafräum.

„Jetzt erst recht“, beschließe ich und nehme meinen unterbrochenen Morgenschlaf wieder auf.

Mohilew, den 11. August 1917.

Die Tage vergehen in tatenloser Einförmigkeit. Ich langweile mich, sofern ich mich überhaupt langweilen kann. Man sitzt auf dem Bett, stopft Wäsche und Strümpfe und hat das Gefühl, daß das Leben sich irgendwo da draußen ohne einen abrollt.

Die netten Schwestern sind auch schon längst fort. Ich gehöre jetzt sozusagen zum „eisernen Bestand“ der Reserve.

Kerenfski hat köstliches neues Geld herausgebracht. Diese Scheine erinnern in Färbung und Aussehen an die Deckel von Streichholzschachteln. Viel größer sind sie auch nicht. Dabei repräsentieren sie Werte von 20 und 40 Rubel.

Zoia schrieb mir aus dem 281., daß sie nach Sibirien veretzt seien. Meine Sachen will sie mitnehmen und irgendwo unterwegs „abwerfen“. Eventuell müssen sie auch mit bis Sibirien reisen. Meine Habseligkeiten sind jetzt ganz nett in der Welt verstreut. — Ein Teil in Persien (ich schickte einiges damals mit den Amerikanern „voraus“ in den Kaukasus); ein Teil in Petersburg bei Mama, — ein Teil in Kiew bei Somows. Bei Harry sind auch Kleinigkeiten, alle meine Bücher in Glasuta beim Fürsten, — das Gros natürlich in Kurland, — und ein Koffer voll Sachen steht sogar in Berlin. Zu dieser schönen Sammlung kommt nun also jetzt noch Sibirien! Das tut aber nichts. Man hat sowieso viel zu viel Krimskrums, den man mit sich herumschleppt. Geht einem der verloren, dann merkt man erst, daß es sich auch ganz schön ohne diese „Unentbehrlichkeiten“ leben läßt.

Bukowina und Galizien werden geräumt. Der Feind rückt vor. Kerenski tobt an der Front umher und redet sich heiser. Aber die frischgebackenen Freiheitshelden wollen nun einmal nicht mehr. Hingegen sollen sie häufig auf ihre eigenen Offiziere schießen, die ihnen in anfeuerndem Beispiel voranstürmen.

Mohilew, den 20. August 1917.

Endlich ein Telegramm von Samalko.

„Folgen Sie uns nach Dorohoi bei Jassy.“

Ich nehme also an, Lady Muriel hat die Angelegenheit in Ordnung gebracht. Rumänien paßt mir besser als die Karpathen. Da gibt es sicher keine Kletterritte.

Direktiven und Papiere bekomme ich in der Kanzlei. Bis zum Grenzort Lipkany ist gute Bahnverbindung. In Rumänien komme ich schon mit Militärzügen wei-

ter, und das letzte Stück von Jassy muß man eben in Lastautos absolvieren.

Das ist alles nicht schlimm. Ich bin selig, daß es nun losgeht!

Dorohoi, den 25. August 1917.

Die „Seligkeit“ sollte nicht von langer Dauer sein. Meine Angelegenheit ist noch absolut nicht in Ordnung. Die Befehlshaber im Anglo-Russischen haben sich bisher in keiner Weise mit Lady Printon in Verbindung setzen können. Schließlich hat denn Samalko nach Rücksprache mit dem kanadischen Chefarzt, Major Hunter, mich einfach herbeitelegraphiert.

Er hat mittlerweile eine gelinde Wut gegen die Engländer im Bauch, und will mich ihnen einfach auf den Hals setzen. Mir ahnt nichts Gutes! Dabei sind sie eigentlich alle recht nett. Ich nehme an den Mahlzeiten teil, bin gut untergebracht, — nur mitarbeiten darf ich nicht. Ich werde damit abgewiesen, daß zu wenig zu tun sei.

Dorohoi ist ein entzückendes Nest. Unheimelnd. Auffallend sind die blitzblanken Fensterscheiben an allen Häusern.

Mehrmals war ich mit den Engländern zusammen zu rumänischen Familien eingeladen. Es war recht nett. Man hält mich zuerst immer für eine Engländerin. Ummählich offenbare ich mich dann als „Russaika“. Auf die Russen ist man hier sehr schlecht zu sprechen. Es gibt dauernd Krach mit unseren Truppen. Immer wieder höre ich das Bedauern zum Ausdruck gebracht, daß Rumänien nicht mit Deutschland kämpft. Der König scheint recht unbeliebt. Die Königin Maria wird von arm und reich vergöttert.

Gehr sympathisch sind die jungen Hanescus. Er ist talentierter Bildhauer. Lebt im Winter meist in Florenz. Nachdem ich zuerst mit den Engländern bei ihnen eingeladen war, gehe ich jetzt häufig allein hin. Auch Mutter und Schwester von Horia Hanescu habe ich kennengelernt. Desgleichen seine Tante, Madame Juanescu.

Die Mitglieder der sogenannten „Gesellschaft“ scheinen hier alle miteinander verwandt zu sein.

Es ist namenlos heiß. Bei den Teebesuchen transpiriert man auf peinlichste Weise.

Alles spricht französisch, sogar die Verkäufer in den Läden. Trotzdem beschließe ich, rumänische Stunden zu nehmen. Die Sprache interessiert mich. Eine Mischung von romanischen und slawischen Worten. Als Lehrer hat man mir den Direktor des Gymnasiums, Herrn Zanku, empfohlen.

Dorohoi, den 27. August 1917.

Die Sprachstunden machen mir Freude. Herr Zanku ist ein ausgezeichneter Lehrer. Im übrigen ein Original. Er leidet an der Mikrobefurcht. Zuerst begriff ich nicht, warum er während der Stunde immerfort hinauslief und sich im Nebenzimmer geräuschvoll den Hals gurgelte. — Ich machte zu seiner niedlichen kleinen Frau eine bedauernde Bemerkung wegen seines Halsleidens.

„D nein“, erklärte diese, „mein Mann fürchtet sich nur vor etwaiger Ansteckung durch fremde Menschen. Er faßt auch nie eine Klinke an, setzt sich auf keinen Stuhl in fremden Häusern, gibt niemandem die Hand und ist nur Gefochtes.“

— Verrückter Hering, — dachte ich.

Ich habe einen Mitschüler. Kornett Kyрил Polewanow, vom Smolenskschen Dragonerregiment. Sympathisch, aber schwerblütig und elegisch. Gebildet, — spricht fließend Englisch und Französisch.

Er hat mir übrigens geraten, einstweilen in einem rumänischen Hospital zu arbeiten. Es herrscht allgemein Schwesternmangel.

Dorohoi, den 12. September 1917.

Immer noch glühende Hitze. Ich war bei Mme Juanescu, und sie hat mich mit großer Freude als Hilfschwester in ihr Hospital angenommen. „Ihr“ Hospital insofern, als sie die Patronesse ist. Es heißt: „Hospitalul Militarul Nr. 19“ und ist in einem hübschen kleinen Palais untergebracht. Außer mir gibt es nur noch die beiden Schwestern Diaconescu und den Dr. Thorin.

Wir haben 75 Kranke, — alles Rumänen.

„Les Roumains ne représentent pas une nation, mais une profession.“ In der Tat, — fast jeder Patient hat eine Geige unter dem Kopfkissen.

Mittag esse ich im Rumänischen, Abendbrot bei den Engländern. Mein Gehalt beziehe ich vom russischen Roten Kreuz. Merkwürdige Zustände!

Im ganzen bin ich zufrieden. Viel Arbeit. Größte Selbständigkeit. Die Abende immer frei. Schöne Spaziergänge in nächtlicher Kühle mit Kyрил Polewanow oder dem Polen von der englischen Autokolonne. Auch geritten bin ich einigemal.

Dorohoi, den 18. September 1917.

Samalko ist verreist. Der Geschützdonner kommt immer näher. Ich fürchte, wir werden bald von hier weglaufen müssen oder — eines Nachts gefangengenommen

werden. Für alle Fälle trage ich immer einige Schmuckstücke in einem kleinen Lederbeutel um den Hals. Sollte man wirklich plötzlich in Gefangenschaft geraten, so ist man wenigstens nicht ganz mittellos. Unsere „Kerenkis“ werden die Deutschen wohl kaum als Geld ansehen!

Die rumänische Dame, bei der ich wohne ist höchst empört. Einmal, weil sie eine „Kuffaika“ bei sich beherbergen muß (noch dazu unentgeltlich), und dann haben ihr „diese Russen“ auch noch ein Flugzeug-Abwehrgeschütz in den Hof gestellt! Es ist allerdings zum Wahnsinnigwerden. Ich höre die Kanone zum Glück nur Sonntags bellen.

Dorohoi, den 21. September 1917.

Der Magistrat der Stadt hat mich fragen lassen, ob ich das 14. Militärhospital als Oberschwester übernehmen wolle. Es sei zur Zeit ziemlich verwaist von Personal. Aber ein Arzt werde in der allernächsten Zeit erwartet.

Natürlich tue ich's mit Begeisterung. Im 19. können sie schließlich zur Not auch ohne mich auskommen. Mme Juanescu ist sowieso in letzter Zeit nicht sehr huldreich zu mir.

Ich bin jetzt rumänische Schwester mit einem kleinen roten Kreuz vorn an der Haube.

Morgen begeben sich mich auf meinen neuen Posten.

Dorohoi, den 25. September 1917.

Märchenhafte Zustände! Ich habe 60 Typhuskranken zu betreuen. Täglich werden neue eingeliefert. An Hilfspersonal: zwei kleine Mädchen von 14 Jahren und vier uralte Männer, die kaum noch eine Bahre tragen können. Kein Arzt bisher, keine Schwestern! Da die ru-

mänischen Kriegsschwestern alle ohne Gehalt arbeiten, ist natürlich die Anfangsbegeisterung längst verrauht, und der Schwesternmangel empfindlich.

An weiteren Kalamitäten kommen hinzu: Keine Milch für die Kranken, kein Holz für die Küche, kein elektrisches Licht und sehr spärliches Petroleum. Auch an Medikamenten herrscht empfindlicher Mangel.

Ich war schon beim Magistrat deswegen. Die Herren sind hinreißend liebenswürdig und versprechen alles. Auch Milchkühe sollen „bientôt, bientôt“ ankommen.

Dorohoi, den 28. September 1917.

Die ganze Stadt ist typhusverseucht. Eine üble Form von Unterleibstypus. Jetzt endlich ist die Zwangsimpfung eingeführt. Bei den Engländern ist der nette Norton gestorben und die kleine Hancock schwerkrank. Alle Brunnen der Stadt enthalten Typhusbazillen. Ich selbst bin dauernd magenkrank. Trotzdem wird einem immer noch in rumänischen Häusern der unvermeidliche „Cherbet“ vorgesetzt. Ein Glas ungekochten Wassers, in dem ein Teelöffel mit einer klebrigen Rosenpomade steckt. Es ist unhöflich, nichts davon zu nehmen.

Heute früh ist nun endlich der versprochene Arzt, Dr. Stefanescu eingetroffen. Scheint was zu können. Sehr energisch. Hat in Paris studiert. Sein Französisch ist Musik nach all dem gutturalen Gerassel. Er hat auch ein Nönnchen mitgebracht, die beim Pflegen helfen soll. Diese „Maicuzza“ wird auch für uns kochen. Dann brauche ich nicht mehr abends zu den Engländern.

Dorohoi, den 8. Oktober 1917.

Die provisorische Regierung scheint zu wackeln. Gefahr droht ihr von den „Bolschewiki“ (Maximalisten).

Sie wollen die derzeitige Regierung stürzen und das Rätesystem einführen. Für uns ist eine neue Hoffnung erstanden in Gestalt von General Korniloff. Er hat aus Teilen der Wilden Division, den Kubankosaken und verschiedenen Kavallerieregimentern ein Heer organisiert, mit dem er nun nach Petrograd zieht, um die ganze Bande an Regierungsvertretern und Aspiranten zu stürzen und eine Diktatur als Vorstufe einer Monarchie zu begründen.

Die Wünsche Unzähliger sind mit ihm!

Abends.

Eben war Horia Hanescu bei mir. Er hatte etwas auf dem Herzen, wollte aber nicht damit heraus. Er hat übrigens ein sehr gelungenes Bas-relief von meinem Gesicht gemacht.

„Eigentlich eine Totenmaske“, konstatiere ich, „und ich möchte doch noch so gern leben!“

Ich frage ihn, ob er weiß, warum seine Tante, Mme Janescu, auf einmal so kühl zu mir geworden. Auch bei verschiedenen anderen seiner Landsleute hätte ich in letzter Zeit eine gewisse Zurückhaltung mir gegenüber bemerkt. An seinem Verhalten merke ich, daß er es weiß. Schließlich gibt er sich einen Ruck und erzählt.

Ich höre und staune. Höre, daß ich — wie Horia aus eigener Überzeugung festgestellt — bei der rumänischen Polizei als spionageverdächtig gebucht bin und beobachtet werde. Höre, daß meine lieben englischen Freunde selbst die Anzeige erstattet haben und es auch bei den Rumänen verbreiten, daß ich eine deutsche Spionin sei!

Erst muß ich lachen. Aber Horia ist sehr ernst.

„Seien Sie vorsichtig“, warnt er. „Jeglichem gedankenlos gesprochenes oder geschriebenes Wort kann

Ihnen gefährlich werden. — Wenn Sie abends mit dem Arzt spazieren gehen, werden Sie beobachtet. Man wird Hausfuchungen machen.“

„Glauben Sie es auch, daß ich eine deutsche Spionin bin, Herr Hanescu?“ Ich sehe ihn scharf an.

Er weicht meinem Blick aus, lacht verlegen. „Ich glaube es eigentlich nicht.“

„Und trotzdem Sie nicht sicher sind, warnen Sie mich?“

„Vous savez que je vous suis dévoué.“

— Immerhin etwas — denke ich.

Mit Unbehagen mache ich mir klar, daß dieser blödsinnige Verdacht recht unbequeme Folgen haben kann. Von ihm kann man sich schwer reinigen. Gegenbeweise gibt es nicht. Vor allem heißt es also, der Sache auf den Grund zu gehen.

Ich danke Horia für seine Warnung und gehe sofort ins Englische. Es war schon nach neun. — Ich finde Dr. Thomas, den blauäugigen „Afrikaner“, noch lesend im Speisezimmer.

Ohne Umschweife erzähle ich ihm, was ich gehört habe.

Er bestätigt die Richtigkeit der Mitteilung.

„Wieso, aus welchem Grunde denn nur dieser Verdacht gegen mich?“

Dr. Thomas erzählt: Lady Printon hätte aus Petrograd geschrieben und vor mir gewarnt. Mein hartnäckiges Kleben am Anglo-Russischen Lazarett schiene verdächtig. Die Balten seien als deutschfreundlich bekannt. Auch gewisse Auskünfte, die sie bei der Petrograder Polizei bekommen, ließen darauf schließen, daß ich es mit den Deutschen hielte.

Der Doktor spricht ruhig und sachlich. Seine meer-

blauen Augen sind unentwegt starr auf mich gerichtet. Sein Gesicht ist völlig ausdruckslos.

„Vielleicht werden Sie nun endlich begreifen, Schwester, daß es empfehlenswert wäre, wenn Sie uns verließen.“

„Und wenn ich nicht gehe?“

Er zuckt die Achseln.

„Boykott?“

„Wenn Sie es so nennen wollen!“

— Ich weiß genug. —

„Ich werde hier bleiben, bis der russische Generalbevollmächtigte mich abberuft.“

„Das steht Ihnen frei. — Hinaussetzen können wir Sie nicht.“

Nun bin ich wieder zu Hause. Aber schlafen kann ich nicht. Ich habe eine namenlose Wut in mir. Morgen werde ich dies Tagebuch irgendwo in Sicherheit bringen. Aber zu wem bloß? — Schließlich muß ich hier doch noch Freunde haben, die nicht nur wie Horia mir ergeben sind, sondern auch an mich glauben! —

Dorohoi, den 12. Oktober 1917.

Ich ging auf „Freundessuche“. Die waren wahrlich nicht leicht zu finden! Aber zwei habe ich nun doch entdeckt. Solche Proben ab und zu sind eigentlich ganz gut.

Die meisten waren höflich-skeptisch. Auch Zanku ließ es sich anmerken, daß ihm nicht viel an einer Fortsetzung unserer Stunden läge. Natürlich werde ich auch meine sämtlichen Besuche aufgeben. Madame Juanescu fragte ich direkt, ob es ihr lieber wäre, wenn ich nicht mehr käme. — Ihr verlegenes Erröten sagte genug.

Und dann auf einmal gab es eine Überraschung! Innerhalb des Anglo-Russischen, wo ich von allen geschnit-

ten, ausgefrozen, brüskiert werde (der Apothekerflegel grüßt mich nicht einmal mehr), fand ich einen Menschen, der an mich glaubt.

Lady Gertrude Deliß. Altlich. Freiwillige Nurse. Mann und Sohn im Kriege verloren. Tierliebhaberin. Meinen kleinen Jimmy (Muschkas Sohn) hat sie, als er von einem Auto überfahren wurde, aufgelesen und, bis auf ein lahmes Bein, gesund gepflegt. Ich schenkte ihn ihr daraufhin.

Also Lady Gertrude ruft mich heute nach dem breakfast beiseite und spricht „as a friend“ mit mir. Macht mir klar, daß es keinen Sinn hätte, meine Gegenwart weiterhin den Engländern aufzuzuktroieren. Es läge nicht in meiner Macht, mich von dem Verdacht reinzuwaschen.

„Wozu wollen Sie sich weiter diesen Unannehmlichkeiten aussetzen?“

Und ihre letzten Worte sind: „Anyhow I believe in you.“

Sie küßt mich und ich verspreche, mich um eine Abkommandierung zu bemühen.

— Liebe Lady Gertrude! Ob sie wohl weiß, wieviel das bedeutet, wenn jemand in dieser Situation an einen glaubt?

Denn wenn ich auch sehr forsch und unbekümmert tue, es ist doch immerhin recht bedrückend und deprimierend dies Schlamassel, in das ich geraten.

Mein zweiter Freund ist Dr. Stefanescu. Der lacht überhaupt die ganze Affäre hinweg. Auf unseren Abendspaziergängen amüsiert es ihn königlich, unseren „Schatten“ kreuz und quer über die unwegsamsten Pfade zu führen. Es ist jedesmal ein anderes Männchen, das man uns zur Beobachtung nachschickt. — Nun, lange werden sie sich nicht mehr die Beine auszureißen brauchen.

Ich schreibe morgen noch an den Generalbevollmächtigten und schildre ihm die ganze unhaltbare Situation. Dann wird meine Abberufung sicher bald erfolgen.

Dorohoi, den 20. Oktober 1917.

Gestern abend spät, ich las gerade in dem hübschen Buch von Pierre Valdange, erschien auf einmal Tricky. Ein müder, verzweifelter, hoffnungsloser Tricky.

Die Nachrichten, die er brachte waren auch niederschmetternd! Korniloffs Vormarsch ist kurz vor Petrograd gescheitert! Agitatoren haben seine eigenen Leute gegen ihn aufgehetzt. Der Kosakengeneral hat sich erschossen, Korniloff selbst ist gefangengenommen.

In Petrograd haben sich die Bolschewiken ans Ruder gesetzt. Die provisorische Regierung ist teils geflohen, teils gefangen. Lenin und Trotzki stehen an der Spitze. Unzählige Verluste bei den Straßenkämpfen in Petrograd. Überall im Lande gährt es. Gefämpft wird nicht mehr. Die Soldaten verlassen die Front in Scharen.

Tricky sitzt an meinem Schreibtisch, den Kopf in die Hände gestützt. Er erzählt weiter:

In Glavuta hat das im Dorf stationierte Reserve-Infanterie-Regiment das Schloß niedergebrannt, den alten Fürsten mit Bajonetten erstochen, Graf Léon schwer verwundet. Die beiden Komtessen sollen entflohen sein. Eva ist im letzten Augenblick zu Pferde in der Nacht entkommen. Wohin? Ist sie gerettet? Wer kann es sagen? —

Ich denke an den alten Fürsten. Er hat nicht weichen wollen von seinem Grund und Boden. „La principale chose est de se tenir droit.“ —

Um 2 Uhr morgens verläßt mich Tricky. Er will versuchen, nach Kiew zu kommen.

Wo mag bloß Harry sein? Ich habe schon lange keine Nachrichten mehr von ihm. Die Soldatenräte setzen ihre Offiziere einfach ab, sofern diese nicht von ihren Leuten niedergeschossen werden.

Wohin soll ich denn nur, wenn ich hier fortgehe? Es ist alles so unheimlich!

Ich sagte dem Doktor heute, daß ich bald wegginge. Er schien aufrichtig bekümmert.

„Wo finde ich einen Ersatz“, jammerte er, „und dann überhaupt, wie werde ich Sie vermissen!“

Wir tanzen auf einem Pulverfaß...

Mohilew, den 27. Oktober 1917.

Nun bin ich wieder hier in der Reserve, aber nicht auf lange. Alles ist in Auflösung vor den herannahenden Bolschewiken. Ich hatte noch in Dorohoi einen Brief von Harry. Seine Dragoner sind vorläufig zuverlässig. Er ist eben abkommandiert worden, um eine Zuckerfabrik von Tereschtschenko, dem Zuckerkönig der Ukraine, mit seiner Eskadron zu beschützen.

Ich sprach mit dem Generalbevollmächtigten über die Engländer. Er war schrecklich nett und mitfühlend. Stellte sich voll und ganz auf meine Seite. Wollte die Sache noch aufnehmen. Einstweilen sollte ich nur machen, daß ich fortkäme. „Hier sitzen wir auf einem Pulverfaß.“

Meinen Abschied von Rumänien muß ich noch niederschreiben.

Am letzten Abend, als wir uns gerade mit dem Doktor zu Tisch setzen wollten, wird noch ein Patient gebracht. Ein Junge von 17 Jahren. Von Fliegerbomben entsetzlich zugerichtet. Der Doktor untersucht seine zeretzten und bereits in Brand übergegangenen Gliedmaßen.

„Sofort amputieren.“

Beängstigende Gedanken bedrängen mich. — Das elektrische Licht. — Es brennt wieder nicht. — Petroleum nur wenig vorhanden. — Die Kälte im Operationszimmer. — Der eklig qualmende Ofen. — Kein trockenes Brennholz. — Kein Chloroform in der ganzen Stadt. — Und dabei Eile, höchste Eile. —

Und da bin ich auch schon beim Anheizen des widerpenstigen Ofens, der meinen Bemühungen mit heißen Rauchschwaden hohnlacht. Auf dem Tisch brennt trübe die Petroleumlampe. Die Instrumente kochen. — Zur Narkose muß Stovain herhalten. Es ist die letzte Ampulle.

Der Stöhnende liegt auf dem Operationstisch. Mit rauchtränenenden Augen macht der Doktor die Einspritzungen ins Rückenmark. Ich halte die Lampe mit der einen Hand und reiche die Instrumente mit der anderen.

Die Sanitäter und Pflegerinnen sind bereits für die Nacht entlassen. — Wie soll das bloß werden? — Wir zwei allein. Und zwei Glieder müssen amputiert werden.

Kaum ein Wort wird gesprochen. Ich starre auf die Hände von Stefanescu, die wie im Fieber arbeiten.

Ja, richtig, — das Schreckgespenst! Eine halbe Stunde höchstens. Dann verliert die Einspritzung ihre Wirkung. Der Ofen knistert und wirft hüpfende Lichter an die Wand, so dunkel ist es. Und das Petroleum in der Lampe, — es geht zur Neige.

Eiseskälte der Angst. Die Gedanken rasen. Die Kanne draußen ist leer. Aber da sind noch die Lampen in den Krankensälen. Man muß umgießen. Aber ich kann doch nicht fort. Und der Doktor bleibt dann solange im Stockfinstern.

Immer noch Schweigen. Nur das röchelnde Atmen

des Jungen und das Klirren der fortgelegten Instrumente.

Nun ist der Arm ab. Jetzt die Arterien abbinden! Immer tiefer beugt sich der Doktor hinab. Immer trüber brennt die Flamme.

„Näher, näher die Lampe! Ich sehe ja gar nichts!“

Ich merke wie seine Hände zittern, wie er immer wieder das hervorsickernde Blut wegstupft und mit der Pinzette nach den Aberschleichen sucht.

Der Kranke beginnt zu stöhnen. Durch seinen Körper geht ein leises Beben. — Das Stowain verliert seine Wirkung. — Mein ausgestreckter Arm, der die Lampe hält, ist steif und wie abgestorben. Der Schmerz in meinem Handgelenk wird unerträglich. — Es geht nicht mehr. — Es muß gehen! — Wenn ich nur die Hände wechseln könnte! — Aber die andere muß ja steril sein wegen der Instrumente. — Mein Arm beginnt zu zittern. Es ist wie ein Krampf.

Da hebt der Doktor den Kopf.

„Wir haben's geschafft. Jetzt noch die Nadel. — Setzen sie die Lampe hin und halten Sie den Jungen.“

Das Stöhnen wird zum Wimmern, das Beben zum Zucken. Mein Arm ist wie gelähmt. Ich lege ihn quer über die Brust des Patienten. Er macht verzweifelte Anstrengungen, sich aufzurichten.

„Ruhig, ruhig. — Gleich ist es zu Ende.“

„Gleich — zu Ende“, wiederholen seine blassen Lippen. Die Augen öffnen sich weit und hoffnungslos. Sie starren nach der verlöschenden Lampe.

Beendet! — Der Doktor macht bereits den Verband. — Ich höre wie er die Gaze reißt. Den letzten Knoten bindet. Sehen kann ich nichts mehr. Wir sind im Stockfinstern.

„Die zweite Amputation morgen früh als erstes. Sie kommen doch noch?“

„Ja, ich fahre erst nachmittags.“

Es war jedoch nicht mehr nötig. Der Junge starb in derselben Nacht.

Am nächsten Tage verließ ich Dorohoi. Meine Abfahrt war kein Triumphzug! Die Engländer hatten mir nicht einmal ein Ambulanzauto bis Lipkani bewilligt. Ich hatte allerdings auch nicht darum gebeten. Ich ließ mir in der Kanzlei meine Papiere geben und verabschiedete mich nur von Lady Gertrude. Die anderen waren alle wie auf Verabredung verschwunden.

Ich setzte mich auf meine Handkoffer vor das Hotel „National“, um auf das Militärlastauto zu warten. Um 3 sollte es abfahren. Ich wartete bis 1/25. Es fing an zu regnen. Der richtige, graue, trübselige Oktoberregen.

Ich fühlte mich so recht von Herzen unglücklich und verlassen. Da kam auf einmal der „Silberstreifen“ an dieser schwarzen Wolke: — Rittmeister Nowiski.

Ich sah ihn, den alle seine Freunde „Lulu“ nannten, von der anderen Seite der Straße auf mich zukommen. Groß, breitschultrig, schmalhüftig. Gang wie auf Sprungfedern. Lachende graugrüne Augen. Leuchtend-weiße Zähne.

„Ich hatte durch den Stab gehört, daß Sie abreisen. Stand nur 20 Werst von hier. Da jagte ich herüber. Nun komme ich gerade noch zurecht, um Ihnen zu helfen.“

Es ging alles furchtbar schnell. Eben fuhr knatternd das Lastauto vor. Gepackt voll mit Soldaten. Der Chauffeur winkte ab, wollte niemanden mehr mitnehmen. In einem Nu war „Lulu“ hinaufgeturnt. Schrie

seinem Burschen zu, der reichte ihm mein Gepäck nach oben. Dann kam ich selbst, — geschoben und gezogen, gelangte ich über den Chauffeursitz auf die Plattform und mitten unter meine Sachen. Da stand ich nun, eingekleidet zwischen lauter nassen Soldatenmänteln. Nowitzky war schon wieder unten. Der Kamion zog an.

„Hier nehmen Sie, ich habe noch etwas vergessen.“

Klimmzug. Er hängt dicht neben mir am anfahren- den Auto, drückt mir einen dicken Briefumschlag in die Hand.

„Mein letztes Gedicht. Für Sie!“

„Auf Wiedersehn!“

Absprung. Wir rollen fort.

Bei der allgemeinen Verschiebung der dichtgestauten Masse erspähe ich etwas Weißes auf der Plattform. Zwei Schwesternhauben. Leidensgenossinnen. Ich lächle ihnen zu. Wir streben zueinander. Es gelingt. — Die beiden haben den gleichen Weg wie ich: Mohilew. Es heißt, daß wir gegen 11 Uhr abends Lipkani erreichen werden.

Wir verlassen die Stadt, und die sogenannte Chaussee empfängt uns mit vielverheißenden Wasserlöchern, losen Steinen, aufgeweichten Kieshaufen. In schleimiger Senkung geht es zu beiden Seiten zu den tiefen Gräben hinunter. Es regnet immer stärker. Beim Ausweichen und Überholen kommen wir ins Schlendern, Rutschen. — Natürlich keine Ketten. —

Frierend und resigniert stumpfen wir dahin. Auch die lärmenden Soldaten sind still geworden und haben sich irgendwie ineinander geschachtelt. Nur ab und zu hört man pessimistische Betrachtungen über den vermutlichen Verlauf unserer Reise. Der Führer wird angerufen:

„He, du, wann wirst du uns bis Rußland geschafft haben?“

„Wenn wir nicht vorher im Graben liegen, vielleicht bis morgen früh.“

Flüche werden laut.

„Den Zug nach Mohilew müssen wir aber erreichen, der geht um 6 Uhr“, ruft eine der Schwestern.

„Ich kann's nicht ändern“, ist die mürrische Antwort.

Weiter knattern wir. Stunde um Stunde in pechschwarzer Spätherbstnacht. Vor uns ist die Straße nur ungenügend durch die trübbrennenden Scheinwerfer erleuchtet. Gespenstische Schatten huschen durch den Lichtkreis. Der Regen prasselt gegen die Laternenscheiben, platscht in die Pfützen. Unsere Lederjacken schützen nicht mehr. Frierend wickeln wir uns in umherliegende Bretterdecken.

Eine Art Leidenskameradschaft hat sich nun auch mit den anderen Mitfahrenden entwickelt. Sie versuchen, es uns bequemer zu machen, wollen ihr Brot mit uns teilen.

Endlich schimmern Lichter in der Ferne. Wir nähern uns dem Städtchen Lipkani. Es geht auf Mitternacht.

„Bis zur Station fahre ich aber nicht“, meldet der Chauffeur. „Dort hinaus sind es noch 4 Werst, und der Weg ist ungepflastert. Ich komme schon sowieso zu spät in meinen Park.“

— Nette Aussicht! —

— Wo finden wir ein Gefährt jetzt mitten in der Nacht? —

Schon faucht die Maschine durch schwacherhellte, ausgestorbene Straßen. Die Fenster der kleinen Holzhäuser sind wie tote Augen. Alle Läden verrammelt.

Das Auto hält.

„Hier müssen alle heraus, weiter geht es nicht!“

Wir klettern hinab. Die Soldaten helfen unser Gepäck abladen. Dann zerstreuen sie sich in der Dunkelheit. Der Lastwagen fährt an, biegt um eine Ecke, — ist verschwunden.

Da stehen wir nun im Stockfinstern neben unsern Koffern. Gleichmäßig plätschert der Regen auf uns nieder.

Ich fühle es: irgend etwas muß geschehen!

„Bleiben Sie hier auf den Sachen sitzen. Ich gehe einen Wagen suchen.“

Die beiden weinen still vor sich hin.

„Verlassen Sie uns nicht“, ist das Letzte, was ich höre. Planlos gehe ich geradeaus. Sofort sind Schuhe und Strümpfe durchnäßt.

Da höre ich Schritte. Sie kommen auf mich zu. Den unbestimmten Umrissen hoffe ich entgegen.

Ich rufe in die Finsternis hinein. —

Ein heiserer Gegenruf.

Ein Mann steht vor mir. Er hält eine kleine Laterne in der Hand. Sein Gesicht kann ich nicht erkennen. Einerlei. Jetzt gilt es.

„Wir müssen zum Frühzug zur Bahn. Haben viel Gepäck. Können Sie mir sagen, wo wir einen Wagen bekommen?“

Kurze Pause. — Dann kommt die Antwort in unverkennbar semitischem Akzent:

„Warum nicht? Ein Onkel von mir hat Wagen und Pferd. Weshalb soll er nicht fahren? Er wohnt nicht sehr weit von hier. Ich werde Sie führen. Werden Sie mir geben Rubelchen.“

„Los!“

Stumm patsche ich hinter meinem Führer her durch Straßenschmutz und Pfützen. Der Weg erscheint mir endlos.

So ganz geheuer ist mir nicht zumute. Es gibt angenehmere Situationen, als um 1 Uhr nachts in einem wildfremden ausgestorbenen Nest mit einem völlig Unbekannten so ins ungewisse Dunkel hineinzuwandern!

„Wie weit noch?“

„Gleich sind wir da.“

Wir stehen vor einer niedrigen dunklen Hütte. Der Mann klopft laut und wiederholt an die Tür. Endlich hört man ein böses Knurren von drinnen. Dann schlürfende Schritte. Ein Licht flammt auf. Riegel werden zurückgeschoben. Die Laterne in der Hand, steht ein alter Jude vor uns. Weiße Ringellocken. Weißer Bart.

Mein Begleiter bringt mein Anliegen vor.

Der Alte mustert mich prüfend. Er scheint durchaus abgeneigt und zählt unendliche Schwierigkeiten auf.

Ich stelle eine gute Summe in Aussicht.

Mein Angebot wird verworfen. Aber schon merke ich ein gewisses Interesse erwachen.

Wir handeln hin und her. Endlich sind wir einig. Unser Mittelsmann empfängt sein „Kubelchen“ und empfiehlt sich.

Ich betrete den Innenraum. Die Luft legt sich wie ein warmfeuchtes, übelriechendes Tuch um mich.

Längs den Wänden stehen 4 Betten. Undeutlich hebt sich ein Gewirr von dunkeln Krausköpfen von den Rissen und Pfählen ab.

Der Alte deutet stumm auf einen Stuhl, hinterläßt mir einen Stearinstumpf und schlurft hinaus.

Sägendes Schnarchen um mich.

Die Lage, in der ich mich befinde, berührt mich auf einmal als überaus komisch.

— Mitten in der Nacht — sitze ich hier allein — bei dieser schlafenden Judenfamilie an der russisch-rumänischen Grenze! —

Vielleicht gerade der richtige Rahmen, um Nowikows Gedicht zu lesen. Ich hole den Briefumschlag hervor. Eine Fülle von Blättern. Tagebuch in Reimen! Vom ersten Tag unserer Bekanntschaft an.

— Lieber Lulu! — Jauchzend und schwermütig in einem Atemzuge sind die Verse. Ganz er selbst.

Ich habe zu Ende gelesen. Nachher muß ich wohl etwas eingedöst sein.

Der Schein einer Laterne und ein paar Worte in jüdischem Jargon erwecken mich zur Wirklichkeit. Der Alte winkt mir, und ich folge ihm in den dunkeln Hof. Wir klettern auf einen Leiterwagen. Der struppige Gaul zieht an. Wir schwanken hinaus auf die Landstraße. Ich halte die Laterne. Das Gefährt stößt und rattert über die irgendwo in der Tiefe unter Schmutz und Schlamm verborgenen Pflastersteine.

— Wie und wo werde ich meine Gefährtinnen wiederfinden? — Ortsinn war nie meine starke Seite.

Ich beschreibe dem Fahrer die Stelle, an der das Lastauto zu seinem Park abbog. Er scheint Bescheid zu wissen. Und richtig erreichen wir den zerfallenen Bretterzaun, von dem aus ich vor einigen Stunden meine Wanderung begann.

Ich schwenke die Laterne und rufe in die Finsternis hinaus. — Keine Antwort. — Aber da — die Umrisse eines dunkelen Etwas. Ein Berg von Koffern. Zwei eingemummte Gestalten darauf halb hingestreckt, regendurchweicht.

Ich springe vom Wagen und leuchte den Schwestern ins Gesicht. Die Armen! Tränenverschwollen, verfroren

und verängstigt, sind sie schließlich eingeschlafen. Die Freude ist unbeschreiblich.

„Wir dachten, Sie würden nie wiederkommen. — Oh, diese Angst! Und wir wagten uns nicht zu rühren. Konnten die Sachen ja auch nicht zurücklassen. — Aber nun ist alles gut.“

Wir verstaunen uns so gut es geht mit dem Gepäck auf dem Wagen, und weiter geht es zur Station. Über eine Stunde dauert die mühselige Fahrt. Dann scheinen Lichter vor uns. Wir sind am Ziel.

Es ist 5 Uhr. Um 7 soll ein Zug nach „Rußland“ gehen. Das Bahnhofsgebäude ist voll von wartendem Militär, — desertierenden Bolschewiken. Wir werden mit Gejohl und Gepfeife empfangen. Mir ist alles egal. Nur schlafen. Nirgends eine freie Bank. Selbst von den Tischen starren uns schmutzverklebte Soldatenstiefel entgegen. Niemand will Platz machen. Wir schleppen unsere Sachen in eine Ecke. Die Schwestern setzen sich darauf. Ich lege mich auf den feuchtschmutzigen Boden, den Kopf auf irgendein Bündel.

Die Mädchen fürchten sich. Sie wollen wach bleiben.

„Alle diese Männer sehen so böse und drohend aus.“

Ich bin jenseits von Furcht und Ekel. — Bloß schlafen, — schlafen . . .

Und das Nächste in meinem Bewußtsein ist dann erst wieder in grauer Morgendämmerung das Pfeifen der einfahrenden Lokomotive.

Wie wir in den Zug gekommen sind, weiß ich nicht mehr. Es war ein erbitterter Kampf ums Mitkommen, ein Stoßen, Drängen und Schieben. Durch das zerbrochene Fenster ziehe ich die beiden Schwestern hinein. Auch unser Gepäck ist irgendwie mitgekommen. Lobende, schimpfende Soldaten rings um einen. Eingepfercht

stehen wir im Gang. Gelangen schließlich zu einem Abteil. Von den Polsterbänken sind nur noch die spiralen Sprungfedern übrig. Alles andere ist weggeklaut.

Immer noch versuchen einige, durch die Fenster zu klettern. Von drinnen werden sie zurückgestoßen. Frauen reicht man über die Köpfe der Stehenden hinweg, mit hoherhobenen Armen wie Bündel weiter.

Der Zug rückt an. Verzweifelter Geschrei der Zurückbleibenden vom Bahnsteig her.

Es folgen endlose, ermüdende Stunden. Abwechselnd sitzen wir auf den nackten Sprungfedern. Auf meinem Schoß beherberge ich ein 14jähriges Mädchen.

Gegen Abend sind wir endlich in Mohilew.

Mohilew, den 2. November 1917.

Der Armeestab rüstet zum Aufbruch. Er soll ins Innere evakuiert werden. Die Verwaltung des Roten Kreuzes und sämtliche Hospitäler werden folgen. Wohin? Niemand weiß etwas Bestimmtes.

Wieder einmal schläft man auf dem Fußboden. Die Betten sind bereits verpackt.

Ich sprach mit dem Generalbesollmächtigten. Er äußerte sich sehr pessimistisch.

„Fahren Sie sobald als möglich auf Urlaub. Wenn Sie noch aus diesem verdammten Nest herauskommen, haben Sie Glück. Wir sitzen hier in einer Mausefalle. Die Abmarschvorbereitungen dauern so lange. Sind die Bolschewiken erst einmal hier, ist uns der Rückzug abgeschnitten. — Good speed! — Mit einem Händedruck bin ich entlassen.

Ich beschließe am Nachmittag zu Harry zu reisen. Es sollen noch Züge in unregelmäßigen Zwischenräu-

men verkehren. Aber alle behaupten, es wäre aussichtslos, mitzukommen.

Im Zuge, den 3. November 1917.

Wieder einmal Glück gehabt! — Eben sitze ich auf einer weichen Polsterbank im Zuge, Richtung Odessa, und schreibe auf meinen Knien.

Wie sich das begeben hat?

Es war das letzte Mittagsmahl im Roten Kreuz beim Stab der 8. Armee: An dem langen Tisch sitzen über 40 Personen. Der Generalbevollmächtigte präsidiert. Viele Offiziere des Stabes und der Armee sind zugegen. Ferner Ärzte, Schwestern und sonstige Angestellte des Roten Kreuzes. Nervös erregte Stimmung. Alles spricht durcheinander. Die Wodkakaraffen kreisen. Typisch-russische Atmosphäre. Bis zum letzten Augenblick wird gefestet. Morgen sitzen ihnen vielleicht schon die Bolschewiken auf der Pelle. — Ein dummer Vorkriegsschlager fällt mir ein:

„Wir tanzen auf einem Pulverfaß,

Grade das, grade das, grade das macht Spaß . . .“

Ich sitze dem Generalbevollmächtigten gegenüber an der Schmalseite des Tisches. Rechts von ihm zwei höhere Offiziere, die öfters zu mir herüber sehen. Sie sind recht schweigsam. Einmal wendet sich der eine an den Generalbevollmächtigten und fragt ihn etwas. Dieser sieht flüchtig zu mir hin und antwortet.

Gleich nach dem Essen fahre ich in einer klapprigen Droschke zum Bahnhof. Nur mein kleiner Handkoffer ist diesmal mitgekommen. Das andere Gepäck bleibt in der Reserve. Wohl auf Nimmerwiedersehen.

Auf der Station ist die Hölle los. Ich dränge mich bis zum Vorsteher.

Wann kommt der nächste Zug durch?

Er sieht mich verständnislos aus glasig überwachten Augen an.

„Züge? — Ach so, ich weiß es nicht. Viele der Leute warten hier schon tagelang. Wollen Sie etwa mit?“
Mitleidig lächelnd wendet er sich ab.

Ich setze mich auf meinen Koffer in den Gang zum Warteraum. Drinnen ist kein Fleckchen frei. Mein Hirn ist ziemlich gedankenlos. Nur das Eine steht fest: — Mit dem nächsten Zuge komme ich mit! — Ich komme mit. — Ich komme mit. — Kann man das Schicksal hypnotisieren? Vielleicht doch!

Weder müde noch beunruhigt fühle ich mich, eher kampflustig und eisern entschlossen. — Ich komme mit! — Schmutzige Soldatenstiefel stoßen an meine primitive Sitzgelegenheit. — Graubraun uniformierte Gestalten drängen planlos hierhin und dorthin.

Auf einmal sehe ich in der Menge zwei bekannte Gesichter. Die beiden Offiziere vom Mittagstisch. Auch sie scheinen mich erkannt zu haben. Der eine sieht mich an, zögert, dann kommt er auf mich zu und grüßt. Ich bemerke, daß er noch die Offizierskokarde an der Mütze trägt.

„Wir kennen uns nur vom Sehen, Schwester. Aber Leidensgemeinschaft führt zusammen. Sie scheinen auch Reiseabsichten zu haben. Glauben Sie denn, daß irgendeine Aussicht für Sie besteht, in einen Zug zu gelangen?“

„Ich komme mit“, spreche ich mechanisch meinen Gedanken nach. Dann muß ich lachen. Über seine besorgt entsetzte Miene, über die ganz absonderliche Lage, — über meine eingezwängte Hockstellung, aus der ich mich nicht gleich aufrichten kann.

Der Offizier wechselt einige Worte mit seinem Gefährten. Dann fragt er mich:

„Wollen Sie sich uns anvertrauen, — das heißt, falls wir das gleiche Ziel haben, Odeffa?“

„Ja, Richtung Odeffa.“

Jetzt bin ich doch aufgesprungen.

„Es ist nicht ungefährlich. In etwa 10 Minuten wird ein Zug weit hinter der Station halten. In einem der Waggons ist unser Bursche. Der ganze Zug ist dunkel. Er besteht nur aus wenigen Wagen und ist zum Abtransport gewisser hochstehender Persönlichkeiten bestimmt. Wir haben ein Abteil für uns allein — d. h. wenn alles klappt. Denn wenn die Brüder hier Wind bekommen, geht der Ansturm los. Dann ist keine Aussicht mehr, in den Zug zu kommen. Also vorwärts!“

Wir schieben uns langsam und mühevoll durch die Menschenmauer aus dem Stationsgebäude hinaus. Draußen geht es im Lauffschrift über glitschrige Bahnsteige, mattglänzende Geleise. Schließlich in absoluter Dunkelheit am Bahndamm entlang.

„Tempo, Tempo“, kommandiert mein neuer Freund. Er trägt meinen Handkoffer. Die Herren selbst haben kein Gepäck.

Ich stolpere und keuche dahin. — Lange geht es so nicht mehr weiter. Man sieht nicht, wo man hintritt. Steine, halbgefrorene Pfützen. Krampfhaft denke ich an Wettläufe in meiner Kindheit. Damals hämmerte das Herz ebenso rasend, keuchte der Atem, zitterten die Kniee. — Aber man gab es nicht auf. — Aus Ehrgeiz damals. Und jetzt? Aus Angst! Angst vor dem Zurückbleiben. Angst davor, meinen Rettern zu einem beschwerlichen Hindernis zu werden. Angst vor der grau-

braunen Soldatenmasse hinter uns. Angst vor der undurchsichtigen Nacht.

Da packt mich jemand fest am Arm. Läuft neben mir her, reißt mich mit sich im Takt der eigenen Schritte. Es geht schneller. Viel schneller und leichter. Ich empfinde diese kleine Hilfsaktion mit Dankbarkeit. — Guter Mensch, — verstehend, — ritterlich. —

Wir stehen. Vor uns eine dunkle Reihe von Wagons. Ein stiller, unerhellter Zug. Wie ein geduldiger Diener wartet er auf uns.

Eine verummumte Soldatengestalt springt von einem Trittbrett. Steht einen Augenblick regungslos, die Hand am Müßenrand.

Es geht alles mit Blitzeschnelle. Ich werde die hohen Stufen hinaufgeschoben. Wir tappen durch einen finsternen Gang. Der Bursche öffnet die Tür eines Abteils. Kalt ist es und dunkel. Aber die Polsterung der Bänke intakt und die Fensterscheiben heil.

„Wenn uns die Meute nur nicht entdeckt. Aber es scheint alles still zu sein. Jetzt heißt es im Dunkeln sitzen, bis wir losfahren.“

Der Bursche ist wieder hinaus. Aus der Ecke höre ich ein herzhaftes Gähnen.

„Alle, wir wollen die oberen Bänke hochklappen, damit man sich ausstrecken kann.“

Mir wird mein Lager unten gerichtet. Eine Fülle von köstlichen Dingen kommt zum Vorschein, die der Bursche in Verwahrung hatte. Kissen, Decken, Esstische.

„Pack noch nicht aus, Andriuscha, ich bin abergläubisch. Nachher werden wir sicher wieder von den „Genossen“ hinausgetrieben.“

„Bei mir ist es nun gerade umgekehrt. Ich bin immer

dafür, das Schicksal durch die feste Voraussetzung des Erwünschten zu zwingen. Man muß es gar nicht zu Atem kommen lassen. In diesem Falle ist es besser, wir benehmen uns so, als blieben wir nun ruhig und behaglich bis Odessa hier drin und rechneten nicht im Entferntesten mit einer Störung.“

Ich erfahre, daß „Andriuscha“ (der nettere) André Romanowitsch heißt. Er ist Oberst im N'schen Husarenregiment. „War“ ist wohl richtiger. Denn der Soldatenrat hat ihn und seinen Freund, den Rittmeister, hinausbefördert.

André Romanowitsch löst Riemen und öffnet Schlösser. Ein Kissen wird unter meinen Kopf geschoben, eine Decke über mich gebreitet. Ein Buch fühle ich in meiner Hand.

„Für später, wenn wir Licht haben. Sie wissen: ‚un navire sans voile‘ ist ebenso unmöglich wie ‚un voyage sans livre‘.“

— Ach ja, das Lied von Ninon! — Kindheitserinnerungen . . . Wie oft hatte Mama das abends gesungen, wenn man mich schon schlafen geschickt hatte. All die vielen Türen zwischen dem Musiksaal und meinem Schlafzimmer waren geschlossen worden, damit „das Kind“ nicht gestört würde. Aber das Kind hatte eine Verbündete in der alten Rankenberg. Wie ein graues kleines Gespenstlein huschte sie dann immer durch die Entfilade und den Flügel und öffnete überall eine Türspalte. So war die Verbindung wiederhergestellt. Ich lag leise atmend in meinem Bett und konnte, wenn ich scharf aufpaßte, jedes gesungene Wort verstehen. Die Erwachsenen sollten nur ja nicht glauben, daß sie alle jene traurigen und liebevollen Lieder für sich allein hätten! —

„Quoi, tu n'as pas d'étoile, Ninon,
Et tu vas sur la mer . . .“

„Ja, ein jeder muß seinen Stern haben“, sagte André Romanowitsch, „sei es nun ein Werk, oder ein Mensch, oder ein Gedanke. Wenn es auch nur ein winzig kleines Idealchen ist, dem wir nachstreben. Ohne das können wir uns nun einmal nicht in den Lebensstürmen behaupten.“

„Nur jetzt nicht philosophieren, Andriuscha“, grunzte Aleks verschlafene Stimme aus der Ecke.

Es dauerte nicht lange, da fuhren wir los. Langsam und stetig an der hellerleuchteten Station vorbei, wo die enttäuschte Menge dem unaufhaltsamen Zuge eine Fülle von Schmähungen nachschrie. Vorbei an Güterbahnhof und Lagerchuppen, an dem letzten Wärterhäuschen. Und als es wieder ganz dunkel draußen war, zündeten wir eine Kerze an, und ein großes Mahl begann. Herrliche Dinge kamen da zum Vorschein. Sogar eine Büchse Gänseleberpastete und eine Flasche Rotwein!

Es war lustig und gemütlich. Wie wenig Zeit braucht man doch, um zu entdecken, daß Menschen einem sympathisch sind.

Nachher wurden die Nachtlager gerüstet. Ich habe herrlich geschlafen. Zum Morgenfrühstück hatte der Bursche sogar heißen Kaffee hervorgezaubert.

Ich muß schon vor Odessa aussteigen. Die Zuckerfabrik, wo Harry stationiert ist, liegt in Staraja Dsota bei Alexandrowka.

Staraja Dsota, den 6. November 1917.

Endlich bei Harry! Hier leben wir äußerst „luxuriös“ im Hause des 2. Inspektors Thiele. Er ist deutscher Ab-

stammung, aus Libau gebürtig. Wir sprechen aber immer russisch. Man kann doch wohl das Gefühl nicht loswerden, daß jedes deutsche Wort ein Verbrechen ist, das schreckliche Strafen nach sich ziehen könnte.

Es gibt hier eine Menge Nachbarn. Da ist der erste Bevollmächtigte des Gutes und der Direktor der Fabrik, da sind diverse Pächter und Nachbarn. Sehr viel Polen. Manche haben ihre Familien fortgeschickt, weil unter den Bauern auch der Bolschewismus schon brodet. Einige Nachbargüter sind niedergebrannt worden und die Besitzer oder Bevollmächtigten erschlagen. Hier erhofft man jetzt viel von Harry und seinen Dragonern. Im übrigen lebt man fast wie im Frieden. Sogar eine große Treibjagd soll morgen veranstaltet werden. Ich freue mich sehr darauf. Seit zwei Tagen ist alles dick verschneit. Man kann Schlitten fahren.

Den 14. November 1917.

Die Jagd war sehr gelungen. Einige zwanzig Jäger. Wundervolles Frostwetter. Ich schoß zwei Hasen. Außer Hasen gab es noch etliche Füchse, — Rehe gar nicht.

Einige von den Jagdherren erzählten tolle Dinge über allerhand Gewalttaten der Bauern. Die bolschewistische Regierung hat Agitatoren überallhin gesandt. Häufig allerdings stellt sich die ukrainische Bevölkerung hier in direkten Gegensatz zu den Bolschewiken, die sie einfach mit „Russen“ betiteln.

Aus Petrograd und Moskau hört man nur vage Gerüchte. Wir sind vollkommen abgeschnitten. Keine Zeitungen, keine Post. Von Mama habe ich schon seit dem September keine Nachrichten mehr. Von meinen Kote-Kreuz-Freunden aus Mohilew hörte ich indirekt.

Sie sollen noch von dort fortgekommen sein, sind aber unterwegs den Bolschewiken in die Hände gefallen und total ausgeplündert worden.

Lebt wohl, meine Sachen! Um einige tut es mir recht leid. Besonders um all die Photographien und sonstigen Kriegserinnerungen. Auch um mein Sulamith-Manuskript. Noch einmal werde ich die zwei Akte wohl schwerlich zusammenreimen können. Ich ahne ja auch nicht, wo Gamalko steckt. Wie viele Menschen werden einem wohl in dieser Zeit so aus den Augen verschwinden, ohne daß man die Möglichkeit hat, sie je wiederzufinden!

Abends sitzen wir mit Thiele behaglich beisammen. Das Haus ist warm. Man trinkt Unmengen von Tee und isst selbstverfertigte „Schwambonbons“ dazu. Dabei werden die schauerlichsten Thematika erörtert. Massenabschlachtungen der Intelligenz usw. Thiele hält eisern an seinem Entschluß fest, zu bleiben, auch wenn die Dragoner fortgehen. Es sei nun einmal seine Pflicht, an diesem Posten auszuhalten. Der Besitzer könne das mit Recht von ihm erwarten. Es ist nämlich davon die Rede, daß der Fabrikdirektor und der erste Bevollmächtigte in Bälde nach Kiew übersiedeln.

Den 20. November 1917.

Nun fängt es hier auch an, ekelig zu werden. Besonders erregt sind die Dorfbewohner über den Fall mit dem Pächter Kudsky. Er hat einen ihrer „führenden Männer“ schwer angeschossen. Kudsky war gestern abend bei uns und erzählte den ganzen Vorgang. Hienach ist er auf der Landstraße von zwei Kerls angegriffen worden und hat den einen niedergeschossen. Der liegt jetzt im Krankenhaus und ruft seine Anhänger zu sich, um ihn zu rächen.

Rudsky war sehr aufgeregt und erwartet das Schlimmste. Die Herren rieten ihm dringend, sich sofort aus dem Staube zu machen. Aber er wollte zuerst noch einmal nach Hause, um Frau und Kinder in Sicherheit zu bringen, oder wenigstens zu verständigen.

Harry meint, seine Dragoner sind auch nicht mehr ganz kapitelfest. Vorläufig gehorchen sie wohl noch, aber ob sie im Notfall gegen ihre Landsleute hier mit der Waffe vorgehen würden, ist sehr die Frage.

Den 21. November 1917.

Ein übler Tag! Ich war am Vormittag allein zu Hause und schrieb in Thieles Schreibzimmer. Die Herren waren in der Kanzlei. Die Haustür natürlich offen wie immer, Nastia (das Mädchen) ins Dorf gegangen.

Auf einmal höre ich die Haustür auf- und zuflappen. Dann kommen schwere schleppende Schritte durch den Saal aufs Schreibzimmer zu. Ich sehe auf. Da steht auf der Schwelle schwankend ein Mann. Verwildert, struppig, zerlumpt. An seinen Kleidern klebt nasse Erde. Oberhalb des Knies ist die Hose zerrissen. Man sieht eine Wunde. Das Blut tropft auf den Boden.

Entsetzt starre ich ihn an. Dann erkenne ich ihn. Es ist Rudsky.

„Um Gottes willen, was ist mit Ihnen?“

„Helfen Sie mir! Verstecken Sie mich! — Die Bande — sie ist hinter mir her. Die ganze Nacht haben sie mich gejagt. Ich war im Wald — immer Kreuz und quer. Sie haben mich angeschossen. Ich kann nicht weiter.“

— Schnell in die Kanzlei telephonieren, denke ich. Thiele und Harry müssen kommen. Allein bin ich ratlos. —

Ich nehme den Hörer ab. Die Zentrale meldet sich nicht. Alles ist stumm und tot. Kein Strom.

Stimmengemurmel draußen. Durchs Fenster sehe ich vom Dorfe her eine Menge heranziehen. Männer und Frauen. Mit Knütteln, Stöcken, Sensen bewaffnet.

Auch Kudsky hat es gesehen. „Man wird mich lynchen.“ Seine Stimme ist völlig klanglos.

Ich laufe zur Haustür, schließe ab. Dann rufe ich Kudsky ins Badezimmer. Von hier führt eine Leiter zum Boden hinauf. Es ist nicht leicht, den verwundeten Mann hinaufzubugstieren. Hernach schließe ich die Falltür, trage die Leiter in die Küche. Setze mich wieder an den Schreibtisch. Warte.

Das Stimmengewirr wird lauter. Die Leute sind dicht am Hause. Es müssen 50—60 sein. Es wird an die Haustür geklopft. Ich warte. Das Klopfen ist lauter, stürmischer. Rufe: „Öffnen!“

Ich gehe zur Tür, schließe auf.

„Was wollt ihr?“

„Den Pächter Kudsky.“

„Er ist nicht hier.“

„Wir wissen, daß er im Hause ist.“

„Er ist nicht hier.“

„Wir wollen das Haus durchsuchen.“

„Ich kann euch nicht hereinlassen. Der Herr ist nicht zu Hause.“

„So werden wir warten. Der Mörder muß uns ausgeliefert werden.“

Tür zugeschlagen. Abgeschlossen.

— Immerhin, so viel ist gewonnen. Sie werden warten. —

Ich postiere mich wieder am Fenster. — Belagert —, denke ich.

Da endlich von der Kanzlei herüber kommen zwei Gestalten. Die sehnlichst Erwarteten: Harry und Thiele.

Vor dem Hauseingang werden sie von der Menge angehalten. Harry spricht mit einem besonders rabiat aussehenden Kerl. Der schreit, gestikuliert. Die anderen beginnen vorzudrängen.

Sind sie gefährdet? Wer kann es sagen! Ich gehe in mein Zimmer, hole meinen und Harrys Revolver. Stecke den einen in die Bluse, halte den anderen in der Hand, zwischen den Falten des Rocks verborgen.

Ich gehe hinaus. Dränge mich durch die Leute bis zu den beiden.

„Braucht ihr Waffen?“ frage ich auf deutsch.

Thiele schüttelt den Kopf. „Ich glaube nicht. Es wird eben verhandelt.“ Harry spricht mit erhobener Stimme.

„Es ist meine Sache, den Pächter zu arretieren und zu bestrafen. Ich werde ihn finden und von meinen Dragonern ins Gemeindehaus in sicheren Gewahrsam bringen lassen. Von dort wird er dann ins Kreisgefängnis geschickt. Wenn ihr ihn anrührt, wird gegen euch vorgegangen werden.“

Noch viele Einwendungen werden erhoben. Schließlich geben sich die Leute zufrieden. Sehr allmählich zerstreuen sie sich.

Wir gehen ins Haus zurück und holen den völlig gebrochener Kudsky aus seinem Versteck. Er glaubt nicht, daß man ihn durch diesen Trick vor der Menge retten kann.

Acht Dragoner erscheinen, und in ihrer Mitte wird Kudsky ins Gemeindehaus gebracht. Wieder haben sich die Dorfbewohner zusammengerottet. Steine fliegen durch die Luft. Aber es gelingt doch, Kudsky fortzuschaffen. Rings ums Gemeindehaus werden Wachen

postiert. Harry schickt einen reitenden Boten zum Kreis-
militärchef ins Städtchen und bittet um sofortige Über-
führung des Pächters in das dortige Gefängnis.

Die Herren sind äußerst pessimistisch. Auf die Dra-
goner sei kein Verlaß.

Nach dem Mittagessen kommt wüstes Geschrei vom
Gemeindehaus her. Es steigert sich zu einem wahren
Höllenspektakel. Harry stürzt hinaus. Etwa nach einer
halben Stunde kommt er wieder.

„Es ist alles vorüber. Man konnte dem armen Teu-
fel nicht helfen. Die Bande war wie von Sinnen. Sie
haben das Gemeindehaus gestürmt. Die Tür einge-
schlagen. Ihn herausgezerrt, und wie einen Hund mit
Knüppeln und Steinen totgeschlagen. Die Dragoner
konnten nichts tun. Ich habe ja nur 12 Mann hier.
Die anderen sind alle verstreut. Auf der Fabrik, in den
anderen Gutshöfen, im Dorf.“ —

Gegen Abend wird es still. Wir gehen hinaus, um
nach Rudskys Leiche zu sehen. Wir finden nichts außer
Blutlachen auf der zertrampelten Erde und einige blut-
getränkte Stoffeßen.

Den 2. Dezember 1917.

Harry hat Abmarschbefehl bekommen für sich und
seine Dragoner. Damit ist natürlich das Schicksal der
Fabrik und Gutsgebäude besiegelt. Was noch an In-
spektoren, Beamten, Ingenieuren vorhanden ist, reißt
ab. Der erste Bevollmächtigte will auch in Zukunft ab
und zu aus Kiew herüberkommen. Thiele bleibt absolut
starrköpfig. Er geht nicht fort. Behauptet, das wäre
Pflichtverletzung. Harry sagt, es sei einfach Selbst-
mord. Das könne kein Vorgesetzter von seinem Inspek-
tor erwarten. Aber er läßt sich nicht überzeugen. Ich

selbst fahre schon morgen nach Kiew zu Comows — mit sehr schwerem Herzen.

Harrys Eskadron zieht erst in vier Tagen nach Nowogeorgiewsk. Wer weiß, wo und wie wir uns wiedersehen!

Eben saßen wir drei beim Abendtee noch lange beisammen. Es war recht traurig. Ich schenkte Thiele einen Talisman. Ob der ihn schützen wird? Selbst hat er gar keine Hoffnung, durchzukommen. Es ist schrecklich, einen Menschen so mit offenen Augen in den Tod gehen zu sehen.

U n g s t

Kiew, den 6. Dezember 1917.

Die Reise war natürlich entsetzlich. Aber wenigstens saß ich diesmal fast die ganze Nacht, wenn auch in „drangvoll fürchterlicher Enge“.

Und dann passierte die peinliche Sache mit den Hasen! Aus Staraja Dsota hatte ich zwei Hasen mitgenommen. Sie stammten von der letzten Jagd her, waren ganz eingefroren und in eine Matte genäht. Sie lagen oben im Gepäcknetz. Im selben Abteil mit mir fuhr auch ein Brückeningenieur, den ich einmal beim Fabrikdirektor getroffen hatte. Er arbeitete nahe beim Städtchen. Die Leute hatten sein Leben mehrfach bedroht, auch schon auf ihn geschossen. Nun erzählte er, daß er in Kiew die ukrainische Regierung um Schutz bitten wolle.

Es ist nach Mitternacht. Alle schlafen, auch mein Gegenüber, der Ingenieur. An der Wand oben brennt eine Kerze hinter Glas. Auf einmal bemerke ich, daß meine Hasen im Gepäcknetz über dem Kopf des Ingenieurs aufgetaut sind. Die Mattenverpackung ist durchgeblutet und es tropft wohl schon seit einer geraden Weile unentwegt herunter auf Kopf, Schultern, Rücken des ahnungslos Schlafenden.

Seine schöne graue Fellmütze ist rot. Rot ist sein Pelzkragen, sein Mantel.

— Wie peinlich! Was ist zu tun? Ich muß ihn wecken, die unglückseligen Hasen anders verstauen. — Mit Mühe gelingt es mir, ihn aufzurütteln. Ich versuche zu erklären, er begreift nicht gleich. Fährt sich mit der Hand nach dem Kopf. Blickt entsetzt auf die roten Spuren an seinen Fingern.

„Blut! Ich bin verwundet!“

„Nein, nein, so hören sie doch! Die Hasen, sie sind aufgetaut. Ich muß sie unter den Sitz tun.“

„Sein Entsetzen verwandelt sich in Wut.“

„Mein neuer Pelz! Und die Mütze! Alles verschmutzt, verdorben. Wie kann ich mich denn bei den Behörden in Kiew zeigen?“

Ich entschuldige mich, so gut es geht. Verspreche die Kosten der Reinigung zu tragen. Das Paket wird unter den Sitz praktiziert. Der Ingenieur versinkt wieder in Halbschlummer.

Auf einmal fährt er hoch. Sieht mich mit unheimlichem Schreckensausdruck an.

„Wissen Sie auch, was das bedeutet, wenn man Blutflecke auf seinen Kleidern hat? — Daß man bald sterben wird, eines gewaltsamen Todes.“

„Sie dürfen nicht so abergläubisch sein. Sie werden sehen, es passiert Ihnen nichts. Ich habe im Gegenteil gehört, daß Blutflecke Glück bringen.“

— Was für Blödsinn könnte ich ihm noch erzählen?

Der Mann hüllt sich in böses Schweigen. Sein furchtsamer Ausdruck bleibt der gleiche.

Endlich geht die Nacht vorüber und wir kommen in Kiew an. Einige Wochen später erfuhr ich, daß der Ingenieur tatsächlich sehr bald nach seiner Rückkehr aus

Kiew von der Landbevölkerung überfallen und erschlagen worden war.

Hier in Kiew ist alles in Erwartung der heranziehenden Bolschewiken. Dabei weiß man nichts Genaueres. Diese Nachrichten- und Brieflosigkeit ist entsetzlich! Auch die Lebensmittel werden knapper.

Man tröstet sich, indem man sich gegenseitig besucht. Besonders häufig kommt der rumänische General Cordu, persönlicher Adjutant des Königs, — und dann die Belgier. Der Rumäne ist ein reizender älterer Herr, ein richtiger „casse-cœur“. Das ganze Haus schwärmt für ihn. Er ist groß, schlank, elegant. Hat blitzende schwarze Augen, volles graues Haar. Er sagt französische Artigkeiten nach rechts und links — und man muß sie ihm glauben. Wenigstens im Augenblick. Sein Adjutant, Major Francescu nebst Frau erscheint auch ab und zu. Das ist jedesmal sehr anstrengend. Madame ist sehr schweigsam. Sie hat große, leere, braune Augen. Sie trägt stets das gleiche dunkle Seidenkleid mit dem etwas angegrauten weißen Spitzeneinsatz. Sie schleppt ein ekelhaftes Schoßhündchen mit sich umher, reicht ihm Brotkrümel in einer Untertasse und flötet dazu:

„Mange, Fifi, c'est bon, Fifi.“ Viel mehr gibt sie auch nicht von sich.

Unter den vier belgischen Offizieren ist ein sehr sympathischer Fläme, der eine um zehn Jahre ältere Engländerin geheiratet hat. Er macht entzückende Gedichte und hat sie wohl damit bestriekt, — sie ihn — mit unerfindlichen Mitteln.

Die Gomorischen Vettern sind entsetzlich ungezogen, und Miß May, die drollige kleine Irländerin kann sie kaum bändigen. Tante Vera möchte ihre Sprößlinge immer dazu veranlassen, vor etwaigem Besuch mit ihren

englischen und französischen Kenntnissen zu glänzen. Redet sie jedoch „die lieben Kleinen“ in einer dieser Sprachen an, so kommt unweigerlich eine russische und möglichst unzivilisierte Antwort.

Kiew, den 26. Dezember 1917.

Das vierte Kriegsweihnachten, wohl das übelste bisher! Nicht einmal die Jungen schienen vergnügt. Dazu waren die Gaben entschieden zu mager ausgefallen.

Immer noch Unsicherheit, Ungewißheit. Die Stadt ist voll von untätigen Offizieren. Sie haben sich alle der ukrainischen Armee zuschreiben lassen müssen, — einer Armee, die noch gar nicht existiert!

Von Harry habe ich keine Nachrichten. Die Postverbindungen, selbst innerhalb der Ukraine, sind miserabel.

Traurige Nachrichten von überall. Der erste Bevollmächtigte von Staraja Dsota ist erschossen worden, als er das letztemal aufs Gut hinausfuhr. Thiele ist noch am Leben. Er war neulich hier. Hat aber dauernd Unannehmlichkeiten. Ich versuchte wieder umsonst, ihn zum Fortfahren zu überreden.

Kiew, den 2. Januar 1918.

Harry hat mir endlich durch zwei Offiziere aus Nowogeorgiewsk Nachrichten und Geld geschickt. Ich trage den einen 500-Rubel-Schein unter meinem Haar versteckt und den andern in meinen Kleidern eingenäht. Die Herren hielten die heranziehenden Bolschewiken für eine große Gefahr. Eine Reihe von Offizieren aus Harrys Regiment beabsichtigt nach Rumänien zu gehen und dort in ein neu zu formierendes Husarenregiment einzutreten. Ich habe natürlich keine andere Möglichkeit, als hier zu bleiben und zu warten.

Silvesterabend war wenig festlich, obgleich viele Leute da waren. Aber wovon redet man denn? Es ist doch immer dasselbe. Erwägungen, — Vermutungen, die je nach dem Temperament des Betreffenden optimistisch oder pessimistisch gefärbt sind.

Ich zog mich schon vor Mitternacht zurück und schrieb Briefe an Harry und Mama, die ich wegen der Postverhältnisse nicht abschicken kann.

Über uns wohnt Madame Ostrowska, die Frau des Generalbevollmächtigten der Branitzkyschen Güter. Sie hat eine große Freude gehabt. Ihr 21jähriger Sohn ist soeben heimgekehrt, — aus deutscher Gefangenschaft entkommen. Es ist das einzige Kind. Sie hatte 2 Jahre lang nichts von ihm gehört. Ihren Bruder „Stas“ mag ich besonders gern. Er ist eine Asketennatur. Ist einen ganzen Tag in der Woche garnichts, „damit der Geist nicht in der Materie erstickt“. Trotz dieser und anderer Eigenheiten ist es aber wirklich ein Genuß, sich mit ihm zu unterhalten. Er versteht es, sich vollkommen über die augenblickliche Lage hinwegzusetzen.

Lula (meine älteste Kusine) hat in ihrem Schwesternkoffer noch eine Büchse Kakao entdeckt. Große Seligkeit darob. Nun gibt es jeden Nachmittag ein „Fest“. Dann kochen wir Wasserkakao in ihrem Zimmer auf dem Spirituskocher. Zu unserer Schande muß ich gestehen, daß nicht alle mit einer Tasse beglückt werden; Onkel Pawel und Miß May allerdings jedes Mal. Ganz im Gegensatz zu Stas habe ich besonders in dieser Hungerzeit gar keine asketischen Inklinationen. Mich hindert ein knurrender Magen in höchst aufdringlicher Weise an jeder geistigen Beschäftigung. Nicht einmal zum Lesen kann ich mich konzentrieren.

Kiew, den 16. Januar 1918.

Nun wird es Ernst. Die Bolschewiken haben sich auf dem jenseitigen Dnjeprufer postiert und beschießen die Stadt mit schweren Geschützen. Es ist ein Höllenlärm. Das ukrainische Heer ist schlecht organisiert. Es soll ein heillooses Durcheinander sein. Aber wenigstens sind die Geschütze nun scheinbar in Tätigkeit. Eins steht ganz in unserer Nähe. Es ist ein richtiges Artillerieduett.

Kiew, den 17. Januar 1918.

Die ganze Nacht dauert der Spektakel fort. Madame Ostrowska und die Leute aus dem ersten Stock sind in den Keller gezogen. Auch in den Nachbarhäusern flüchtet alles nach unten. Es hat schon einigemal in der Nähe unserer Straße eingeschlagen. Unsere Fensterscheiben sind fast alle kaputt. Es ist natürlich ekelhaft kalt in den Zimmern. Zudem sagte der Portier, daß die Zentralheizung morgen eingestellt werden würde. Keine Kohle.

Onkel Pawel meint, es hätte keinen Zweck, in den Keller zu gehen. Die Gefahr sei die gleiche. Wenn unser Haus zusammenstürze, dann würden die Kellergewölbe auch nicht standhalten.

Kiew, den 18. Januar 1918.

Ein Geschosß hat die städtischen Wasserwerke getroffen und demoliert. Nun ist man ohne Wasser. Auch das elektrische Licht funktioniert nicht mehr. Dazu keine Heizung.

Wir wagten uns heute mit Lula hinaus, um einige Vorräte zu kaufen. Fast alle Läden hatten geschlossen. Schließlich drangen wir aber doch durch die Hintertür

in den kleinen Judenladen in unserer Straße. Sie hatten noch Dauerwurst und verkauften uns eine. Auch Lichte und Streichhölzer.

Tea haben wir noch, auch Kartoffeln und Grütze einige Säcke voll. Das müßte genügen. Wie lange kann die Belagerung doch dauern? Unser „ruhreiches“ ukrainisches Heer zieht sich systematisch zurück. Schon sollen die Bolschewiken dicht am Bahnhof stehen. Was dann passieren wird, wenn die Stadt erobert ist, — wer kann es sagen? Aber schließlich sind diese sagenhaften Bolschewiken doch auch Menschen. Gesehen habe ich noch nie einen mit Bewußtsein. Und wer sind sie schließlich? Doch niemand anders als unsere braven, einfältigen, russischen Muschiks, dieselben, die wir gepflegt und betreut haben. Dieselben natürlich auch, die einem nach dem „1. Prikas“ durch Faulheit und Widerseßlichkeit so viel zu schaffen gemacht haben. Aber letzten Endes ist man doch allemal mit ihnen fertig geworden.

Das größte Problem ist augenblicklich: wo schafft man Wasser her? Gegen 5 Uhr nachmittags ist meistens eine kurze Schießpause. Dann wollen wir auf Erkundungsreise gehen.

Kiew, den 19. Januar 1918.

Als wir gestern loszogen, sahen wir überall Menschen mit Eimern, gleich uns, Wasser suchen. Aber es gibt ja nirgends etwas. Bleibt nur der Dnjepr. Man muß Löcher ins Eis schlagen. Wir haben's nicht weit. Gleich hinter unserm Garten geht das Ufer steil zum Fluß hinunter. Aber auf der anderen Seite sollen Maschinen-gewehre stehen. Immerhin, es muß etwas geschehen.

Es hat in der kleinen Kirche schräg gegenüber eingeschlagen. Krach und Schock waren so groß, daß ich glatt

vom Stuhl fiel. Von der Decke bröckelte es. Das ganze Haus zitterte und schwankte. Was noch an Glasscherben in unseren Fensterrahmen steckte, fiel klirrend herunter.

Wir dachten natürlich alle, es sei bei uns gewesen. Als ich wieder hochkrabbelte, lag Tante Vera weinend auf dem Teppich. Sie betete zu Gott und allen Heiligen. Die Vorderzimmer waren angefüllt mit Steinen, Schutt und Staub von den Kirchenmauern. Man hat einen kleinen Begriff bekommen, wie es sein wird, wenn wir es kriegen! Sie haben scheinbar unseren Stadtteil besonders scharf aufs Korn genommen. Wahrscheinlich gilt es dem Rentamt.

Abends.

Am Nachmittag, als es anfing zu dämmern, gingen Wladia (mein 14jähriger Vetter) und ich mit Eimern bewaffnet los. Der Abstieg zum Fluß war schwierig. Vereist und glitschrig. Es wurde eine richtige Kutschpartie. Wladia fand die ganze Sache höchst abenteuerlich und amüsant. Mich störten die Maschinengewehre gegenüber. Tak—tak—tak ging es. Ich hatte das Gefühl, daß es uns galt. Manchmal prasselte es ziemlich dicht neben uns auf. Ich warf mich dann immer lang hin. Töricht natürlich, weil zu spät. Aber man tut diese Dinge instinktiv. Ebenso wie ich in der Stadt, wenn ein schweres Geschütz über einem singt, mich immer ducke. Wozu? Albern!

Das Eisloch, das der Portier geschlagen, war noch offen. Nur eine ganz dünne Kruste darüber. Das Füllen der Eimer war nicht leicht. Zudem wurde es immer dunkler.

Nun der Aufstieg! Wladia konnte entschieden besser klettern. Ich blieb immer zurück. Und das war mir gar

nicht angenehm. Ein paarmal kam wieder dies verdammte Aufschlagen der Geschosse auf dem hartgefrorenen Abhang. Aber trotz allem dachte ich immer an den Eimer. Ich hielt ihn eisern fest. Denn dies kostbare Naß verlieren und noch einmal hinunter müssen . . . Nein!

Viel mehr als die Hälfte war nicht in meinem Eimer als ich dann endlich oben war. Wladia tat sehr verachtungsvoll. Er hatte fast nichts verschüttet.

Nun konnte Tee gekocht werden. Zwei Glas für jeden. Und nachher blieb noch etwas zum Waschen übrig. Geschirr gewaschen wird nicht mehr. Man reibt die Teller mit Papier ab. Das geht auch ganz schön. —

Bis eben saßen wir dann um eins der neuen Lichte. Die „Kellerleute“ waren auch hervorgekrochen. Es wurde grade nicht geschossen. Aber die Pausen sind nie länger als höchstens eine Stunde. Nachts geht es immerfort. Wir sind alle schauderhaft nervös. Oder, um das Kind am richtigen Namen zu nennen, — verängstigt.

Stas spricht immer ganz gleichmütig von der kommenden „Bartholomäusnacht“. Ein Massenschlachten der Bourgeoisie. Tante Vera glaubt das natürlich auch und wird immer bigotter. Außerdem geht sie abends durch unsere Zimmer und ist empört, daß wir zu Bett gehen. Man solle aufbleiben und beisammensitzen bis das Ende kommt. Ich danke dafür! Bin schon müde genug. Ob ich nun angezogen oder in meinem Bett geschlachtet werde, ist mir ganz wurscht.

Kiew, den 20. Januar 1918.

Ich schreibe jetzt jeden Tag. Was soll man auch anderes tun? Alle sind schlechter Laune. Da die Jungens im Haus bleiben müssen, hat man nie Erholung von

ihren Ungezogenheiten. Ich glaube der Höhepunkt für Wladia ist jedesmal das „Wasserholen“. Dann fühlt er sich als Held. Und mit Recht. Er ist schnell und geschickt und fürchtet sich kein bißchen, — was ich von mir nicht behaupten möchte.

Trotzdem halten mich die Frauen im Hause alle für überaus tapfer. Ich tue nur so. Aber manchmal geht es einfach nicht mehr. Dann schleiche ich mich in das fensterlose Kofferzimmer und hocke da eine Weile mit zugehaltenen Ohren. Dann hat man wenigstens Ruhe vor diesem ewigen Gedröhn, vor dem Anblick der auflodernden Flammen, der brennenden Häuser.

Im Hause hält man es nicht mehr aus. Auf der Straße glaubt man sich sicherer. Das ist natürlich ein Irrtum. Wenn dann irgendwo eine Häuserfront zusammenstürzt und Schutt und Steine durch die Luft wirbeln, rennt man doch wieder nach Hause, — rennt atemlos, den Kopf zwischen den Schultern eingezogen. — Zu dumm! —

Kiew, den 21. Januar 1918.

Eben habe ich lange mit Lula gesprochen. Wir sind uns klar, daß etwas geschehen muß. Dies Zuhause sitzen macht uns wahnsinnig. Das ewige Gezeter mit den Jungens, die heulenden Dienstboten, die schlaflosen Nächte.

„Wir haben die Pflicht, unsere brachliegenden Kräfte irgendwie nützlich zu verwenden. Im Hause benötigt uns keiner. Vielleicht kann irgendein Lazarett uns gebrauchen.“ Lula wurde richtig pathetisch.

Ich wußte jedoch durch „Stas“ schon Bescheid.

„Alle russischen Hospitäler, Krankenhäuser und Lazarette sind geschlossen; teilweise wegen Überfüllung,

teilweise, weil sie sich fürchten. Wenn sie jetzt die ukrainischen Verwundeten aufnehmen, so kann es nachher mit den Bolschewiken große Unannehmlichkeiten geben."

"Das ist gemein", sagte Lula. "Was tut denn die Zivilbevölkerung? Auf allen Straßen liegen Verwundete umher. Und die Toten können schließlich auch nicht wochenlang unbeerdigt bleiben." Sie deutet zum Fenster hinaus, wo schon seit zwei Tagen die Leiche eines alten Mannes lag. Er war offenbar beim Einsturz der Kirche tödlich getroffen worden.

Da fiel mir ein, daß ich weiter unten in unserer Straße an einem Eckhaus eine Rote-Kreuz-Fahne hatte wehen sehen. Sicher eine provisorische Verbandstation. Vielleicht konnten sie uns dort gebrauchen.

"Ich glaube, daß ist der berühmte Schwedendoktor. Er soll täglich mit seinem Auto in den Straßen umherfahren, — auch da, wo geschossen wird, und Verwundete auffammeln. Wahrscheinlich verbindet er sie dort. Wollen wir hin?"

Ich bin natürlich sofort bereit.

Gleich wollen wir losziehen. Lula versorgt nur noch die Jungens und instruiert Miß May. Die Tante wollen wir gar nicht erst unnütz beunruhigen.

Abends.

Verheulenes Schießen. Ich glaube, lange kann's nicht mehr dauern. —

Also wir waren beim Roten Kreuz an der Ecke. Es war richtig eine improvisierte Filiale des schwedischen Hospitals. Dr. Lundgren, der „Heldendoktor“, empfing uns sehr freundlich. Er ist mittelgroß, blond, rotbäckig, mit schnellen energischen Bewegungen. Er ist dauernd in Eile. Jetzt war er unrasiert, sein Kittel blutbespritzt;

tiefe Schatten um die Augen, als ob er nächtelang nicht geschlafen.

„Natürlich können wir Sie brauchen“, sagte er in schlechtem Russisch. „Aber nicht hier. Zum Verbinden sind Schwestern genug da. Sie müssen mit an die ‚Front‘, Verwundete einsammeln. Sie wissen, am Bahnhof. Der ist jetzt tote Zone. Die Ukrainer haben ihn schon geräumt und die Bolschewiken noch nicht besetzt. Leider sind meine Autos kaputtgeschossen, so müssen wir jetzt in Karren fahren. Mit diesen armseligen Pferdchen ist's kein Vergnügen. — Also gut, kommen Sie morgen früh um neun. Wenn möglich, bringen Sie Rote-Kreuz-Fahnen mit. Alte Bettücher zurechtschneiden. Was Rotes findet sich wohl auch im Hause zum draufmachen.“

Wir versprachen zu kommen und verabschiedeten uns. Unterwegs besprachen wir den Fall. Mit der „Front“ hatten wir eigentlich nicht gerechnet. Aber diesem Mann gegenüber zugeben, daß man sich fürchtet, — ausgeschlossen.

„Zu Hause sagen wir einfach, daß wir in der Verbandstation arbeiten“, beschließt Lula.

Es ging auch ganz glatt. Alles denkt ja doch nur an die bevorstehende Einnahme der Stadt.

In aller Eile haben wir drei ansehnliche Fahnen fabriziert. Miß May und Nini halfen auch noch mit.

Kiew, den 22. Januar 1918.

Ich bin totmüde und wie zerschlagen. Die Hände zittern, die Muskeln schmerzen. Aber ich will doch noch schreiben.

Heute morgen waren wir pünktlich an der Ecke. Vor

dem Hause standen schon 6 ukrainische Bauernfuhrer, je mit einem jämmerlichen Gaul bespannt. Stroh darin. Ferner Decken, Tragbahren, große Körbe mit Verbandstoff und Medikamenten. Zwei Studenten mit Rote-Kreuz-Binden am Arm machten sich an den Fuhrern zu schaffen. Dann kam der Doktor heraus und mit ihm vier Schwestern, die auch mitfahren sollten.

Der Schwede hatte heute einen reinen Kittel an. Auch rasiert war er. Er sah grenzenlos müde aus. Seinem Wesen merkte man das jedoch nicht an. Er trug keine Kopfbedeckung. Blonde Haarsträhnen wehten im Tauwind. Er lief hin und her. Schob hier etwas zurecht, ordnete dort etwas an.

Als wir aufbrachen, setzte sich unser Zug wie folgt zusammen:

Voran ein fahnentragender Jüngling zu Fuß. Hinterdrein die sechs Fuhrwerke. Auf jedem sitzt eine Schwester. Jeder Wagen ist mit einer Rote-Kreuz-Fahne geschmückt. Als Nachhut wieder ein fahnentragender Jüngling.

Wir fahren durch menschenarme Straßen dem Bahnhof zu. Heute wagt sich wohl ohne zwingenden Grund niemand hinaus. Das Schießen ist zu ungemütlich. Es ist merkwürdig, wie diese Stadt ihr Gesicht verändert hat. Fast alle Fenster glaslos. Auf den Straßen und Trottoirs eine Unmenge von Scherben, Holzsplittern, Trümmern. Oft müssen wir Umwege machen, weil eingestürzte Mauern den Weg versperrten. Wir begegnen ukrainischen Kosaken. Alberne Hampelmänner, mit ihren rot und blau betroddeiten Pelzmützen. Man hat eine Wut auf sie, weil sie unsere schöne Stadt nicht verteidigen können.

Am Denkmal von Bibikoff, wo die Straße scharf

nach links abbiegt, geraten wir unter Feuer. Schrapnell's. Irgendwo hinter uns zerplagen sie.

Unsere Kutscher halten. Weiter wollen sie nicht mehr. Der Doktor dirigiert die Gefährte in eine Seitenstraße. Hier sollen sie warten. Wir nehmen die Bahren und gehen zu Fuß weiter. Man bewegt sich ruckweise vorwärts von einem Baum zum andern. Im Gänsemarsch. Der Doktor voran. Nun kommandiert er „Halt!“

Da liegen Verwundete. Das Aufheben beginnt. Es ist schwer, sie auf die Bahre zu heben, und noch schwerer, sie zu tragen. Wir sind immer nur zwei für jede Bahre. Die Kniee zittern und die Arme schmerzen. Und noch etwas anderes ist da, an das man nicht denken mag. Aber es ist immer da: — Angst! —

Das Schießen hört nicht auf. Vom Denkmal herab weht unsere Fahne. Riesengroß. Aber das scheint auf den Feind keinen Eindruck zu machen. Der eine Student wird an der Schulter von einem Schrapnellsplitter verwundet. Er wird verbunden und nach Hause geschickt. Die Fahre soll Ersatz bringen.

Der Doktor beschließt, in das Lager der Bolschewiken zu gehen und um Waffenstillstand zu bitten. Als neutralem Ausländer würde man ihm nichts tun, meint er.

Er nimmt eine Fahne in die Hand und läuft los. Springt, rennt wie ein sporttrainierter Junge, dem Bahnhof zu. Als er schon weit ist, sieht man noch den weißen Kittel und die rotweiße Fahne leuchten.

„Werden sie ihm auch nichts tun?“ Ich wende mich an eine der schwedischen Schwestern.

Sie lächelt stolz. „Der ist kugelsicher.“

Während seiner Abwesenheit sollten wir zu den

Wagen zurückgehen und warten. Jedoch aus einem Hause ruft man uns an. Eine ältere Dame ist am Fenster.

„Helfen Sie mir. Ich habe hier einen Toten schon tagelang.“ Wir gehen hinauf in den 2. Stock, Lula, der eine Student und ich.

Die gute Dame hatte ein ukrainisches Bäuerlein, das vor ihrem Hause schwer verwundet worden war, mit ihrer Tochter zusammen in ihre Wohnung geschleppt. Ihm war nicht zu helfen gewesen. Bauchschuß. Er war bald darauf gestorben. Nun konnten sie den Toten nicht aus der Wohnung schaffen. Er lag in einem entlegenen Zimmer. Und doch war alles schon erfüllt von Verwesungsgeruch.

Die Arme war ganz außer sich. „Was sollte ich tun? Er schrie so entsetzlich unter meinen Fenstern. Viele Stunden lang. Die anderen Wohnungen sind alle leer. — Aber dann dieser furchtbare Geruch! Und gar keine Aussicht ihn wegzuschaffen.“ Sie bricht in Tränen aus.

Wir heben den Toten auf die Bahre und tragen ihn die Treppen hinunter. Unten faßt noch die eine schwedische Schwester an. Wir bringen die Leiche auf eine der Fuhren. Der Kutscher protestiert.

„Herrgott, so setzen Sie sich doch solange wo anders hin“, ruft der Student böse. „Ihretwegen können wir doch nicht die ganze Stadt verpesten lassen. Passen Sie auf, Sie kriegen noch die ganze Fuhre voll verwester Leichen!“ — Unangenehme Aussicht, — denke ich, denn es ist der Wagen, auf dem ich hergekommen.

Nach einer knappen halben Stunde sehen wir den Doktor in schnellem Lauftempo herankommen.

„Er hat in Schweden viele Preise als Langstreckenläufer gewonnen“, bemerkt die eine Schwester.

Jetzt steht er vor uns. Sein Atem feucht.

„Sie wollen nicht — die Hunde! Es gibt keinen Waffenstillstand! — Für sie gibt es kein Rotes Kreuz und kein neutrales Ausland. — Fast hätten sie mich dabehalten.“

Ich horche auf. Geht es nun zurück?

Nein, weiterarbeiten, trotz Schrapnells und Maschinengewehren. Ich vergesse sogar, mich zu ducken. Aber die Nerven reagieren unwillig auf das Blitzen und Krachen, auf das Heben und Schleppen der schweren Körper.

— Bald kann ich nicht mehr. — Die Armsehnen werden reißen. Unsinn. — Doch nicht schlappmachen? — Wie müßte man sich schämen vor diesem Mann, vor den anderen! —

Eben arbeite ich mit Lula zusammen. Ich sehe sie an. Wie mag ihr zumute sein? Sie ist nicht einmal so kräftig wie ich. Sie ist ganz davon in Anspruch genommen, einem Verwundeten einen Notverband zu machen. Der Arme stöhnt gräßlich.

„Lula, möchtest du nach Hause?“

Sie sieht kurz auf, nickt mit dem Kopf. Sagt dann lächelnd:

„Aber du weißt doch — nous n'aurons jamais le courage d'avouer notre lâcheté.“

„Das ist richtig. Wir sprachen ja erst neulich drüber. Wie viel leichter muß es für Menschen sein, die keine Hemmungen haben, ihre Angst zu zeigen, sie einzugehen.“

Mittags ist kurze Pause. Wir gehen zu den Fuhrwerken und „picknicken“ von den mitgebrachten Vorräten.

Der Doktor ist sehr zufrieden mit unseren bisherigen

Leistungen. Es funktioniert alles vortrefflich. Die Wagen fahren auf und ab. Bringen die Verwundeten zur Station, kommen wieder leer zurück.

„Diesen Stadtteil kriegen wir heute rein. Die paar Leichen nehmen wir ganz zum Schluß mit. — Schwester, wie wär's mit Ihnen?“ — Er sieht mich an. — „Kräftig sind Sie. Nervös wohl auch nicht. Angst vor nichts, natürlich? Ich helfe Ihnen nachher, dann tun wir all die toten Herrschaften auf Ihren Wagen. Einverstanden?“

— Ich nicke nur. — Was bleibt mir anders übrig? —

Zum Glück wird es früh dunkel. Nun, auch das Letzte, Schlimmste wird zu ertragen sein.

Der Doktor packt kräftig zu. — Ob der Mann nie müde wird? — Die Bahren sind auf einmal nicht mehr so schwer. Ich verspüre auch keinen Abscheu und Ekel vor den Toten. Die Angst vor den „lebendigen“ Maschinengewehren überwiegt. —

Nun soll es losgehen. Es ist schon fast dunkel. Mein Wagen ist der letzte. Das ist mir entsetzlich. Ich sage aber, es sei mir egal. Hochgetürmt sitze ich auf einem Leichenhaufen. Unendlich langsam bewegen wir uns vorwärts.

Plötzlich faust es in der Luft. Seitwärts an mir vorbei. Der alte Fahrer vor mir stößt einen Fluch aus. Dann sackt er in sich zusammen und gleitet vom Wagen.

Ich will rufen und vermag es nicht. Der Wagen, der vor mir fährt, ist auch schon weit. Das Pferd kehrt sich an nichts. Die Zügel sind hinabgeglitten. Es geht seinen langsamen Schritt weiter.

— Ich muß anhalten. — Nach dem Mann sehen. — Vielleicht ist ihm zu helfen. —

— Ich vermag es nicht. — Es ist wie eine Lähmung

meiner Willenskraft. — Ssssst, — wieder eine Kugel.

Eisiges Entsetzen schüttelt mich. Angst. Angst.

Mein eigenes Ich ist wie ausgelöscht. Auch mein Wollen und Handeln vermag ich nicht zu kontrollieren.

Nur ein Gefühl beherrscht mich: — Angst! —

Es ist eine Angst, wie ich sie noch nie empfunden habe. Ich sehe mich selbst auf dem Wagen sitzen, allein im Finstern. Neben all den Leichen. Ich sehe das Pferd, die schleifenden Leinen, sehe das Blitzen der Schüsse. Ich sehe das irgendwie innerlich. In Wirklichkeit sind meine Augen geschlossen.

Und dann geschieht das Unfaßbare. — Mit eiserner Kraft ziehen meine Hände, von jener Angst getrieben, die toten Körper zur Seite. Zerrren, schieben die steifen Gliedmaßen, reißen an blutverklebten Kleiderfetzen.

Selbst grabe, wühle ich mich hinein in diesen übelriechenden Haufen, bis ich es auf mir lasten fühle mit eisiger Schwere, bis ich den widerlichen Verwesungsgeruch dicht über mir und um mich verspüre. — Massengrab . . . der Schatten eines Gedankens. —

Und dann empfinde ich nichts mehr als das jagende, dröhnende Pochen des eigenen Herzens. Meines Herzens? — Nein, es ist wie etwas außerhalb meiner selbst. Es ist wie eine dumpfe Trommel, die neben mir — unabhängig von mir — von irgend jemandem geschlagen wird. Von wem? Von der Angst! Dies ist die Trommel der Toten, denke ich.

Gedämpft, wie in weiter Ferne, höre ich es krachen. Schüsse! — Aber ich bin ja nicht mehr auf der Welt . . . Tief unten begraben. —

Es scheint mir so, als ob einer der schweren Körper sich über mir bewegte, — zuckte. Dann entgleitet

mein Gegenwartsbewußtsein in undurchsichtiges Dunkel.

Das Nächste, was mir dann wieder zum Bewußtsein kommt, ist, daß der Wagen stillsteht. Die atembeklemmende Last wird von mir gehoben.

„Da ist sie ja“, höre ich eine Stimme über mir. Der Schein einer Laterne blendet mich. Ich sehe die blauen Augen des Schweden über mir.

„Wie sind Sie bloß da drunter gekommen?“ höre ich ihn fragen.

Antworten kann ich noch nicht.

Ich sammle meine steifen Glieder unter die Herrschaft des sich wieder einstellenden Willens. Man hilft mir. Ich klettere vom Wagen. Lula steht neben mir.

„Der Kutscher“, fällt mir ein, — „ich muß zurück, nach ihm sehen.“

„Nein, Sie bestimmt nicht.“ Der Doktor gibt Anweisungen.

„Gehen Sie einen Augenblick hinein.“

Ich sitze in der Verbandstation in einer Ecke. Gehe hin- und hereilende Schwestern. Gehe Verwundete auf Bahren. Gehe all das wie im Traum. — Ich muß nach Hause —, denke ich.

Der Doktor kommt herein.

„Wissen Sie, Schwester, daß die obersten Leichen auf Ihrem Wagen mehrere frische Kugelwunden haben. Jenen armen Teufeln haben Sie vielleicht Ihr Leben zu verdanken.“

— Und der Angst —, denke ich, die statt meiner handelte.

Der ausgeschiedte Wagen kommt zurück und bringt den toten Kutscher. Rückenschuß, mitten durchs Herz.

Als wir fortgehen wollen, fragt der Doktor: „Kom-

men Sie übermorgen wieder? Morgen fahren wir nicht hinaus."

Ich sehe Lula an. „Wir werden kommen“, sagt sie.

„Wir werden kommen“, wiederhole ich.

— Und jetzt, während ich diese Worte schreibe, weiß ich sicher, daß ich nicht hingehen werde. —

Kiew, den 23. Januar 1918.

Die Portiersfrau von nebenan hat mir verraten, wo es einen erreichbaren Brunnen gibt. So werden die abendlichen Expeditionen zum Dnjepr jetzt aufhören. Gott sei Dank! Mir scheint, daß dann das Leben um ein Beträchtliches angenehmer werden könnte. Wie genügsam man wird! Vielleicht kann man einem Gefängnisdasein auch einen gewissen Reiz abgewinnen.

Das Schlimmste finde ich ja, daß man aus dieser Mausefalle Kiew nicht hinaus kann. Absolut ein- und abgeschlossen! Man vergißt fast, daß es überhaupt noch eine übrige Welt gibt. Was mag dort vor sich gehen? Hier können wir verhungern, erschossen werden oder verbrennen, und niemand wird etwas davon erfahren. Erst viel, viel später vielleicht.

In das große Eckhaus an der Nikolajewskaja hat es eingeschlagen. Volltreffer. Jetzt ist es nur noch ein wüster Trümmerhaufen. Unzählige sind umgekommen. Auch ein Teil der „Kellerleute“. Einige sind noch rechtzeitig durch die Fenster auf die Straße gekrochen. Ein bekanntes Ehepaar von Madame Dstrowska war unter den Entkommenen. Sie erzählten von einer dicken Dame, die die verzweifeltsten Anstrengungen gemacht, durch das Kellerfenster zu klettern. Es sei aber viel zu schmal gewesen. Sie konnte nicht durch. So ward die Arme ein Opfer ihrer Leibesfülle.

Unsere Lichte gehen zu Ende. In der ganzen Stadt werden keine mehr verkauft. Wie wird es sein, wenn man von 4 Uhr an im Dunkeln sitzen muß? — Miß May meint, dann bliebe immer noch Spiritismus. Aber ich kann mir nicht denken, daß die Geister zur Zeit ein großes Interesse haben werden, mit einer Erde in Verbindung zu treten, die sich so schauderhaft schlecht benimmt!

Kiew, den 24. Januar 1918.

Es heißt, daß die Ukrainer die Stadt räumen. Das Gros hat sich schon jenseits des Dnjepr in Sicherheit gebracht. Noch wird aber immer weiter tüchtig geschossen. Jedenfalls ist es nur noch eine Frage von Tagen, und wir haben die Bolschewiken hier. Ich versuche es mir vorzustellen, wie einem zumute sein wird, wenn auf einmal Stille ist, — keine Kanonen mehr krachen. Aber dazu reicht meine Phantasie nicht aus. Eine Nacht mal wieder richtig schlafen können . . . Herrlich! Und wenn es auch Bolschewismus bedeutet. Schlimmer als jetzt kann es einem doch eigentlich gar nicht gehen.

An die Bartholomäusnacht glaube ich nicht. Man hängt doch kolossal am Leben. Ich wenigstens. Es wäre mir höchst fatal, jetzt abgeknackt zu werden. Man möchte noch so viel tun und erleben. Vor allen Dingen reisen.

Dunkel Pawel sagte neulich: „Auf dem Totenbett werden mich nur zwei Dinge quälen: Das Bedauern um die Länder, die ich nicht gesehen und um die Sünden, die ich nicht begangen habe.“ Ersteres kann ich unterschreiben. Wegen der Sünden bin ich nicht ganz sicher.

Die tollsten Kuhhändler zeitigte diese Zeit. Man tauscht alle möglichen und unmöglichen Dinge. „Stas“,

der Afket, der kaum etwas ißt, gibt Mehl, Erbsen und Grütze für Meißner Vasen und böhmischen Kristall fort. Kunstliebhaber, die keine materiellen Bedürfnisse haben, können jetzt wertvolle Gemälde und Antiquitäten für ein „Butterbrot“ im wahrsten Sinne des Worts erstehen.

Wir haben heute Tante Veras Schmucksachen verborgen. In die Polstermöbel und hinter Bilder gesteckt. Auch Geldscheine wurden an den unwahrscheinlichsten Stellen aufbewahrt. Ich glaube nicht, daß die Bolschewiken irgend etwas finden können, — wir aber, fürchte ich, später einmal auch nicht alles!

Ich bin mit derlei Schätzen nicht belastet. Meine und Harrys Wertsachen ruhen (oder richtiger ruhten) im Case einer Rigaschen Bank. Vor Anmarsch der Deutschen wurden alle Banken ins Innere evakuiert. Und jetzt? Chi lo sa! Jedenfalls braucht man sich augenblicklich damit nicht den Kopf zu zerbrechen. Diesbezügliche Dispositionen hat einem das Schicksal hilfsbereit aus der Hand genommen.

Unsere ausländischen Freunde empfinden dies Eingeschlossensein als große Beleidigung. Fürchten tun sie sich natürlich auch. Nur Monsieur Wykhovs, der Gläme, kümmert sich um nichts und schreibt weiter an seinem Gedichtband.

Ich war übrigens heute nachmittag doch noch beim Schwedendoktor an der Ecke. Irgendeine Erklärung war ich ihm schließlich schuldig für unser Nichterscheinen heute früh. Ich sagte ihm, Onkel und Tante hätten ihrer Tochter und auch mir die Arbeit an der „Front“ kategorisch verboten (was auch stimmte). Er hatte volles Verständnis und meinte, daß ich ja auch das erstemal gleich etwas reichlich viel abbekommen hätte. Er will

jetzt übrigens nur ganz kurze Fahrten durch die Straßen machen. Die eine von seinen Schwestern ist schwer verwundet worden.

Kiew, den 25. Januar 1918.

Die Kanonen schweigen. Dafür tobt überall der Straßenkampf. Es scheinen doch noch Ukrainer da zu sein, die sich zur Wehr setzen. Maschinengewehre und Flintenschüsse. In unserer Straße war es heute früh besonders heftig. Schließlich kam ein vollbesetztes Auto mit Bewaffneten langsam dahergefahren. Bolschewiken? Wir sahen durchs Fenster, wie ein Mann, der auf dem Trittbrett stand, plötzlich die Arme weit ausbreitete und hintenüber auf die Straße fiel. Von irgendwoher pfiffen Kugeln. Das Auto hielt nicht einmal, sondern fuhr eiligst davon. Der Getroffene war scheinbar tot. Er rührte sich nicht. Nun liegt er in der gleichen Stellung immer noch vor unserem Hause. Nur sein Gewehr hat jemand fortgeholt.

Kiew, den 26. Januar 1918.

Als ich heute früh aufwachte, war es still. Selbst Maschinengewehre waren nicht zu hören. Zum Morgentee besprachen wir die Lage. Die Bolschewiken hatten offenbar Besitz von der Stadt ergriffen. Was nun weiter?

Lula und ich zogen unsere Schwesternkleider an und beschlossen einen Erkundungsgang zu unternehmen. Den Alten wurde natürlich nichts gesagt. Wir waren in nervös-ausgelassener Stimmung. Die plötzliche Stille machte uns betrunken.

In den Straßen war es unheimlich leer. Überall lagen Leichen umher. Es sah überhaupt wüst aus. Auf dem

Kretschtshatik trafen wir einen Trupp von 6 Soldaten. Sie waren gut angezogen. Uniform, Stiefel tadellos. Aber bewaffnet wie die Räuberhauptleute. Mehrere Säbel umgehängt, Gewehre. Patronengürtel, Maschinengewehrbänder, Handgranaten. In jeder Hand einen Revolver.

„Also das sind Bolschewiken“, sagte Lula.

„Wie die wandelnden Arsenale.“

Einige Schritte vor uns geht ein Mann in zerrissener Offiziersuniform, natürlich ohne Achselstücke und Kokarde. Der Trupp der Sechs hält ihn an, fragt ihn etwas. Er präsentiert seinen rosa Zettel (Bescheinigung, daß er dem ukrainischen Heer angehört). Der eine der Bolschewiken sieht flüchtig auf das Papier, hebt dann seinen Revolver und gibt schnell hintereinander zwei Schüsse auf den Mann ab. Der sinkt in sich zusammen und bleibt liegen.

„Was tun die? — Wie entsetzlich!“

„Sie haben den Mann einfach niedergeschossen.“

Wir fürchten uns auf einmal. Laufen über die Straße hinüber auf die andere Seite.

„Werden Sie es merken und uns nachkommen?“

Nein, die sechs beachten uns gar nicht. Sie gehen weiter den Kretschtshatik hinauf. Noch zweimal hören wir Revolverschüsse.

„Die schießen jeden tot, der einen ukrainischen Militärausweis hat.“

„Und niemand weiß das. Wir müssen wenigstens unsere Bekannten warnen.“

Wir biegen um die Ecke und gehen zum Hotel Continental. Dort wohnen viele Offiziere, die wir kennen, auch der rumänische General.

Die große Hotelhalle ist leer von Menschen. Aber

eine Unmenge Gepäck steht unordentlich umher, — theils geöffnet, theils halb ausgepackt, der Inhalt rings umher auf dem Boden verstreut.

Wir gehen zum Portier. Der ist damit beschäftigt, eine Menge von Schlüsseln an die schwarze Tafel zu hängen. Er kennt uns beide, tut aber jetzt ganz fremd. Wir fragen ihn etwas. Er antwortet nicht.

Kurz vor der Treppe treffen wir Pierre, den Oberkellner. Wir halten ihn an, fragen:

„Was gibt es bloß, Pierre? Ziehen alle Gäste aus?“

Er starrt uns an mit ganz leeren überwachten Augen.

„Sie sind schon ausgezogen“, stößt er hervor und stürmt an uns vorbei.

Langsam steigen wir die Treppe zum ersten Stock hinauf.

In den Korridoren liegen gleichfalls verstreute Gepäckstücke umher. Die meisten Türen stehen weit offen. Die Zimmer sind leer. Kleidungsstücke in unordentlichen Haufen am Boden. Die Betten sind ungemacht.

Wir kommen zur Zimmernummer des Generals. Auch hier ist die Tür geöffnet. Der Rumäne sitzt am Tisch, die Arme aufgestützt, den Kopf in den Händen vergraben.

„Bon jour, mon Général.“

Er sieht auf. Schweigt. Sein Blick ist der eines Mannes an der Grenze des Irreseins.

Wir gehen näher heran, schließen die Tür hinter uns. Ich nehme seine Hand. „Sprechen Sie, um Gottes willen, was ist geschehen?“

Sein Kopf sinkt wieder auf die Arme nieder. Der General schluchzt wie ein Kind.

Es ist entsetzlich, — entsetzlich! Man hat sie alle hinausgeführt aus ihren Zimmern — in den Hof — und

dort erschossen. Es waren einige hundert. — Sie mußten vorher noch ihre Sachen packen, schnell, irgendwie. — Man gab ihnen kaum Zeit, sich notdürftig anzukleiden. Manche hatten nur einen Mantel übergeworfen. Und dann hat man sie draußen erschossen. Mit Maschinengewehren. Sie hatten keine Zeit sich zu besinnen. Und hatten ja keine Waffen. Ich habe alles mitangesehen von meinem Fenster und mitangehört. — Mich hat man allein übriggelassen, weil ich Ausländer bin. ‚Vorläufig‘ — haben sie gesagt. Und überall draußen steht das Gepäck umher. Ich traue mich nicht aus meinem Zimmer. Ich kann das nicht sehen! Alle diese Handkoffer und Taschen, die sie eben noch gepackt haben mit ihren eigenen Händen. — Jetzt sind sie tot, — alle, alle!“

Ein fassungsloser alter Herr sitzt vor uns. Wir können ihn hier nicht lassen. Und während Lula auf ihn einredet, mit uns zu kommen, denke ich an alle unsere Bekannten, die hier gewohnt haben, — von denen der eine oder andere vielleicht noch vor wenigen Tagen bei uns gewesen. Und nun, — alle tot!

Es ist so schwer zu begreifen. Vielleicht sind doch einige unter ihnen entkommen.

Ob wir in den Hof gehen sollen und unter den vielen Toten nach unseren Freunden suchen?

Nein, ich kann es nicht. Nicht einmal ans Fenster mag ich gehen.

Der General hat sich erhoben. Jetzt erst bemerke ich, daß er in Zisil ist. Er ist bereit, mit uns zu gehen. „Das Gepäck lasse ich später holen.“

Beim Wort „Gepäck“ fahren wir alle drei zusammen. Warum ist es bloß so furchtbar, an all diese unzähligen herrenlosen Koffer zu denken?

Ohne rechts und links zu sehen, gehen wir schnell durch den Flur und die Treppe hinunter. Unten hat sich nichts verändert.

„Der Portier ist ein Hund“, sagt der Rumäne — „er hätte sicherlich einige retten können, — warnen. Sie schliefen ja noch alle.“

Durch die menschenleeren Straßen gehen wir langsam nach Hause. Einmal nur werden wir von Bolschewiken angehalten. Sie fragen den General nach seinen Papieren. Er zeigt seinen rumänischen Paß. Man läßt ihn gehen.

In der Schitomirskaja treffen wir einen uns bekannten Rittmeister. Er hat alte Soldatenkleider an, geht sehr schnell.

„Ich gehe zu meiner alten Waschfrau, mich verstecken. Sie will mich aufnehmen. Es heißt, daß alle früheren Offiziere erschossen werden sollen.“

„Haben Sie Ihren rosa Zettel noch, Piotr Juljewitsch?“

„Ja.“

„Geben Sie her.“

Ich nehme den Zettel schnell, sehe mich um, zerreiße ihn in kleine Fetzen. Der Wind trägt sie fort.

„Ja aber, das ist doch mein Ausweis. Den brauche ich.“

„Die Erklärung kommt später einmal. Jetzt machen Sie, daß Sie in Ihre Kellerwohnung kommen.“

Er läuft davon.

Den ganzen Tag kamen Leute uns besuchen und erzählten neue Greuelthaten der Bolschewiken. An den Litfaßsäulen hängen große Anschläge, die Bevölkerung solle freiwillig alle Waffen ausliefern. Das Verstecken von Waffen würde mit dem Tode bestraft.

Es ist immer noch still. Gegen Abend vergraben wir Onkel Pawels Offizierssachen und Wladias Kadettenuniform im Keller.

Stündlich erwarten wir Hausfuchungen.

Kiew, den 29. Januar 1918.

Im Familienrat ist beschlossen worden, unsere Waffen nicht abzuliefern, sondern gleichfalls zu verstecken.

„Die werden uns vielleicht noch sehr gelegen kommen“, meint Onkel Pawel.

So wurden denn die drei Gewehre (2 Schrotflinten und eine Büchse) auf die Portierenstangen über den Türen getan. Bei den hohen Zimmern war das eine tüchtige Kletterpartie. Wegen der kleinen Simse vorn an den Stangen kann man von unten absolut nichts von den Gewehren sehen. Die Revolver wurden an den verschiedensten Orten versteckt. Über einen geeigneten Platz für meinen geliebten Smith & Wesson habe ich lange nachgedacht. Schließlich kam er in den Badeofen, tief nach hinten. Nach vorn tat ich verkohlte Holzreste usw.

Jetzt mögen sie kommen, die Bestien!

Die Spitzen der Bolschewikenregierung sollen sich im Schloß niedergelassen haben. Das Oberhaupt ist der berüchtigte Murawioff. Die Aufrufe an die Zivilbevölkerung klingen sehr schön. „Geordnete Zustände“ werden versprochen. Die Stadt soll sofort neu verproviantiert werden. Alle Läden haben den Befehl zu öffnen.

Kiew, den 30. Januar 1918.

Zimmer noch keine Hausfuchung bei uns. Wir haben gehört, daß alle Schwestern in die Rote Armee eingezogen werden, so haben wir schleunigst unsere Uniformen verschwinden lassen.

Eben war Madame Ostrowska von oben hier. Ganz aufgelöst. Man hat ihren Sohn fortgeholt. Eine Abteilung von vier schwerbewaffneten Bolschewiken ist heute früh $\frac{1}{2}5$ in die Wohnung eingedrungen und hat ihn mitgenommen. Sie war vorher so sicher, alles „kompromittierende“ Material vernichtet bezw. versteckt zu haben. Aber die Leute stellten eine gründliche Untersuchung an und fanden in einem Schreibtischfach zwei seiner Orden.

„Sie werden ihm doch nichts tun?“ fragt sie immer wieder.

„— Wer kann es sagen?“ —

Ich versprach, heute nachmittag auf die Suche mit ihr zu gehen. Bis jetzt scheint man Frauen nichts zu tun. Vielleicht wird der Junge noch irgendwo gefangen gehalten.

Abends.

Wir waren mit Madame Ostrowska zuerst im Schloß. Man führte uns gleich in den großen Saal. Ein wüstes Bild. Waffen, halboffene Kästen mit Papieren und Broschüren. Zerbrochene Möbel. Leere Flaschen. Es war offenbar stark gezecht worden. In einer Ecke hieb ein Kerl auf den Flügel ein, daß die Saiten klirrten.

Man ließ uns lange warten. Dann sprach ich mit einem intelligent aussehenden Juden. Er war sehr höflich. Bedauerte den Fall und sagte er würde nachforschen lassen. Wir sollten doch auch im Theater nachfragen, wo ebenfalls Gefangene gehalten würden. Ein Mann, der am Tisch saß und schrieb, grinste höhnisch, sagte aber nichts. Draußen im Hof hörte man plötzlich eine Menge Schüsse krachen. Revolverschüsse. Ich

dachte an das Continental Hotel. Bloß fort von hier! Es war alles so widerlich und beängstigend.

Im Theater fanden wir natürlich auch keine Spur von Dstrowsky. Heute liegen keine Leichen mehr in den Straßen, wohl aber in den Squares und Parkanlagen.

Ich versprach der völlig gebrochenen Mutter, ihr auch in den nächsten Tagen weiter beim Suchen zu helfen. Selbst habe ich natürlich gar keine Hoffnung.

Als ich nach Hause kam, erzählte mir Miß May sehr aufgeregt, daß die erste „Haussuchung“ gewesen sei. Nur zwei Mann. Sie hätten sich alle Zimmer angesehen, nach Waffen gefragt, sich etwas Geld geben lassen und wären dann ganz friedlich wieder abgezogen.

Marussia kam kurz vor dem Abendessen, verummmt wie eine Bäuerin. Sie sagte, man dürfe keine guten Sachen und Schuhe anhaben. Zwei Bekannten von ihr seien die Pelzjacken auf der Straße abgenommen worden, ebenso die Überschuhe. Sie erzählte auch entsetzliche Einzelheiten über die Massenerschießungen von Offizieren. Da ihre Eltern in einem Flügel des kaiserlichen Palais, das jetzt den Bolschewikenstab beherbergt, ihre Dienstwohnung haben, so können sie durch die Fenster auf den Hof sehen.

Die unglücklichen Opfer müssen erst ihr eigenes Grab graben, sich dann bis aufs Unterzeug ausziehen und neben die Grube an die Erde legen. Dann gehen mehrere Kerls die Reihen hinunter und knallen sie mit dem Revolver ab. Nachher werden sie in die Gruben geworfen. Manche sollen sich noch bewegen.

„Wiesiele unserer Bekannten mögen darunter sein“, sagte Marussia. Wir können sie von unseren Fenstern aus nicht erkennen.“

Kiew, den 31. Januar 1918.

Es sollen schon über 2000 von unseren Offizieren umgebracht sein. Ohne Gericht und Aburteilung werden sie einfach niedergeschossen. Viele von den Offiziersbur-schen sollen mit ihren Herren in den Tod gehen. Die treuen Seelen!

Es heißt, daß die Vertreter der Zentralrada (ukrainische Regierung) zu den Deutschen gegangen seien, um sie um Hilfe gegen die Bolschewiken zu bitten. Den Deutschen ihrerseits soll daran gelegen sein, Frieden mit der Ukraine zu schließen und die Bolschewiken hier heraus zu haben, weil sie Getreide kaufen wollen.

Wenn das bloß wahr wäre! Aber ich fürchte, es sind nur Gerüchte, die jeder Bestätigung entbehren.

Unterdessen häufen sich die Greuelthaten. Die Fürstin Stranfsky war gestern hier. Ihre Tochter Tania ist kaum ein Jahr mit Rittmeister Panin verheiratet. Sie wohnten alle drei zusammen. Gestern früh nun haben sie Panin fortgeholt, Tania, die sich am Mann festgeklammert hatte, wurde in brutalster Weise zurückgestoßen. Und dann, kaum zwei Stunden später, kamen vier andere Kerls und brachten Panins Leiche mit. Der eine nannte sich „Kommissar“, ließ sich bei Tania melden und sprach ihr in höflichster Weise sein Bedauern darüber aus, daß leider ihr Mann infolge einer unglücklichen Verwechslung *versehentlich* erschossen worden sei!

Ich habe die Fähigkeit verloren, mich zu entsetzen. Man wird allmählich stumpf und lebt nur so von einem Tag zum anderen. Ich warte auch auf nichts mehr. Was sollte wohl noch Erfreuliches passieren?

Kiew, den 1./14. Februar 1918.

Heute haben wir statt des 1. den 14. Februar. Ein großer Sprung nach vorn! Die Bolschewiken haben dekretiert, daß unser julianischer Kalender kurzerhand durch den gregorianischen zu ersetzen sei. Das einzige Vernünftige, was sie sich bisher ausgedacht haben. Dieses Umrechnen war immer höchst unbequem. Eben erscheint einem diese Reform allerdings recht sinnlos, da man ja von den übrigen Ländern Europas absolut abgeschnitten ist. Unter der Zarenregierung war übrigens auch häufig von solch einem Kalenderwechsel die Rede gewesen, aber die Kirche hatte sich dem stets heftig widersetzt. Wie viele arme Heilige wären dann um ihre Ehrentage gekommen!

„L'emprisonnement pèse sur moi.“ Wann wird man wohl wieder einmal über die Grenze huschen können? Vielleicht in nicht allzu weiten Fernen. Und doch — es wird mir trotz allem schwer fallen, dieses unedle Land zu verlassen. Vielleicht habe ich persönlich hier noch zu wenig erlitten. Oder liegt es an meinem slawischen Blut?

Schließlich hat man auch viel Schönes, Angenehmes und Lustiges hier erlebt und ist mit bleibenden Erinnerungen versorgt. All die vielen Menschen, die in den letzten 3½ Jahren mein Leben gekreuzt haben! Im großen und ganzen habe ich viel Verständnis und Sympathie für den russischen Typ als solchen mit seiner großzügigen, weichen, mystischen begabten Natur. Jetzt zieht es mich fort von hier, und doch — wenn ich mich einmal wieder in „geordneten deutschen Verhältnissen“ befinde, wird sicherlich das Heimweh über mich kommen. Das Heimweh nach dem a l t e n Rußland, mit seiner

Eleganz und Nonchalance, seiner Platzverschwendung und mystischen Verträumtheit. Das alles ist nun wohl für unsereins vorüber.

Abends.

Ich habe die Leiche des jungen Ostrowsky gefunden! Die Mutter hatte mich zum Glück diesmal nicht auf meiner Suche begleitet.

Vom Kaufmannsgarten aus war ich zum Flußufer hinuntergegangen. Ich hatte gehört, daß dort viele Erschossene lägen. Das stimmte auch.

Ich sah jeden Toten genau an. Auf einmal stand ich vor Ostrowsky. An seiner ungewöhnlichen Länge und dem blonden Haarschopf erkannte ich ihn zuerst. Die Oberkleider und Stiefel fehlten natürlich. Er lag gerade ausgestreckt auf dem Rücken, die Hände zu Fäusten geballt. Schußwunden in Brust und Bauch. Ich suchte nach irgendeinem Andenken, für seine Mutter. Es war aber nichts da.

Auf dem Nachhauseweg habe ich lange hin- und hergedacht. Dann entschloß ich mich, ihr nichts zu sagen. Ist nicht der leiseste Hoffnungsschimmer immerhin besser als grauenhafte Gewißheit? Außerdem könnte sie ihn doch nicht von dort fortschaffen oder ihn beerdigen lassen.

Ich verließ die Parkanlagen durch den anderen Ausgang. Dort kam ich an einem Lastauto vorbei, das die umherliegenden Leichen auflud. Ich sah, wie vier Leute gerade einen toten Körper an Füßen und Schultern packten, ein paarmal hin- und herschwenkten und dann hinausschleuderten auf den schon vorhandenen Haufen. Oben auf dem Auto standen zwei Kerls und trampelten diese Masse Menschenfleisch fest, um recht viel Platz zu schaffen.

Das war wohl die von den Bolschewiken in ihren ersten Aufruf so schön verkündeten „sanitären Maßnahmen zur Säuberung der Stadt“. Ob für Ostrowsky in diesem Kamion noch Platz gewesen ist?

Auf dem Nachhauseweg traf ich eine Gruppe von 6—8 Offizieren, die unter starker Bewachung in der Richtung zum Palais geführt wurden. Ich ahnte, — das bedeutete Erschießen.

Unter ihnen sah ich beim Näherkommen ein bekanntes Gesicht: Pan Bronsky, der elegante Pole, Leiter der Automobilkolonnen im Anglo-Russischen. Bronsky war auch jetzt tadellos gekleidet, rasiert und geschheitelt. Er trug weder Mütze noch Mantel.

Ich ging vom Trottoir auf die Straße, so daß ich ganz dicht an den Zug herankam. Er bemerkte mich und lächelte.

„Ma dernière promenade“, sagte er leise.

Ich konnte nichts erwidern; es schien mir unfassbar, daß dieser fröhliche, lebensbejahende Mensch vielleicht schon in einer Stunde tot sein würde.

„Un peu froid, — ces diables m'ont enlevé mon pardessus. — Adieu Madame.“

„Adieu“, — fast hätte ich „au revoir“ gesagt.

Einer von der Eskorte schob mich zur Seite. „Es ist verboten, mit den Gefangenen zu sprechen“, sagte er drohend.

Kiew, den 16. Februar 1918.

Große Freude heute! — Ich traf Pan Bronsky in der Schitomirskaja Straße. Immer noch ohne Mütze und Mantel, lief er eilig mit seinen federnden Schritten, die Hände in den Hosentaschen dahin. Ich traute meinen Augen nicht.

„Pan, — Sie!“

„Ja, denken Sie sich, ich bin entkommen! Vorgestern schleppte man mich mit den anderen zum Schloß. Dort mußten wir eine Weile warten. Auf einmal fällt mir ein, daß ich noch allerhand in den Taschen habe. Ich suche in meinen Papieren und finde den Paß eines der englischen Autoführer. Mein eigener Paß war Gott sei Dank nicht dabei Als wir dann zum ‚Verhör‘ geführt werden, schlage ich kolossalen Krach. Ich sei Engländer, Mitglied der Sanitätsmannschaft des Anglo-Russischen Hospitals, stände unter dem direkten Schutz der englischen Botschaft in Petrograd, — hier sei mein Paß. Niemand hätte das Recht, mich zu arretieren oder abzuurteilen.

Die Wirkung war momentan. Mit vielen Entschuldigungen und irgendwelchen dummen Erklärungen wurde ich entlassen.

Etwas peinlich war es mir allerdings den Kollegen gegenüber. So ähnlich, als ob man beim Kartenspiel im privaten Kreise Unsummen gewinnt und dann sofort ‚kalte Füße‘ bekommt und sich empfiehlt. Die übrigen waren alle Offiziere, keine Hoffnung daß sie freikommen. Im Hinausgehen hörte ich noch, wie dieses ‚Verhör‘ vor sich geht.

„Name?“

„Goundso.“

„Offizier?“

— Unsicher: „Nein.“

„Ausweispapiere?“

— Schweigen. — Die ukrainischen rosa Zettel sind natürlich längst vernichtet. —

„Erschießen! — Den Nächsten vorführen.“ —

Der Pan erzählt mir noch, daß das Anglo-Russische

Hospital irgendwo unterwegs bei dem Abmarsch aus Dorohoi von den Bolschewiken angehalten und vollständig ausgeplündert worden sei. Auch sämtlichem Personal (einschließlich Lady Printon) habe man Kleider und Sachen abgenommen. Ich muß auf einmal an die hohen braunen Stiefel der Lady denken und kann mich einer gewissen Schadenfreude nicht erwehren. Die „Spionin“ habe ich ihr nicht verziehen!

Wir verabschieden uns. Diesmal darf ich es sagen, und ich sage es mit Inbrunst: „Auf Wiedersehen!“ —

In der Stadt geht das Gerücht, daß der Friede mit Deutschland und Österreich von der bolschewistischen Regierung unterzeichnet sei. —

Kiew, den 16. Februar 1918.

Heute war Haussuchung bei uns. Alles wurde durchstöbert. In meinem Zimmer stehen die alten Koffer und Wäschekörbe. Zum Glück war nur Schund darin. In denen haben die Brüder über eine Stunde herumgewühlt.

Es waren ihrer vier. Ich bot ihnen Geld an. Aber sie lehnten es ab. Sie taten ihre Pflicht und ließen sich nicht bestechen. Mir wurde recht ungemütlich zumute. Die beiden Cousinen waren nicht zu Hause. Tante Vera lag zu Bett. Die Jungen, Onkel Pawel und den rumänischen General hatte ich noch rechtzeitig über die Hintertreppe nach oben geschickt. Miß May kam zum „Führen“ nicht in Betracht, da sie kein Russisch kann.

„Zeigen Sie uns die ganze Wohnung.“

Wir zogen los. Ich voran. Meine Wut war so groß, daß man mir, glaube ich, die Aufregung nicht anmerkte.

An die versteckten Waffen versuchte ich nicht zu denken. In unangenehmer Weise wurde ich jedoch daran erinnert. Die Kerls wiesen mich darauf hin, daß jede

entdeckte Waffe meine sofortige Erschießung zur Folge haben würde.

Zwei Revolverläufe waren dauernd auf meinen Rücken gerichtet.

Es ging alles gut. Hauptsächlich guckten sie unter die Sofas und Betten und fuhren mit den Händen in die Polstermöbel. Da war aber nun gerade gar nichts zu finden. Manchmal sahen sie prüfend nach oben. Friedlich schlummerten unsere Flinten auf den Portierenstangen.

Das dicke Ende war natürlich das Badezimmer. Die Ofentür wurde geöffnet. Der eine Soldat sah hinein.

Ganz objektiv stellte ich fest, daß meine Kniee ein wenig zitterten. Zugleich wünschte ich sehnlichst, doch diese Vier wie die Heze in Hänsel und Gretel in den Ofen schieben zu können und die Tür hinter ihnen zu verrammeln. Ich stellte Berechnungen an, wie groß dann wohl die Ofentür sein müßte.

„Ach komm, hier ist ja gar nichts.“

„Wer weiß, — Ofen sind beliebte Verstecke.“

„Aber du siehst ja, hier ist erst kürzlich Feuer gemacht worden.“

— Smith & Wesson, Smith & Wesson, — singt es mir in den Ohren. Wie weit muß der Bolschewik seinen Arm in den Ofen stecken, um ihn zu finden? Bis zum Ellbogen? — Bis zur Schulter?

Er steckte ihn aber nicht mal bis zum halben Unterarm hinein. Dann hieß es: „Weiter!“

Nachher dauerte es nicht mehr lange. Schränke, Kommoden wurden aufgemacht, durchwühlt. In Dunkel Pawels Schreibtischfächern fand sich nichts, was sie interessierte, außer einer roten Schleife. Wladia war besonders stolz auf diesen Trick gewesen. Daß sie uns deshalb für Bolschewiken hielten, möchte ich bezweifeln. Als

sie sich zum Weggehen anschickten, ließ ich ihnen noch schnell von Mascha in der Küche Tee und Brot mit Speck servieren, — anstelle des ausgeschlagenen Geldes.

Mascha war ungemein verschüchtert. Aber die Speisung ging glatt und schnell vonstatten. Einige Wodka-taten das ihrige dazu, daß nachher nicht weitergesucht wurde.

Endlich verzogen sie sich. Die Tante war sehr erleichtert, daß man nichts von ihrem Schmuck gefunden. Ich muß sagen, daß mir die Waffen schwerer im Magen gelegen hatten!

Ein bolschewistisches Käseblättchen erscheint jetzt hier. Darin steht unter anderem, daß Friedensverhandlungen mit Deutschland begonnen hätten.

Man kann sich denken, was das für ein „ehrevoller“ Friede für uns werden wird!

Stas kam gegen Abend, um mich in eine anarchistische Versammlung abzuholen.

„Man soll den Teufel mit Belzebub vertreiben“, sagte er. „Wenn wir ein wenig zuhören, was die Anarchisten zu sagen haben, werden uns vielleicht die Bolschewiken nachher ganz reaktionär erscheinen.“

Mir ist alles recht, was meine Gedanken für eine Weile in Anspruch nimmt. Die Sorge um Harry ist nervenaufreibend.

Unsere Verkleidung war sehr echt. Ich hatte eine scheußliche Rodelmütze auf und meine abgeschabte Lederjacke. Dazu durchlöcherter Galoschen. Es taut mächtig. Es riecht schon nach Frühling.

Unterwegs erzählte mir Stas ganz harmlos, daß die Bolschewiken in Aussicht gestellt hätten, alle Versammlungen der Anarchisten zu sprengen. — „Hoffentlich

werden keine Bomben geschmissen“, bemerkte er so oben hin.

Es passierte jedoch nichts dergleichen.

Wir kamen in einen kleinen halbdunkeln verräucher-ten „Saal“. Es hatte schon angefangen. Ein sehr semi-tisch aussehender Mann in einem schwarzen Hemde hielt gerade eine zündende Rede gegen die Käteregierung.

„Wir brauchen überhaupt keine Regierung“, brüllte er. „Der Mensch ist frei. Fort mit den Herren über uns, seien es nun Kaiser, Könige, Präsidenten oder Sow-jets. Jetzt ist unsere Zeit gekommen. Nieder mit den Bolschewiken. Nieder! Nieder!“

„Nieder! — Nieder!“ brüllten Stas und ich begei-stert.

Es folgte noch allerlei absurdes Gefasel, teils blut-rünstig, teils mit kitschig-idealer Sauce gewürzt.

Einige bleiche, kurzhaarige, verwildert aussehende Weiber schrien flammende Proteste durch den Raum. Dann drückten wir uns still von dannen.

Kiew, den 21. Februar 1918.

Schon zwei Wochen Bolschewikenherrschaft! Zur Zeit sind die Zustände erträglich. Die Erschießungen ha-ben aufgehört. Es sind wohl auch kaum noch Offiziere vorhanden. Räuber und Marodeure werden bestraft. Frauen, Kinder, Greise und Ausländer läßt man mehr oder weniger ungeschoren.

Die meisten Einwohner der Stadt hatten ihre Wertgegenstände und -papiere, auch größere Bargeld-beträge, in die Cafes der Bank gebracht. Nun wird jeden Tag durch Maueranschlag verkündet, welche Cafe-Nummern an diesem betreffenden Tage von den Kommissaren „besichtigt“ werden. Die Besitzer haben

sich mit ihren Schlüsseln einzufinden. Diese „Besichtigung“ besteht darin, daß alle in den Stahlkammern enthaltenen Wertgegenstände, außer größeren Silberfachen, gegen Quittung von den anwesenden Kommissaren entnommen werden. Da ein Nichterscheinen der Besitzer mit Todesstrafe bedroht wird, so gehen die Leute auch immer ganz brav hin.

Dukel Pawels Nummer war schon vor vier Tagen fällig. Er beschloß, den Befehl zu ignorieren. Wollen sehen, was daraus wird. Alle glauben, daß die Bolschewikenherrlichkeit hier nicht mehr lange dauern kann. Wenn die Deutschen wirklich dies Abkommen mit der Ukraine getroffen haben, so werden sie sicher so schnell als möglich einrücken, um das ihnen so nötige Getreide zu erlangen.

Wir hatten noch zweimal Haussuchung. Es war aber nicht weiter schlimm. Diese Soldaten waren „zugänglicher“. So wurde auch nichts gefunden. Immerhin, eine gewisse Aufregung bleibt es jedesmal.

— Man hat Sergiewsky erschossen! Den kleinen jüdischen Komiker, der auf allen russischen Varieté Bühnen berühmt und beliebt war. Sein bloßes Erscheinen brachte schon alles zum Lachen und dann erst seine Witze und Geschichtchen, die er selber glucksend und lichernd hervorsprudelte! Immer hatte er neue Einfälle, — und immer waren sie geistreich und originell. Bestehende Mängel geißelte er unbarmherzig in amüsanter Weise.

Nun also, Sergiewsky hat es nicht lassen können, allabendlich in Varieté und Kabarett über die Bolschewiken herzuziehen. Er ließ ihnen kein gutes Haar. Das schöne neugeprägte Revolutionswort: „Towarischtsch“ (Genosse) zerlegte er treffend in „Towar ischtschi“ (suche dein Gut!). Dadurch fühlten sich natürlich die Genossen,

die so gern das Gut anderer verschwinden ließen, aufs höchste in ihrer Ehre (?) gekränkt. Außerdem verherrlichte Sergiewsky bei jeder Gelegenheit die hingemordeten Offiziere.

So wurde er denn vorgestern mitten aus der Vorstellung heraus arretiert und aufs Schloß gebracht. Dort bedrohte man ihn mit dem Tode, falls er nicht alles widerriefe, was er gegen die Genossen und für die Offiziere gesprochen und gesungen. Er soll sich kategorisch geweigert und die anwesenden Kommissare noch einmal nach Herzenslust verhöhnt haben. Daraufhin wurde er sofort erschossen.

Er war ein Held. Ganz Kiew, — sofern es nicht bolschewistisch ist — trauert um ihn.

Kiew, den 23. Februar 1918.

Erst heute früh erfuhr ich, daß man den Schweden-
doktor erschossen hat. Und zwar sehr bald nach dem
Einmarsch der Bolschewiken. Grund: Weil er für die
Ukrainer gearbeitet!

Und dabei hat er auch bolschewistischen Verwundeten
geholfen. Er kümmerte sich nicht darum, auf welcher
Seite der Betreffende kämpfte, seine Arbeit galt dem
leidenden M e n s c h e n. Und dafür hat er nun ster-
ben müssen! Ich könnte heulen vor Wut und Jammer.

„Der ist kugelsicher“, hatte damals die Schwester
gesagt. Nun haben ihn doch die Kugeln geholt!

Ich bin namenlos deprimiert. Mein so stark ausge-
sprochener „Unwille gegen das Unglücklichsein“ scheint
gebrochen. Ich wache unglücklich auf, bin den ganzen
Tag unglücklich und gehe unglücklich wieder zu Bett.
Dabei schläft man natürlich schlecht, weil man tags-
über nichts Gescheites tut. Nachts versuche ich mir aus-

zumalen, wie es war, als die Kanonen unentwegt donnerten. Damals wäre einem diese Stille als etwas überaus Köstliches erschienen. Und jetzt kann man sich nicht an ihr freuen.

Der General wohnt immer noch bei uns. Es heißt, daß man jetzt auch den Rumänen nachstellt. Ich war daraufhin beim norwegischen Konsul und erkundigte mich, ob er etwas zum Schutze unserer rumänischen Freunde tun könne. Er versprach, den General bei sich aufzunehmen.

Ich lese eben „Julian Apostata“ von Mereschkowsky. Sofern ich mich überhaupt konzentrieren kann, bewundere ich seine wunderbare Sprache und Darstellungsgabe. Aber immer aufs neue wandern meine Gedanken, und ich ertappe mich dabei, daß ich ganze Seiten nur mit den Augen gelesen, ohne das Geringste zu verstehen.

Dabei denkt man nicht einmal irgend etwas Gescheites. Ein krauses Durcheinander ist es von Erinnerungsbildern, untermischt mit Zukunftsängsten.

Manchmal scheint es mir, ich sei eine uralte Frau, die von ihrer längstentschwundenen Jugendzeit träumt. Denn es ist undenkbar, daß man vor vier Jahren noch ein bequemes beschauliches Leben unter Verwandten und Nachbarn führte. Ich versuche mir auszumalen, wie es sein würde, wieder in das „Damals“ zurückversetzt zu werden. Ja, wird das überhaupt jemals sein? Und wenn, — wird man nach all dem Erlebten einfach wieder den Faden da aufnehmen können, wo er abgerissen ward, und weiterstricken an dem Maschenwerk kleiner täglicher Ereignisse?

Es erscheint unfasslich. Aber heute ist eben ein besonders schlimmer Tag. Ich bin so ohnmächtig erbittert über den Tod des Schweden. Und so grenzenlos traurig.

Morgen wird es schon etwas verblaßt sein. Neues Unglück steht dann wieder mehr im Vordergrund. Es ist merkwürdig, man sitzt wie in einem Gefängnis und doch passiert jeden Tag etwas Erschütterndes.

Alles wartet auf die Deutschen, den rettenden, erlösenden Feind. Wie paradox! Allenthalben nervöse Spannung. Vor dem definitiven Abzug der Bolschewiken wird noch eine große Bartholomäusnacht erwartet. Unzählige flüchten zu Fuß in sinnloser Panik aus der Stadt. Wohin? Das wissen sie wohl selber nicht.

Ich persönlich habe nicht die geringste Lust, mich hinschlachten zu lassen. Und vielleicht wird dieser positive Wille zum Leben mir auch diesmal helfen.

Es heißt, daß die Spitzen der Regierung die Stadt bereits verlassen hätten aus Furcht vor den heranziehenden Deutschen. Auch „General“ Murawjioff (der mit seinem richtigen Namen Finkelstein heißt) soll nicht mehr im Schloß sitzen. In den Straßen ziehen nach wie vor schwerbewaffnete Genossen umher, um die Einwohner in Schach zu halten.

Nach 8 Uhr abends darf niemand auf die Straße. Es hat wohl auch schwerlich jemand Lust dazu, da einem dann unweigerlich die Kleider vom Leibe gerissen werden würden. Die übelsten Rowdies lungern überall umher. Allerdings werden sie von den Kommissaren verfolgt. Aber das hilft nicht. Es wird weiter geplündert und gemordet.

Wenn die Deutschen sich doch etwas beeilen wollten!

Der Friede von Brest Litowsk ist ein schmachvolles Kapitel für alle, die sich noch zum früheren Rußland rechnen. Erst mal den Alliierten gegenüber und dann wegen der Bedingungen. Aber Lenin und Trozki waren ja in einer Zwangslage. Die Genossen wollten einfach nicht mehr kämpfen. Basta!

Jetzt ist es gerade ein Jahr her, seit wir die „Segnungen“ der Revolution genießen. Vorher hatte man so oft vom Tage des Friedenschlusses geträumt. Eines siegreichen natürlich:

— Auf einmal Stille über der Front. Kein Schießen mehr. Heimziehende, singende Truppen. Harry kommt zurück mit vielen Orden. Man kann „nach Hause“.

Das waren auch so kindliche Vorstellungen wie ich sie anfangs vom Kriege hatte. Ob man überhaupt noch fähig ist, sich für irgend etwas zu begeistern? Oder richtiger, ob es noch je etwas Begeisterungswertes für uns geben wird? —

Kiew, den 26. Februar 1918.

„Die kaiserlose, die schreckliche Zeit“, ein hinkender Vergleich; denn kaiserlos waren wir vorher ja auch schon. Eben herrscht ein ganz schauerhaftes Interregnum. Heimlich über Nacht ist der ganze bolschewistische Regierungsapparat aus der Stadt verschwunden. Dafür hat man uns bewaffnete Banden zurückgelassen, die nun wahre Orgien im Morden und Plündern feiern. Es gibt keine Autorität, — keine Angst vor Strafe. Zügellos, unaufhaltsam ergießt sich dieser Abschaum der Menschheit über uns. Häuser werden gestürmt. Die Bewohner gezwungen, alles Vorhandene, was irgendeinen Wert hat, auszuliefern. Widersetzen sie sich, werden sie niedergeschossen. Wenn nicht aufgemacht wird, fahren diese Halunken Maschinengewehre an und beginnen eine reguläre Beschießung.

Gestern Mittag fingen diese Raubzüge an. In der Nacht haben sie an vielen Stellen zugleich „gearbeitet“. Die Bevölkerung ist in einem Zustand von Entsetzen

und Panik. Wieder fehlt Organisation, Zusammen-
schluß. Ist es denn denkbar, daß sich Hunderttausende
von bürgerlichen Elementen nicht gegen diese Banden zur
Wehr setzen können? In Deutschland gäbe es sicher in
solch einem Fall schon seit gestern abend: Jugendwehr,
Beamtenwehr, Mieterwehr und was weiß ich.

Aber der Russe ringt die Hände und ergibt sich in
„Gottes Willen“. Mit lautem Gejammer oder stum-
pfer Resignation läßt man alles über sich ergehen. Daß
man sich schließlich auch verteidigen könnte, fällt schein-
bar keinem ein. — So war es auch mit den Offizieren.
War es wirklich nötig, fragt man sich, daß einige Tau-
send sich ohne Protest niederschließen ließen? Hätten sie
sich nicht zusammenschließen können und zum mindesten ihr
Leben so teuer als möglich verkaufen? Gewiß, sie hatten
keine Waffen. Und sie wurden völlig überrumpelt. Und
doch sagte man sich: Es brauchte nicht in dieser Weise zu
geschehen!

Onkel Pawel hat genug deutsches Blut in sich, um
die jetzigen Zustände nicht einfach stillsenzend über sich
ergehen zu lassen. Er hat heute alle Hausbewohner zu-
sammengetrommelt, um einen Schlachtplan zu unserem
Schutz zu besprechen. Ein Glück, daß wir noch die Waf-
fen haben!

Abends.

Unser „Hauschutz“ ist organisiert. Leider gab es
nicht allzu viele Männer. Wladia tut mit und ich auch,
weil ich schießen kann. Von Eintritt der Dunkelheit an
stehen wir abwechselnd Wache. Einer draußen an der
Gartenpforte und einer in der leeren Wohnung des
ersten Stocks. Als Alarmsignal hängt eine große kup-
ferne Gaskasserole in unserem Treppenflur. Das gibt

einen wunderbaren Gong! Auf diese Weise sollen, im Falle eines Überfalls, die Nachbarhäuser und Gegenüber benachrichtigt werden. Die helfen dann auch verteidigen. Wir sind alle sehr kampfwütig und erwartungsvoll.

Jedem ist sein Posten zugeteilt. Natürlich hapert es mit den Schießgewehren. Niemand will die Revolver haben. Dnkel Pawel und Stas kriegen die Militär-gewehre. Mir hat man nach langem Drängen eine Schrotflinte bewilligt. Revolver gibt es im Überfluß.

Wachen müssen auch die Damen, sofern sie nicht gar zu hysterisch sind. Bei uns kommen Lula und Miß May in Betracht.

Der General ist leider nicht mehr hier.

Heute hatte ich von 6—9 Dienst auf der Straße. Es war nicht besonders unheimlich. Nur die Dunkelheit erschwert das Aufpassen. In unserer ganzen Straße brennt nur eine Laterne, und die hat unser Portier angezündet. Der ist überhaupt ziemlich anständig. Jedenfalls hat er unsere „Militärs“ nicht denunziert, wie so viele andere seines Schlages. — Während ich draußend stand, war alles still. Wir liegen ja auch etwas abgelegen. Zuerst kommen die Willensviertel im „Lipki“ dran.

Kiew, den 28. Februar, 3 Uhr früh.

Zum Schlafen bin ich jetzt doch zu aufgereggt. Da schildere ich lieber die heutigen Begebenheiten. Der Tag war gar nicht schön. Schauerberichte von allen Seiten. Von den Deutschen weiß man nichts. Manche sagen, sie kämen überhaupt nicht, da ihnen der Kampf mit den Bolschewiken zu umständlich, selbst um des so heißbegehrten Getreides willen. Was soll dann werden? So kann es doch einfach nicht weitergehen!

Ein Haus hatte sich indessen mit Erfolg gegen seine Belagerer vereidigt. Der Portier kam stolz zu unserem Portier und berichtete. Als sich eine Bande von 12 Mann mit den üblichen Ruf „Öffnet oder wir schießen!“ vor der Haustür postiert hatte, waren Frauen und Kinder sofort in das Couterrain gebracht worden. Es gab 8 Männer im Haus, auch genügend Waffen. Sie gaben sofort Feuer als Antwort auf das Brüllen von draußen. Die Angreifer waren einigermaßen verblüfft über diese unerwartete Gegenwehr und stürzten davon, um Verstärkung zu holen. In einer halben Stunde waren sie mit 10 weiteren Räubern und einem Maschinengewehr zurück. Letzteres wurde dann auch gleich in Aktion gesetzt. Aber einem der verteidigenden Herren gelang es, den Maschinengewehrschützen umzu-legen, und damit wurde der Sieg zugunsten der Hauswehr entschieden. — Großer Jubel darob. Die Einwohnerschaft hat jetzt Mut bekommen und ergreift eifrigst Verteidigungsmaßnahmen.

Am Abend hatte ich Wache von 10—1. Ich konnte vorher gar nicht schlafen, weil wir die ganze Zeit Besuch hatten. Man war auch zu an- und aufgereg. Nach dem Abendessen kam der Rückschlag. Starke Depressionen und Schlafbedürfnis. Was tun? Ich durfte doch nicht schlapp machen. Als die andern sich zu Bett begaben, kroch ich in höchst kläglicher Verfassung, mit einer scheußlichen Migräne behaftet, in die untere Wohnung. Licht sollte nicht gemacht werden, so gab es nicht einmal die Möglichkeit zu lesen. Ich postierte mich also in dem stockfinstern Salon am Fenster, und versuchte alle Kniffe, um nicht einzuschlafen. Was hätte ich für eine Tasse Kaffee gegeben! Aber den gibt es schon längst nicht mehr. Es war schauderhaft kalt. Jene durchdringende Stuben-

Kälte, — ungeheizt, — ungelüftet. Trotz Sweater und Lederjacke zittere ich. — Es fehlt noch, daß mir die Zähne klappern. — Aber vielleicht ganz gut so. In einem warmen Raum wäre ich todsicher eingeschlafen.

Die Stille ist beklemmend. Nur ab und zu knacken Möbel. Auch auf der Straße bewegt sich nichts.

Ich will mir Geschichten ausdenken nach bewährtem Kindheitsrezept. Unheimliche Abenteuer, wo man selbst die Heldin ist? Nein, das zieht jetzt nicht. Genug Abenteuer durchlebt man in Wirklichkeit. Sentimentale Liebesgeschichten? — Auch das taugt nicht. Darüber ist man hinaus.

Also, was bleibt übrig? — Nichts als Märchen. Ich hatte einmal ein französisches Märchen gehört vom gelben Zwergen. Das war sehr ergötzlich. Nun versuche ich es zusammenzureimen; denn es ist in all den Jahren in Vergessenheit gerutscht. Aber in irgendeinem Hirnstüblein schlummert es sicher noch. Nichts geht verloren. Wie machen es doch die Psychoanalytiker, um entschundene Erinnerungen wachzurufen? Sie fragen und fragen. Ich werde mich selber fragen. —

Wie war es mit dem gelben Zwergen? — Ich sehe mich selbst als Kind im Bitterbett liegen. Mademoiselle sitzt neben mir und erzählt. Sie will mich zum Einschlafen bringen. Natürlich erreicht sie das Gegenteil. —

— Der gelbe Zwerg war so häßlich, daß ihn niemand ansehen mochte. Und er wohnte in einem großen dichten Wald. Der hatte lauter knorrige Bäume mit gelben Blättern daran. —

Und dann? Das innerliche Fragen bringt mich doch nicht weiter. Lieber etwas anderes „spielen“.

„Spielen“ kann man mit allen möglichen Erinne-

rungen. Und die sind vielleicht besser zum Wachhalten als fremde Märchen.

Oder ich schließe ein Kompromiß und suche Erinnerungen hervor die wie Märchen sind.

Wie spät ist es? — Streichholz. — Gleich elf. — Schon fast ein Drittel der Zeit ist um.

Also eine Märchenerinnerung! Gleich. — Ich weiß schon, die von „Amors Kopf“. —

— Es war einmal, da stand in der Halle auf dem Kamin in Wahlenburg Canovas Gruppe von „Amor und Psyche“. Ziemlich groß in Marmor. Als Kind hatte ich diese Skulptur immer besonders schön gefunden. Außerdem war sie etwas Absolutes. Sie gehörte ebenso zur Halle von Wahlenburg wie das alte lederbezogene Ecksofa und die Ritterrüstung. Für Amor und Psyche gab es keinen Platzwechsel wie für all die anderen Figuren und Nippes, die von einer Stagere auf die andere wanderte, oder auf einmal in einer Vitrine standen. — Amor und Psyche standen immer auf dem Kamin. Jedes Frühjahr, wenn ich mit den Eltern aus der Stadt zurückkehrte, lief ich schnell voraus in die Halle und begrüßte sie mit einem Blick. Dann erst war ich richtig zu Hause. Es war alles in Ordnung. Und es blieb so während all der Jahre. Auch später, als ich ins Stift nach Dresden kam. Wenn die Ferien kamen, gab es stets aufs neue ein Wiedersehen mit Amor und Psyche.

Und dann kam die Revolution 1905. Unser Schloß wurde niedergebrannt, wie so viele andere Gutshäuser.

Im Sommer darauf kam ich zum erstenmal wieder nach Hause. Wir bezogen das Inspektorhaus. Das Schloß war vom Feuer zerstört. Die starken Mauern standen allerdings, aber das Dach und obere Stockwerk waren herabgestürzt, und im Innern lag alles voll

Schutt und Trümmer. Trotz fehlender Treppe und halbverbrannter Galerie war ich irgendwie hinaufgeklettert bis zur Halle. In der Ecke, wo der Kamin gestanden hatte, stöberte ich umher. Wonach? — Marmor kann doch nicht verbrennen — dachte ich eigensinnig.

Mauersteine. Schutt. Staub. Asche. Ein Kind kniet mitten darin. Es gräbt mit den Händen, kratzt mit den Fingern.

— Marmor kann doch nicht verbrennen. —

Über Eisen und Stahl und Bronze können auch nicht verbrennen, — höchstens schmelzen. Und doch ist nichts mehr da. Einerlei! — Marmor verbrennt nicht! —

Das Kind wühlt weiter, sucht. Jetzt ist lockerer Schutt wo früher blankes Parkett war. Und hoch oben, wo früher das Deckengewölbe gewesen, ist jetzt blauer Himmel . . .

— Marmor kann doch nicht verbrennen. —

Und auf einmal: Die Kinderhände fassen etwas und ziehen es hervor. Was ist es? — Amors Kopf!

Schwarz verräuchert ist der weiße Marmor, aber nur teilweise. Helle Hände umschließen den Kopf. — Psyches Hände. — Lang und schlank sind sie und fast weiß geblieben.

Das Kind sitzt jetzt ganz still. Es hält das Stückchen Marmor im Schoß. Behutsam streicht es darüber hin.

Und auf einmal ist Amors Gesicht ganz naß von niedertropfenden Tränen. —

Das war mein Märchen. Ich habe es mir selbst erzählt. Dabei ist die Müdigkeit vergangen. Nur verträumt bin ich noch. Es ist ja alles gar nicht wahr, was sich Wirklichkeit nennt: Diese dunkle fremde Wohnung und die Kälte und die Einsamkeit. Vielleicht ist gerade

das a n d e r e wahr, daß man wieder Kind ist in Wahlenburg. Es gibt keine scharfsumrissenen Grenzen mehr hier im Finstern.

Noch ein Streichholz flammt auf: Ein Viertel nach 12. — So spät schon? — Ich habe vielleicht doch etwas geschlafen. Nun bin ich gleich erlöst.

Neue Gedanken schleichen sich heran. An alles darf man denken, nur nicht an einen gewissen kleinen Jungen in Kurland und nicht an einen großen breitschultrigen Mann mit einem blauen Dragonerstreifen an der Mütze. Diese Gedanken nützen nichts und machen nur unglücklich. Nicht einen Schritt werden sie einen weiterführen. Daher lieber diese beiden Hebel ganz abstellen. Es muß doch gehen. Die Jesuiten können es ja auch. „Wegdenken“, — dem Hirn anderes Futter vorwerfen.

Schritte draußen auf der Straße. Zwei bewaffnete Genossen gehen langsam auf dem Trottoir gegenüber entlang. Vor dem einen Haus bleiben sie stehen, zeigen nach den oberen Fenstern, sprechen zusammen. Doch nicht so laut, daß ich etwas verstehen könnte. Dann gehen sie weiter. Biegen um die Ecke. Sind nicht mehr zu sehen.

Jetzt dauert es nicht mehr lange.

— Fünfzehn Minuten. —

— Zehn Minuten. —

— Fünf Minuten. —

Ich gehe zur Flurtür hinaus und die Treppe hinauf zu unserer Wohnung. Müde, — müde.

Gleich werde ich in meinem Zimmer sein, — mich im Dunkeln ausziehen. — Im Bett liegen. — Herrlich!

Im Flur treffe ich Onkel Pawel. Jetzt ist er an der Reihe.

„Eigentlich hättest du warten müssen bis ich komme“, flüstert er in gemachter Empörung.

„Ach, es ist ja alles still.“ — Soll ich von den beiden Kerls erzählen. Nein, das hat keinen Zweck. Nur keinen Aufenthalt. — Schlafen. — Schlafen. —

Und als ich in meinem Zimmer bin, fühle ich mich unfähig, auch nur mein Kleid herunterzureißen.

— Erst einen Augenblick ausruhen. — Ungezogen lege ich mich aufs Bett.

Ich bin sofort eingeschlafen. Träume. Keine weichen, verschwommenen, nein — allzu deutliche schmerzhaftes Träume fallen gierig über mich her.

— Ein winziger Mönch in orangefarbener Kutte und Kapuze kommt auf mich zu. Geht mit schnellen gleitenden Schritten und kommt doch nicht vorwärts, erreicht mich nicht. Er hält etwas in der Hand, streckt es mir entgegen. Ich muß es sehen und kann doch nicht. Wird er nie näherkommen? Ich muß ihm entgegenlaufen. Aber auch das geht nicht recht. Schwer sind die Füße. Ich wate durch tiefen grauen Sand. Es ist halbdunkel. Was hält der Mönch? Jetzt kann ich's erkennen. Eine weiße Frauenhand. Die Finger bewegen sich. Zucken. Unheimlich und doch faszinierend ist das.

Eine Glocke ertönt. Dumpf hallend, tief. Mit langen Pausen zwischen den einzelnen Schlägen. Wenn sie aufhört zu läuten, ehe ich den Mönch erreicht habe, dann . . .

Immer noch tönt die Glocke. So laut, daß es wehtut. So laut, daß ich mir an den Kopf fahre, — erwache.

Was ist? Der Mönch ist fort und die weiße Hand, aber die Glocke klingt weiter. Dong — — dong — —.

Ich muß Licht machen, nach der Uhr sehen. Aber die

Müdigkeit lähmt meine Entschlußkraft, lähmt meine Glieder.

Dann begreife ich auf einmal.

— Der Gong! — Das Alarmsignal! —

„Miß Mays Stimme vor meiner Thür. „Get up, — get up.“ Ich kann nicht. Kann einfach nicht. Eilende Schritte auf der Treppe, im Flur. — Wladias rauhe Knabenstimme: „Wo ist mein Revolver?“ — Wo ist meine Flinte? denke ich. Drüben auf dem Koffer liegt sie. Und die Patronen? — Wir haben erst gestern welche gemacht mit ganz grobem Schrot. — In einem braunen Pappkästchen sind sie. Aber wo? —

Lula reißt die Thür auf. „So kommt doch endlich! Überfall gegenüber!“

„Ich komme schon.“ — Die Kleider habe ich ja noch an. Wie gut das ist. —

Das Licht brennt. Zitternd vor Kälte taumle ich aus dem Bett. Die Patronen finde ich auf dem Toiletten-tisch. Mit der geladenen Schrotflinte in der Hand gehe ich durch das Vorzimmer und den Saal in Lulas Zimmer. Dort ist ein erkerartiger Vorbau. Posten gefaßt. Die eine Laterne draußen brennt noch immer. Ich erkenne 6 zerlumpfte bewaffnete Leute vor dem Hause gegenüber. Sie rütteln an der Thür und am Gartentor. Brüllen: „Aufmachen!“ Zimmer wieder „Aufmachen!“ Hauen mit den Fäusten und Gewehrkolben gegen das Holz. Schreien und fluchen.

„Aufmachen!“

Nichts rührt sich im Hause. Kein Lichtschein flammt auf.

Neben mir steht Dunkel Pawel: „Bande verfluchte! Euch werden wir lehren, friedliche Leute aus dem Schlaf zu jagen.“

Die Worte rütteln mich auf. Das ganze Elend meines Erwachens kommt von neuem über mich. Der Ärger schüttelt mich.

— Ja, aus dem Schlaf gejagt haben sie mich. — Wird man denn nie mehr schlafen dürfen? —

Ich muß es laut gesagt haben. „Heute nacht wohl kaum“, antwortet jemand. Ich stehe ganz vorn im Erker. Die Fensterscheibe ist zerbrochen. Ich hebe die Flinte. Nehme den einen aufs Korn, den einen, dem ein langer Kavallerie-Offizierssäbel um die Füße schlägt.

„Onkel Pawel, darf ich schießen?“ Ich backe an.

„Nein. Es ist noch zu früh. Da, hörst du, was sie schreien?“

„Jetzt holen wir unser Maschinengewehr und schießen euch in Grund und Boden. Hundesöhne! Zum letztenmal: Aufmachen!“

„Onkel Pawel, darf ich schießen. Schnell, ehe sie fortgehen?“

„Nein. Das hätte keinen Zweck. Wir müssen abwarten. Wenn sie wiederkommen, dann.“

Immer noch habe ich die Flinte angebackt. Ziele. Die Straße ist schmal. Wenigstens eine Ladung Schrot als Denktettel.

„Onkel Pawel, bitte, laß mich schießen!“

„Nein!“

Ich lasse die Flinte sinken.

— Wenn sie zurückkommen. —

Bisher sind sie nicht zurückgekommen. Wir haben bis drei am Fenster gewartet. Dann sind die anderen schlafengegangen. Ich wollte bis sechs aufbleiben. Gleich ist es so weit. Aber auf der Straße ist alles still.

An Schlaf mag ich überhaupt nicht denken. Damit ist es nun vorbei. Warum kommen die Leute nicht wie-

der mit ihrem Maschinengewehr? — Wünsche ich es wirklich? — Wie widersinnig! — Ach nein, eigentlich nicht. Nur — dieser eine Schrotschuß . . . Der Kerl war so ekelhaft. Nun gibt es vielleicht keine Gelegenheit mehr.

Wie dumm ist das alles! Anstatt sich zu freuen, daß sie nicht wiederkamen!

Ja, so verrückt wird man eben allmählich.

Der erlösende Feind

Kiew, den 1. März abends.

Als ich vor dreizehn Stunden jenen letzten Satz schrieb, ahnte ich nicht, was uns dieser Tag bringen würde: Befreiung von den Bolschewiken!

Um 11 Uhr vormittags kam auf einmal Wladia von der Straße angestürmt: „Die Deutschen ziehen ein! — Viele, viele Regimenter. — Alles wimmelt von Truppen. — Und unsere Ukrainer auch. — Dann sind noch neue Ukrainer dabei in ganz komischen Uniformen. — Und die Zentralrada soll auch wieder da sein. — Und alle Bolschewiken und Räuber sind verschwunden.“

Wir laufen alle hinaus. Die Schitomirskaja hinter. Dem Kreschtschatik zu.

Sonne. Frühling. Die Stadt lacht. Die Menschen lachen. Auf einmal drängt sich alles auf den Trottoirs. Keine häuerlich verumminten, einzeln dahineilenden Gestalten mehr. Junge Mädchen in hellen Kostümen. Zu dreien und viere. Arm in Arm. Und Männer sind auf einmal wieder da. Hervorgekrochen von irgendwo. So gar in Uniform. Mit Offizierskollarden einige. Man ruft und winkt den Truppen zu, die langsam daherziehen. Die ganze Breite der Straße nehmen sie ein.

Feldgrau. Feldgrau. Infanterie. Die Offiziere zu Pferde. Hinter ihnen marschiert es. Schwerebepackt. Wie können die Leute überhaupt so viel tragen und dabei stundenlang marschieren? —

Auch noch Reservestiefel schleppen sie mit sich. Feldgrau . . . Also das sind die Deutschen! — Der Feind. — Bis vor kurzem noch. Jetzt nicht mehr. Die ganze Einwohnerschaft freut sich über sie. Ruft ihnen Begrüßungsworte zu. Müde sehen sie aus. Sind wohl weit marschiert heute schon. Die meisten Leutnants haben Kneifer auf.

Jetzt stimmen die Ukrainer ein Lied an. Sie sehen froh und stolz aus. Vielleicht glauben sie, sie hätten die Bolschewiken vertrieben!

„Nachtigall, Nachtigall,
Käferlein.

Das Kanariensöglein
Seine Klage singt
Hurra!

Eins! Zwei!
Kummer schadet nicht,
Das Kanariensöglein
Seine Klage singt,
Hurra!“

Dummes Lied! Aber wunderbar in Takt und Rhythmus. Zu beiden Seiten der ukrainischen Kosaken ziehen die Passanten in ihren fröhlichen Kleidern und singen mit:

„Eins! Zwei!
Kummer schadet nicht . . .“

Alles marschiert im Takt. Zurufe fliegen hin und her. Die Deutschen lächeln und bleiben stumm. Die Feld-

grauen schleppen ihre Last und lächeln. Soll ich mit ihnen reden? Was sagt man ihnen?

— Wie schön, daß Sie gekommen sind —? Albern! So etwas sagt man doch nicht. Immerhin waren das unsere Feinde und wären es noch, wenn wir nicht Revolution gehabt hätten.

— Wo ziehen die jetzt hin? — Ob sie alle Quartier haben? — Ist es möglich, daß jetzt geordnete Zustände kommen? So wie damals, — wann war es doch? Früher einmal. Vor Jahren.

„Eins! Zwei!

Kummer schadet nicht . . .“

Immer noch singen sie dies alberne Lied. Fenster öffnen sich an allen Häusern. Kinder sind auf einmal da. Kinder in Mengen. Diese Straßen sahen lange keine Kinder mehr. Bläß sind sie alle. Aber sie laufen und springen um die Soldaten herum. Die Deutschen interessieren sie am meisten. Sie sahen wohl noch niemals welche, außer den Gefangenen. Die deutschen Soldaten lächeln den Kindern zu. Der „erlösende Feind“, wie paradox das klingt!

Kiew, den 6. März 1918.

Man kann sich noch schwer daran gewöhnen, daß jetzt friedliche Zustände herrschen. Die Stadt wird gesäubert. Glaser arbeiten überall an den Fensterscheiben. Es gibt wieder elektrisches Licht. Die Zentralheizung kommt in Tätigkeit. Man friert nicht mehr. Jeden Tag scheint die Sonne. Und deutsche Truppen ziehen durch die Straßen.

Die Läden füllen sich wieder. Es gibt allerhand Eswaren zu kaufen, deren Anblick man fast vergessen hatte.

Die Post funktioniert wieder regelmäßig. Wenigstens innerhalb der Ukraine. Im Süden und Osten kämpfen die Deutschen gegen die Bolschewiken. Aber die werden nicht mehr lange standhalten. Dann ist die Ukraine gesäubert.

Kiew, den 9. März 1918.

Ich war heute mit Stas in der Sophienkirche. Ich kann meinen Chauvinismus nicht kleinkriegen. Bei Tisch hatte Tante Vera annonciert, sie würde einige der deutschen Offiziere ins Haus nehmen. Es herrsche ein Mangel an geeigneten Quartieren.

Onkel Pawel sagte gar nichts. Er kaute nur an seinen Schnurrbartspitzen. Lula wurde dunkelrot. Wir sahen uns über den Tisch hin an. Dann sagte sie böse.

„Mama, wenn du einen Deutschen aufnimmst, verlasse ich sofort das Haus.“

„Ich auch“, von Miß May.

„Ich auch“, von mir.

Warum hatte ich das gesagt? Meinte ich es wirklich? Ich mußte mit mir selber ins Klare kommen. Mit jemandem reden. Stas kam wie gerufen, und wir gingen zum Kloster. Unter den dämmrigen Bogengängen war es still und geheimnisvoll. Die uralten Mauern sprachen zu einem. Versöhnend. Was sind Völkerstreite und Kriege? —

Menschliche Verirrungen!

Ich erzählte Stas von meinen Gedanken. Auch von dem, was bei Tisch passiert war. Er fand mich kleinlich, chauvinistisch.

„Sie sollten eigentlich über diesen Dingen stehen. — Wir haben zuviel durchlebt in den letzten Monaten, als daß wir noch bitter sein dürften. Und wenn Sie durchaus

kriegerisch denken müssen, so erinnern Sie sich daran, daß die Deutschen unsere Befreier sind."

"Nein, ich will nicht mehr kriegerisch denken. Erzählen Sie mir lieber die Geschichte dieses alten Klosters."

Stundenlang haben wir dageessen. Geredet und geschwiegen. Ab und zu wurde eine Tür geöffnet. Das Sonnenlicht flutete einen Moment herein. Menschen kamen und gingen durch den Mittelgang zum Hauptaltar. Knieten nieder. Zündeten ein Lichtlein an.

Als ich nach Hause kam, war nicht mehr die Rede davon, daß wir deutsche Offiziere beherbergen sollten. Aber mir wäre es auch egal gewesen. Es war alles friedlich in mir.

Kiew, den 12. März 1918.

Als ich heute morgen in trübste Laune meine Strümpfe stopfte, die eigentlich nur noch aus „Gestopftem“ bestehen, klingelte das Telephon. Es ist immer ein Ereignis, wenn es einmal funktioniert. Eine schnarrende Petrograder Gardestimme verlangte mich zu sprechen. Ich wußte sofort, wer es war, — Knorr!

Die Freude lähmte meine Zunge.

„Maria Alexandrowna, Sie selbst?“

„Ja.“

„Wissen Sie, wer ich bin?“

„Ja.“

„Darf ich zu Ihnen kommen, — jetzt gleich?“

„Natürlich, und die Adresse . . .“

„Weiß ich. Es war nicht schwer, Sie in Kiew zu finden.“

„Alors à tout à l'heure.“

Zehn Minuten später war er da. In Zivil. Es stand ihm schlecht. Glend sah er aus und war noch nervöser als

damals. Aber die weichen braunen Augen hatten den gleichen Scharm.

Wir saßen im Salon auf den goldenen hochlehni gen Stühlen. Es war alles so anders als in Orléans. Auf einmal fühlte ich, daß uns eigentlich nichts weiter verband, als die Erinnerung an jene gemeinsam verlebten drei Tage. Hatten wir uns beide verändert? Vielleicht. Wir fanden den Weg nicht mehr, der in den Garten des gegenseitigen Verstehens führte.

Er blieb über eine Stunde. Dann kam der Abschied.

„Ich bin enturzelt, Maria Alexandrowna“, sagte er traurig. „Das, worauf ich fußte, ist entglitten. Ich kann das Gleichgewicht nicht mehr finden.“

Auf einmal tat er mir entsetzlich leid. Für ihn war alles zerbrochen. Er war so mit ganzem Herzen Dffizier gewesen.

„Sie haben noch Ihre Märchen“, sagte ich.

„Ach nein, es fehlt der Rahmen. In einer elenden Etagenwohnung gedeihen keine Märchen.“

„Aber der Chevalier existiert noch.“

„Wirklich? Dann wird er auch weiterleben. Vergessen Sie das nicht.“

Er küßte meine Hand. Dann ging er.

Keiner von uns hatte von einem Wiedersehen gesprochen.

Kiew, den 18. März 1918.

Schöner Tag! Ein Brief von Harry kam aus Rischinew. Er ist mit einem Regimentskameraden Mitte Februar aus Nowogeorgiewsk entkommen. Als Soldaten verkleidet, sind sie unter großen Mühsalen und Strapazen bis nach Bessarabien gelangt. Dort gibt es noch keinen Bolschewismus. Ein „Moldausches Husarenregi-

ment" ist formiert worden. Harry und viele andere russische Kavallerieoffiziere sind eingetreten. Er schreibt sehr vergnügt. Bald wird er mich besuchen kommen. Vielleicht können wir dann auch auf irgendeine Art zurück nach Kurland.

Kiew, den 19. März 1918.

Heute nachmittag hatte ich unerwarteten Besuch. Es war ein deutscher Offizier. Als das Mädchen ihn anmeldete, sah sie ganz erschrocken aus. Ich erkannte den Vetter Otto Isen. Zunächst waren wir beide etwas verlegen. Dann erzählte er viel von den Verwandten aus Deutschland. Es klang mir wie aus einer anderen Welt.

Bardo soll auch hier sein. Und Dieter Bassermann ist Verbindungsoffizier. Sobald er wiederkommt, will Otto ihn mir schicken. Ich erkundigte mich wegen unserer eventuellen Rückreise nach Kurland. Otto sagte, man müsse sich beizeiten bei der deutschen Kommandantur um die Einreiseerlaubnis bemühen.

Als ich ihn den andern vorstellte, wollte Miß May ihm nicht die Hand geben. Sie entschuldigte sich später bei mir. Sagte sie sei noch zu voll von Bitterkeit gegen die Deutschen. Zwei ihrer Brüder sind im Kriege gefallen. Ich kann sie verstehen. Aber selbst bin ich jetzt ganz anders. Ich versuche es eifern, nur den Menschen als solchen zu sehen, unabhängig von der Nation, der er angehört.

Kiew, den 6. April 1918.

Ich war im deutschen Stab mit Bardo und traf dort Oberleutnant Kan. Das ist auch ein alter Bekannter von Berlin her. Alle diese deutschen Herren sind äußerst

höflich und liebenswürdig. Kau versprach die Einreiseerlaubnis nach Kurland für Harry und mich nach Möglichkeit zu beschleunigen. Unter Umständen soll es monatelang dauern.

Eine andere große Freude habe ich dem deutschen Stab zu verdanken. — Nachrichten von Sandro! Eine amtlich depeschirte Anfrage brachte die Antwort: „Befinden gut.“ Lakonisch genug, aber unendlich beglückend! Die Hauptsache ist mir doch schließlich im Augenblick zu wissen, daß mein Jungchen gesund ist.

Kiew, den 18. Mai 1918.

Dieter brachte mir von seiner letzten Kurierreise seidene Strümpfe und die ersten Briefe aus Deutschland mit. Von Ilse und ihrer Mutter und auch von Onkel Heinrich. In den letzten Jahren waren einem alle diese Menschen etwas ferngerückt. Nicht, daß man sie weniger gern hatte, aber sie schienen einem unerreichbar, wie auf einem andern Stern. Jetzt ist der Kontakt wieder hergestellt, und man hat sich so unendlich viel zu erzählen. Was bedeuten schließlich Kriege, wenn man richtig befreundet ist?

Die seidenen Strümpfe waren natürlich auch ein Ereignis. Hier gibt es schon längst keine mehr. Viele Damen tragen die Socken ihrer Männer, was bei plötzlichen Windstößen auf der Straße zutage tritt.

Die schöne junge Madame Bakfant sagte neulich in einer Gesellschaft, als von all den fehlenden Toilette-requisiten die Rede war:

„Je n'aurais rien à refuser à quelqu'un qui me ferait cadeau d'une douzaine de bas en soie.“

Einige Tage später rief sie mich in großer Aufregung an.

„Denken Sie bloß, der junge Golubeff hat mir eben ein Briefchen zugeschickt. Darin stand weiter nichts als: „Madame, — les bas sont là!!!“

— Die Geschichte hat mich sehr amüsiert. —

Kiew, den 29. April 1918.

Was politische Veränderungen anbetrifft, marschieren wir ein recht flottes Tempo.

Gestern wurde die ukrainische Zentralrada gestürzt, das heißt einfach von den Deutschen arretiert. Sie tagte gerade feierlich, als auf einmal durch die Tür deutsche Truppen einmarschierten und die verängstigten Männlein abführten.

Zu heute wurde dann sofort der „Sjesd Chleboroboff“ (Zusammenkunft der „Getreidebauern“) anberaumt, um den neuen, von den Deutschen bestimmten Hetmann der Ukraine feierlichst zu begrüßen.

Der Hetmann ist General Skoropadsky. Alle anständigen Elemente der Stadt und Umgegend sind mit diesem Wechsel äußerst zufrieden. Skoropadsky hat heute auf der Versammlung eine fabelhafte Antrittsrede gehalten. Auf Ukrainisch sogar! Was ihm nicht ganz leicht gefallen sein dürfte.

Nun werden Unruhen und Manifestationen erwartet, aber bisher ist alles ruhig. —

Am 12. April hatte ich eine große Freude. Harry kam gänzlich unerwartet an.

Er blieb nur zwei Tage, und fuhr dann wieder zurück nach Kischineff. In einigen Wochen will er mich abholen, und dann fahren wir zusammen nach Kurland. Bis dahin hoffe ich den Erlaubnisschein vom deutschen Stab zu haben.

Es ist schon lächerlich heiß. Nachmittags bis 30 Grad

im Schatten. Nach echt südländischer Art verkriechen sich die meisten Menschen bis zur Abendkühle zu stundenlangen Siestas in ihre verdunkelten Gemächer.

Und gerade während dieser gefürchteten Nachmittagsstunden ziehen Bassermann und ich zu langen Streifzügen aus. Dann ist nämlich seine Freizeit.

Er interessiert sich besonders für die alten Gemälde in den Kathedralen und Klöstern, und ich profitiere als „Führerin“ von seinem ungewöhnlichen Kunstwissen.

Gestern sah ich zum erstenmal die wunderbaren Wrubelschen Altargemälde. Nachher lagen wir wie die Eidechsen in praller Sonne auf einer zerbröckelten Mauer und zerpflückten die schwierigsten Lebensprobleme.

Am liebsten gehe ich in das Lawra-Kloster. Es ist in das steile Ufer des Dnjepr hineingebaut. Die Katakomben ziehen sich weit unter der Erdoberfläche hin. Dort werden die Reliquien zahlreicher Heiliger, sowie die einbalsamierten Leiber der dort verstorbenen Mönche aufbewahrt.

Im elften Jahrhundert hat ein einzelner Mönch sich dort seine unterirdische Klausur gegraben und dem Licht der Erde und allen ihren Freuden bis zu seinem Lebensende entsagt. Allmählich haben sich dann weitere Brüder ihm zugesellt. Dank freiwilliger Gaben entstand mit den Jahren ein prächtiges Kloster, das jetzt einen Komplex von sechs großen Gebäuden bildet. In der Hauptklosterkirche werden wertvolle Schmuckgegenstände aufbewahrt, die im Laufe der Jahrhunderte von russischen Fürsten und später von den Moskowiter Zaren geschenkt worden waren. An der Spitze der Lawra steht der Metropolit von Kiew.

Durch die Katakomben wird man von einem Mönch

geführt. Jeder trägt eine brennende Kerze. Man geht durch endlos lange gewölbte Gänge, an denen in gewissen Abständen seitliche Nischen in den Fels gehauen sind. Das waren die Klausen der einzelnen Mönche und wurden später ihre Grabkammern. Dort stehen jetzt offene Säрге mit den braunfalten Mumien darin. Die Kellerluft der Katakomben soll dem Mummifizierungsprozeß besonders zuträglich sein.

Als ich neulich mit Dieter da unten war, verlöschten auf einmal durch einen Luftzug sämtliche Kerzen. Außer uns und dem Führer-Mönch waren noch 5 Personen unten. Ein Paar Frauen kreischten fürchterlich. Es erwies sich, daß niemand Streichhölzer mit hatte. Wir tasteten uns an feuchten Wänden entlang. Die Luft erschien uns unheimlich beklemmend. Jemand rief plötzlich: „Der Mönch ist nicht mehr da. Ohne ihn finden wir uns nie hinaus!“

Aber es war ein falscher Alarm. Die beruhigende Stimme des frommen Bruders erschallte hinter uns.

Es erschien mir jedoch endlos lange, ehe wir wieder ans Tageslicht kamen.

„Diese Wanderung war fast schlimmer als die Haus-suchung der Bolschewiken“, sagte ich zu Dieter.

„Bloß ungefährlicher.“

„Mein Herz klopfte aber stärker. Ich fürchtete immer in irgendein verschrumpeltes Heiligengesicht hinein-zufassen.“

Am Ausgang der Katakomben stand ein Pater und hielt ein mit Wasser gefülltes Blechkreuz. Darin war geweihtes Wasser. Alle, die vor mir an ihm vorübergingen, tranken davon. Aus Verlegenheit nahm ich auch einen herzhaften Schluck. Das Wasser schmeckte jedoch so rostig und mulmig, daß ich mich nicht entschließen

konnte, es hinunterzuschlucken. Ich behielt es im Munde, bis ich Gelegenheit zum Ausspucken fand.

Ich hoffe, die alten Lawraheiligen werden mir das verzeihen!

Kiew, den 30. Mai 1918.

Goeben erfahre ich, daß der arme Thiele in Staraja Ossota umgebracht worden ist. Eine Bande von außerhalb hat ihn nachts aus seinem Hause gezerrt und erschossen. —

Mein Talisman hat also doch nichts genützt! Ich bin aufrichtig betrübt. Für ihn kam der Tod nicht unerwartet. Er wußte, daß ihm das über kurz oder lang bevorstand. Ein Märtyrer seines Pflichtgefühls. Der Besitzer des Gutes lebt schon lange in Paris. Ob er Thieles tapferes Ausharren für selbstverständlich hielt? Ich werde ihm schreiben. Vielleicht tut er wenigstens etwas für Thieles arme alte Mutter in Liban.

Bei Gomows in Bakumowka haben sie auch den Verwalter erschlagen. Auf dem Lande gärt es noch überall bedenklich.

Kiew, den 5. Juni 1918.

Heute ist beinahe unsere ganze schöne Stadt in die Luft geflogen. Als wir früh beim Kaffee saßen, hörte man plötzlich einen wahnsinnigen Knall in der Ferne, dem ein fortgesetztes Krachen und Dröhnen folgte. Fenster und Türen flogen auf, — einige Scheiben barsten. Von der Decke bröckelte der Stuck.

Wir dachten zunächst an ein Erdbeben und liefen auf die Straße hinaus. Das Dröhnen dauerte fort. Der Boden zitterte. In den Ohren hatte ich ein unangenehmes Gefühl wie von starkem Luftdruck.

Bald erfuhren wir, daß das Hauptmunitionslager aus unbekannter Ursache explodiert sei. Es ist ungefähr 5 Werst von uns entfernt. Der angrenzende Stadtteil, wo hauptsächlich Fabrikarbeiter wohnen, soll vollständig zerstört sein.

Zuerst gingen die großen Geschosse in die Luft. Nun knatterten ununterbrochen die explodierenden Flintenkugeln.

Am Nachmittag ging ich in die Stadt. Je mehr man sich der Unglücksstätte nähert, desto schlimmer sieht es aus. Auf ungefähr 1 Werst im Umkreis ist alles von Polizei abgesperrt. Von allen Seiten versuchten verzweifelte Männer und Frauen den Kordon zu durchbrechen. Es waren zum großen Teil die Eltern der in dem zerstörten Viertel zurückgelassenen Kinder, die bei den ersten Nachrichten über das Unglück von ihren Arbeitsstätten angestürzt gekommen waren.

Es sollen Hunderte von Menschen umgekommen sein. Immer noch werden Verwundete von dort gebracht. Viele sind nur von umherfliegenden Glassplintern zerschnitten worden. Die Leichtverwundeten gehen zu Fuß, von Sanitätern gestützt, während das Blut ihnen über Hände und Gesicht rinnt.

Ein Damoklesschwert schwebt über der ganzen Stadt. Jedermann weiß, daß die großen Dynamitkeller ziemlich nahe vom Munitionslager liegen. Sollten die umherfliegenden Geschosse die angehäuften Sprengstoffe zur Explosion bringen, dann wird von ganz Kiew auch kein Stein auf dem anderen bleiben.

Die Panik ist ungeheuer. Auf den Chausseen, die aus der Stadt hinausführen, sollen die Leute zu Tausenden fliehen. Einfach kopflos irgend wohin. Der Zugverkehr ist eingestellt.

Am Kreschtschatif hängen überall Maueranschläge, die zu Besonnenheit und Ruhe mahnen. Alle Vorichtsmaßregeln seien getroffen, um schwerere Katastrophen zu verhindern.

Natürlich lassen sich die Massen nicht so ohne weiteres beruhigen. Die Lage ist aber auch fatal. Unentwegt knallen die Kugelsalven weiter.

Abends.

Endlich gegen 7 Uhr abends wurde es still. Nur noch ganz vereinzelt hörte man einen Knall. — Neue Maueranschläge: — „Die Gefahr ist behoben. Die vereinigten ukrainischen und deutschen Truppen sind Herr der Situation geworden. Die Bevölkerung kann sich ohne Furcht zur Ruhe begeben.“ —

Ich werde dieser Aufforderung umgehend Folge leisten. Wenn man auch Aufregungen gewöhnt ist, so war dieses angespannte Warten auf den „ganz großen Knall-effekt“ doch recht aufreibend.

Kiew, den 7. Juni 1918.

Ich schreibe jetzt selten. Es passiert auch nichts besonderes. Ich bin schrecklich ungeduldig, von hier wegzukommen, aber Harry ist noch immer nicht da.

Allmählich kommt man wieder in Kontakt mit der übrigen Menschheit. Briefe kommen an. Auch aus Petrograd von Mama hatte ich Nachrichten. Die Arme hat Entsetzliches erlebt! Auch jetzt noch führen die Bolschewiken ein Regiment des Terrors, und die Stadt verlassen darf niemand. Jüngeren Leuten gelingt es hier und da zu entfliehen und über irgendeine Grenze (mit Vorliebe die finnländische) zu entkommen. Das bringt jedoch unendliche Strapazen mit sich und ist sehr gefährlich. Wird man erwischt, so bedeutet es sicheren Tod.

Neulich besuchte mich Graf Léon, Neffe des alten Fürsten. Er erzählte von den letzten Schreckenstagen in Slavuta.

Das im Dorf stationierte Reserve-Infanterie-Regiment hatte sich zum Schloß begeben und unter Lärmen und Töhlen sich daran gemacht, die prachtvollen alten Bäume im Wildpark abzuholzen. Der Fürst war selbst hinausgestürzt, um die Bande aus seinem geliebten Park zu vertreiben.

Die Kerls hatten den alten Herrn unter Drohungen zurückjagen wollen. Als ihnen das nicht gelang, stürzten sie sich auf den Wehrlosen und töteten ihn mit Bajonettstichen. Gräfin Euphemia und Graf Léon waren im Schloß, Eva von ihrem Ausritt noch nicht zurück. Die beiden ließen alle Türen verrammeln und beschloßen, sich gegen die heranstürmende Menge zu verteidigen. Die Hausleute versagten bis auf wenige Ausnahmen. Es war eine verzweifelte Situation. Gleich zu Beginn wurde Graf Léon, der unten an der Eingangstür Posten gefaßt hatte, von mehreren blindlings gegen die Tür gefeuerten Kugeln verwundet. Man brachte ihn nach oben auf sein Bett. Alles schien verloren. Da erschien als Retter in der Not ein polnischer Soldat. Er hatte sich schon vor dem allgemeinen Sturm von den übrigen getrennt und sich im Schloß versteckt. Er hatte einen Plan zur Rettung der beiden, der auch gelang.

Die Bande draußen wurde in den Weinkeller geführt, wo sie sofort über die unzähligen Starkeflaschen herfiel. Die darauffolgende schwere Betrunktheit wurde zur Flucht benutzt. Auf Schleichwegen gelangten die beiden (Graf Léon wurde halb getragen) bis zum Militärhospital. Von dort schickte der Arzt sie im Wagen noch in derselben Nacht bis zum Städtchen Gaslova.

So gelangten sie bis Kiew, — ohne Sachen, fast gänzlich ohne Geld. Graf Léon war nur mit Pyjama und Pelz bekleidet.

Als Eva ahnungslos von ihrem Ausritt zurückkehrte, wurde das Schloß gerade von der Bande belagert. Sie machte sofort Kehrt und versteckte sich bis Einbruch der Dunkelheit in den Wäldern um Slavuta. Dann näherte sie sich behutsam wieder dem Gutshof. Das Schloß brannte lichterloh. Eine brüllende besoffene Menge trieb sich rings umher. Über das Schicksal der Ihrigen wußte sie nichts. Sie flüchtete in das Haus der alten Kutschersfrau. Die war der Herrschaft treu ergeben. Sie versorgte sie mit Nahrung und verkleidete sie so gut es ging als Bauernweib. So saß Eva die ganze Nacht in einer Ecke der Hütte. Zweimal kamen lärmende Männer herein und fragten, ob niemand wüßte, wo die „andere Gräfin“ stecke. Sie solle auch noch „mitgeröstet“ werden wie ihre „verdammten“ Geschwister. Das alles hörte sie mit an, auch die gräßlichen Einzelheiten über den Tod des alten Fürsten. Jeden Augenblick war sie gewärtig, auch entdeckt und getötet zu werden. Die Kutschersfrau jedoch spielte die Rolle der Ahnungslosen ausgezeichnet.

Als einer der Kerle mit der Laterne Eva ins Gesicht leuchtete, sagte die Alte nur: „Ach laßt doch, das ist ja meine schwachsinnige Tochter.“

Gegen 4 Uhr morgens wurde es stiller. Eva kroch aus der Stube und schlich sich in den Stall. Niemand war zu sehen. Sie sattelte ihren geliebten Araberhengst, den schwarzen „Lord“. In kalter Spätherbstfrühe ritt sie davon. Ritt mit Verzweiflung im Herzen hinweg von dem immer noch brennenden Schloß und dem geliebten Toten. Ritt in rasendem Tempo durch die hei-

matlichen Wälder die 40 Werst bis zur Stadt. Dort nahm sie den Zug nach Kiew. Lord mußte zurückbleiben.

In Kiew fand sie ihre totgeglaubten Geschwister wieder. Die beiden Schwestern fuhren dann sehr bald nach Wien zu ihren Verwandten.

Léon hat eine Sekretärstelle beim amerikanischen Konsul angenommen. Zum erstenmal im Leben arbeitet er wie ein richtiger Büroangestellter. Ich beneide ihn darum. Er hat eine regelmäßige Beschäftigung, ist völlig unabhängig und verdient ein schönes Geld. Ich habe ihn gebeten, auch für mich nach einer Arbeit Umschau zu halten. Es kann ja noch eine Weile dauern bis Harry mich abholt und wir wegkommen.

Kiew, den 18. Juni 1918.

Den heutigen Tag werde ich nie vergessen!

Am Morgen erschien Marussia und erzählte unter Tränen, der Metropolit sei bei ihrem Vater gewesen mit der Nachricht, daß der Zar und die kaiserliche Familie in Sibirien von den Bolschewiken ermordet worden sei. —

Heute um 3 werde in der Sophienkirche eine Panichide (Seelenmesse) abgehalten. Man solle dies so weit als möglich unter den „Unsrigen“ verbreiten. Da jedoch Störungen befürchtet würden, sollte man nicht mit Andersdenkenden über die bevorstehende Trauerfeier sprechen.

Tante Vera erging sich in wilden Lamentationen. Wladia und Alia schwuren den Mördern blutige Rache. Dunkel Pawel stand abrupt auf und ging in sein Zimmer. Lula und ich folgten ihm als Marussia gegangen war.

Wir fanden ihn ganz still auf dem Sofa sitzen. In den Händen hielt er das Zigarettenetui, das er vom

Kaiser bekommen. Er sah auf einmal sehr alt und verfallen aus.

Wir setzten uns zu ihm. Gesprochen wurde gar nichts. — Vielleicht eine halbe Stunde lang saßen wir drei so nebeneinander. Wir waren unbeschreiblich traurig. —

Um Nachmittag machte ich mich schon sehr früh auf den Weg zur Sophienkirche. Ich wollte nicht auf die anderen warten. Wenn Tante Vera mit ist, verspätet man sich immer.

Als ich den Hügel zum Kloster hinaufging, sah ich von allen Seiten Menschen einzeln und in Gruppen herankommen. — Es war ein heller, strahlender Sommertag. Die meisten Frauen waren ganz in schwarz, die Männer trugen Trauerflore am Arm. Auf dem weiten Platz vor der Klosterkirche war ein Durcheinander von Militär und Zivil, von Gutgekleideten und Zerlumpten. Ich war überrascht, so viele Muschiks mit ihren Frauen zu sehen.

Die Türen wurden geöffnet. Alles drängte durch das Hauptportal ins Innere. Bald war der ganze riesige Raum gefüllt. Die später Kommenden mußten draußen bleiben. Die Verwandten konnte ich nirgends entdecken.

Ich stand im rechten Seitenschiff, dicht bei einer Säule. Ich war froh über diesen Rückhalt; denn man wurde dauernd gestoßen und bedrängt.

Allmählich kamen die Leute zum Stillstand. Feierliche Ruhe. Nur hier und da hörte man Schluchzen.

Einer nach dem anderen sank in die Kniee. Viele hatten ihr Gesicht mit den Händen bedeckt.

Neben mir lagte eine Bäuerin unaufhaltsam. Sie warf sich immer wieder mit dem Oberkörper nach vorn, berührte mit ihrer Stirn den Boden. Tränen flossen über ihr Gesicht. Sie achtete nicht darauf. Die Worte, die sie murmelte, konnte ich nicht verstehen.

Auf einmal wandte sie sich mir zu. Ihre Augen waren rotverschollen. Sie sah auf mein Schwesternkleid und meine Kriegsmedaillen, die den Zarenkopf trugen.

„Er ist tot, — unser Zar-Väterchen ist tot“, sagte sie mit eintönig ausdrucksloser Stimme. Es waren offenbar die gleichen Worte, die sie die ganze Zeit bereits vor sich hingebrochen hatte.

Die Massen vor mir bewegten sich. Der Metropolit war erschienen. Alle standen auf. Ich konnte fast nichts vom Hochaltar sehen. Die gesamte Geistlichkeit Kiows schien um ihn versammelt.

Der Priester sprach. Ich konnte jedes Wort verstehen.

„Ihr habt euch hier versammelt im Andenken an unseren Zaren. Wir hatten von seinem Tode gehört und wollten für das Heil seiner Seele beten. Aber es ist anders gekommen. Soeben erhielt ich die zuverlässige Nachricht, daß er und die Seinen leben! — Wir werden an Stelle der Panichide ein Molebin abhalten.“

Was nun folgte, ist schwer zu beschreiben. Es war wie ein seelisches Sichaufrichten, das durch die Menge ging. Ein vertausendfacher Geufzer der Erleichterung. Die Bürde war mit einemmal von uns allen genommen.

Wie aus einem gemeinsamen Impuls heraus, sank die ganze Gemeinde in die Kniee. Und dann geschah das Wunderbare: Wer angestimmt haben mag, — ich weiß es nicht. Vereinzelte Stimmen wurden laut. Und dann plötzlich erkönte aus Tausenden von Kehlen die Kaiserhymne:

Gott schütze den Zaren,
Den Mächtigen,
Allgewaltigen. . .“

Die uralten Kirchenmauern erbebten gleichsam unter dem ungeheuren Stimmenanprall. Die Luft um uns erzitterte in innigen Schwingungen. Unzählige Augen waren in Verzückung und Dankbarkeit zum Madonnenbild emporgerichtet. Unzählige Hände flatterten auf und nieder, das Kreuz schlagend. Tränen flossen noch immer, aber es waren Freudentränen. Die Erregung war ungeheuer.

— Unser Kaiser lebte! — Gepriesen sei Gott! —

In diesem Augenblick dachte man nicht so sehr an den Zaren als Mensch mit seinen menschlichen Schwächen. Er war jetzt nur der von Gott Gesalbte, der Vertreter des monarchischen Prinzips, — er war Rußland!

U n s e r Rußland, daß uns verloren schien. Das nur noch in ihm fortlebte, fortglimmte als winziges Fünklein. Solange er lebte, konnte es nicht gänzlich verlöschen. Und er lebte! Man hoffte wieder. Jrgendwie mußte Hilfe durch ihn kommen. Wir würden warten. In Ergebenheit. Unbedingt und bis in alle Zeiten.

Es war wie ein inbrünstig gesungenes Gebet. Ein Vers nur. Dann Stille. Das Molebin begann.

Es dauerte nicht lange. Liturgie. Ergreifend schöner Chorgesang. Hierauf hielt der Metropolit eine kurze Ansprache. Man empfand, daß jedes seiner Worte aus tiefstem Herzen kam. Seine Stimme bebte als er den Segen sprach.

Es war zu Ende. Langsam schob sich die dichtgedrängte Masse nach vorn zum Altar. Alle wollten vor dem Verlassen der Kirche am Metropoliten vorbeigehen und das Kreuz küssen. Wieder wurde die Hymne gesungen. Diesmal hatten die Priester sie angestimmt. Es war ein glücklicher Gedanke. Bei der ungeheuren Stauung hätte es möglicherweise zu störenden Auftritten kommen kön-

nen. So jedoch sangen alle und waren beschäftigt. Niemand hatte Gile. Niemand drängte und stieß.

Und dann kam das Entsetzliche. Durch die weitoffenen Türen schallte von draußen Stimmenlärm. Einzelne Schreie. Hilferufe.

„Was gibt es?“

Menschen drängen vor. Menschen drängen zurück. Die bereits am Ausgang waren, kommen plötzlich zum Stillstand, wollen wieder umkehren und können nicht. Wie eine Mauer steht die Masse. Bis der ungeheure Anprall sie umwirft. Bis sie nachgeben muß und mit fortgerissen wird. Unaufhaltsam.

„Um Gottes willen, was gibt es?“

Vorn Angstrufe. Entsetzensschreie. Menschen werden gegen Säulen gepreßt. Gegen Wände. Menschen fallen. Klammern sich an andere fest. Ziehen andere mit.

Ich befinde mich ziemlich in der Mitte. Ich höre alles was vorn vor sich geht. Und hinter mir vom Altar her erschallt immer noch die Hymne.

Ich werde gegen eine Bank gedrückt. Springe hinauf. Jetzt ist wieder Luft. Ich sehe über die Menge hinweg zum Ausgangstor hin.

— Soldaten. — Was? — Ukrainische Miliz. Auch Zivilisten. Zerlumpfte. — Rote Fahnenfetzen hier und dort. — Geschwungene Säbel der Uniformierten. — Knüppel. Stöcke über den Köpfen.

Der ganze Platz scheint zu wimmeln. Ein Schuß fällt. Die Leute, die aus der Kirche wollen, werden geschlagen, bedroht.

— Panik. — Es gibt kein Halten mehr. Alles will zurück.

— „Es geht nicht.“

— „So seht doch, — es geht nicht!“

— „Erbarmt euch!“

Frauen sinken um, gehen unter im Meer der Köpfe und Schultern. Männer stehen auf einmal höher. — Wie furchtbar! — Sie stehen auf denen, die am Boden liegen.

— „Ihr zertrampelt sie ja! — Tiere!“

— Wer hat es gerufen? —

— „Die Nebeneingänge! — So öffnet doch, um Gottes willen!“

Aber alle Nebeneingänge sind verschlossen.

Ich sehe eine Frau nicht weit von mir. Ein Kind sitzt auf ihrer Schulter. Sie kämpft wie eine Verzweifelte. Von allen Seiten wird sie gestoßen. Ihre Kräfte schwinden. Widerstand leisten kann sie nicht. Gleich wird sie fallen.

„Rettet mein Kind!“ Es ist keine Bitte. Es ist wie ein Befehl.

Ich springe von der Bank. Strecke die Arme aus. Schon verliere ich den Boden. Eingekleilt, werde ich gleichsam emporgehoben.

„Gib her. Ich nehme es.“

Sie hat mich gesehen. Ein Mann neben ihr fühlt sie sinken. Er nimmt den Jungen von ihrer Schulter. Strauchelt selbst.

„Hierher, auf die Bank!“

Er sieht sich um. Die Frau ist verschwunden. Ich bin wieder an die Bank gedrückt. Zwischen mir und dem Mann starren Gesichter, Schultern, Arme.

„So nehmt doch das Kind! Geht es weiter!“

— Endlich. — Zwei, drei haben begriffen. Wollen helfen. Wie ein Bündel wird der kleine Kerl weitergereicht, bis ich ihn halte.

Er ist schwer. Vielleicht 3 Jahre alt. Es ist kein Platz

zum Stehen für ihn auf der Bank. Viele andere sind meinem Beispiel gefolgt.

„Oben, die Nische“, ruft jemand.

Richtig, hinter uns steht eine Heiligenstatue in einer Mauernische. Gerade erreichbar. Leute neben mir heben den Heiligen herunter, lassen ihn auf die Erde fallen.

— Zerbrochen? — Was tut es? — Die Lebenden haben das Wort! —

Arme packen zu. Heben den Kleinen hoch. Stellen ihn in die Nische.

„Hier tut dir niemand was.“

„Mama, — Mama!“

„So wein' doch nicht.“

„Ich will zu Mama.“

Er hat sich hingesezt. Läßt die Beinchen baumeln. Das Kittelchen ist zerrissen. Schmutzige Fäustchen bohren sich in überströmende Augen. — Kleiner schluchzender Heiliger über uns! —

Wie lange wir dagestanden haben weiß ich nicht. Draußen hörte man Autos ansfahren. Kommandorufe erschallten. Der Tumult verebbte. Es gelang einigen ins Freie zu gelangen. Weitere folgten. Die zusammengepferchten Massen begannen sich zu lösen. Die Kirche entleerte sich.

— Wie viele waren totgetreten? Wie viele verwundet? — Krankenwärter erschienen mit Bahren. Sie sammelten die am Boden Liegenden auf und trugen sie hinaus. Man hörte Stöhnen. Leises Weinen.

Ich wartete. Um mich wurde es freier. Ich stand jetzt neben der Bank. Dort mußte die Frau liegen.

„Mama, Mama!“ — Immer wieder.

„Gleich finden wir sie. Bleib nur still sitzen.“

Wo ich sie vermute, steht jetzt wieder eine Bahre.

Gerade wird eine Frau aufgehoben. Ich gelange bis zum Sanitäter. Fasse ihn am Armel.

„Was ist mit dieser Frau. Lebt sie?“

„Ja, nur ohnmächtig. Scheinbar ein Bein gebrochen.“

„Warten Sie. Hier ist ihr Kind.“ Ich helfe dem Kleinen herunter.

„Mama hat sich wehgetan. Jetzt schläft sie. Du mußt ganz still sein.“

Wir setzen ihn neben die bewußtlose Mutter auf die Bahre. Zusammen werden sie hinausgetragen.

Nach einer Weile bin auch ich draußen. Auf dem Platz stehen Ambulanzwagen. Deutsche und ukrainische Militärautos. Milizianten. — Ich sah einen bekannten deutschen Offizier, ging an ihn heran und fragte ihn nach dem was vorgefallen.

„Ihre monarchistischen Versammlungen sollten Sie lieber bleiben lassen. Natürlich hatten die Ukrainer Wind bekommen. Auch allerlei kommunistisches Gesindel hatte sich zusammengerottet. Einer der ersten, der aus der Kirche kam, bekam einen Schlag über den Kopf, so daß sein Hut zu Boden flog. Er setzte sich zur Wehr. Da begann der Krawall. Nach den Stöcken traten die Säbel in Aktion. Es gab Verwundungen. Ein Schuß fiel. Die Panik war da. Die Miliz holte uns zu Hilfe. Schließlich ist es noch glimpflich gegangen. Acht oder neun Tote und einige 60 Verwundete.“

„Ja“, sage ich — „aber der Zar lebt.“

Er sieht mich verständnislos an.

„Ach so. Noch lebt er?“

— Er versteht ja doch nicht. —

Ich verabschiede mich. Wohin jetzt? Nach Hause mag ich nicht. Man wird nur über das Unglück reden. Ich möchte an das Glück denken.

Ich gehe um die Kathedrale herum, an der warm-durchsonnnten Klostermauer entlang. Von hier hat man solch schönen Blick über die Stadt. Ich setze mich auf einen Mauervorsprung.

— Wie hatte der Hauptmann gesagt? — „Noch lebt er?“ Sollte es nur eine Zeitfrage sein? Warum war der Kaiser nicht nach England gegangen, als es noch möglich war? Hatte man ihn da nicht aufnehmen wollen? —

Es hilft nichts. Die Freude ist ganz vergangen.

— Wo sind jetzt all die vielen, die eben noch die Hymne mit mir gesungen hatten? — Auseinandergetrieben. In alle Winde verstreut. Ich gehe allein nach Hause.

Kiew, den 15. Juli 1918.

Gestern abend rief mich Graf Léon an, er hätte einen „Job“ für mich. Heute früh um 9 sollte ich mich im Continental bei einem Amerikaner, Mr. Bull, melden. Er brauche einen Dolmetscher.

Hocherfreut zog ich los. Als ich durch die Halle des Continental ging, fiel mir jenes Mal ein, wo überall herrenloses Gepäck gestanden hatte. Seitdem war ich nicht mehr hier gewesen. Der Portier war derselbe.

— Verräter! — dachte ich böse, als ich nach dem Amerikaner frug.

Er kam sofort herunter. Ein breitschultriger Koloss mit schmalen Flügen Anglein und einem gutmütigen Jungenslachen.

Was mir bevorstand, erfuhr ich sofort.

„Kommen Sie gleich mit. Ich muß einen Kontrakt abschließen. Will wissen, ob die Kerls mich übers Ohr hauen. Es handelt sich um den Vertrieb von Prothesen.“

Draußen stehen schon zwei Droschken, vollbepackt. Sie fahren vielleicht in der einen allein und geben acht, daß die Sachen nicht herausfallen.“

Was nun folgte, war die Unterbringung meiner Person inmitten eines Wusts von künstlichen Armen und Beinen. Die meisten dieser Gliedmaßen waren unverpackt.

Als der Wagen losratterte, mußte ich nach allen Seiten zupacken, um die glatten Holzdinger zusammenzuhalten. Dies gab mir vollauf Beschäftigung. Ich hatte keine Zeit mich umzuschauen.

Kleine Stoßgebete flogen zum Himmel:

„Gott schütz' vor Bekannten!“

Denn soviel war mir doch klar, daß den Vorübergehenden ein höchst amüsanter Anblick in meiner mit diesen widerspenstigen Gliedmaßen kämpfenden Person geboten wurde.

Endlich hielten wir vor einem Geschäftshause in der Nikolajewskaja. Ich kroch aus dem Wagen und ging mit Mr. Bull eine Treppe hinauf. Dort saßen in einem guteingerichteten Bürozimmer mehrere jüdische Herren.

Stundenlang wurde verhandelt. Rede und Gegenrede mußte ich übersetzen. Der Amerikaner, der eine Prothesenfabrik in Finnland besitzt, will die hiesigen einschlägigen Geschäfte laufend beliefern. Beide Seiten hielten starrköpfig an ihren Forderungen fest. Bis 1 Uhr war man zu keinem Ergebnis gekommen. Es wurde eine einstündige Unterbrechung gemacht. Während der Zeit gingen der Amerikaner und ich zu Semadeni und aßen dort. Er erzählte mir viel von den Vereinigten Staaten, speziell Boston, wo er herstammte. In seiner Art erinerte er mich sehr an Dr. Mann vom Amerikanischen Hospital. Nur ist er natürlich in erster Linie Geschäftsmann. — Hier geht ihm alles viel zu langsam.

„Es ist schwer, mit Russen geschäftlich zu arbeiten“, sagte er. „Sie sind unzuverlässig in kleinen Dingen und rasend unpünktlich. Einer verspricht bestimmt um 4 zu kommen und kommt um $\frac{1}{2}$ 6. Außerdem können sie nie zu einem Entschluß kommen in der Hoffnung, daß der andere noch weiter mit sich handeln läßt.“

Im Wesentlichen mußte ich ihm recht geben. Nur machte ich ihn darauf aufmerksam, daß die Herren von eben keine „Russen“ im eigentlichen Sinne des Wortes sind.

Als wir nach einer Stunde wieder ins Büro kamen, war noch niemand anwesend. Man ließ uns bis kurz vor drei warten. Mr. Bull rauchte an einer dicken Zigarre und meisterte seine Ungeduld vortrefflich.

Um sieben Uhr war dann glücklich die letzte Unterschrift unter den Vertrag gesetzt. Er war auf Russisch und Englisch abgefaßt. Der Amerikaner schien sehr zufrieden. Er lud mich noch zum Essen ins Continental ein. Ich lehnte dankend ab.

„Wir müssen aber noch abrechnen“, sagte er.

Ich war enttäuscht. Also schon Schluß meiner neuen Tätigkeit! Ich hatte auf länger gehofft.

„Morgen abend fahre ich weiter nach Odessa“, sagte er. Er brachte mich im Wagen nach Hause. Ehe er sich verabschiedete, zog er einige Geldscheine aus der Tasche und überreichte sie mir.

„Ist das all right?“ — Ich zählte 30 Rubel. War selig. Fast soviel wie mein Schwestern-Monatsgehalt betragen hatte!

In meinem Zimmer merkte ich erst, wie rechtschaffen müde ich war. Mein Kopf schmerzte. — Es ist doch nicht so einfach, sein Brot zu verdienen! — Nun, fürs erste ist's leider damit vorbei.

Bei Tisch erzählte ich von meinen Erlebnissen. Die Tante war recht schockiert. Wohlweislich hatte ich ihr vorher nichts gesagt. Es war ja auch alles so schnell gegangen. Der Gedanke, daß mich „jemand“ in dem Wagen mit all den Prothesen hätte sehen können, machte sie schauern.

Kiew, den 26. Juli 1918.

Nun ist es doch wahr geworden. Der Kaiser und die ganze kaiserliche Familie sind ermordet worden! Diesmal ist kein Irrtum möglich. Es handelt sich um eine authentische Nachricht.

Man hat sie einfach in den Keller des Hauses geführt, wo sie gefangen gehalten wurden und einzeln niedergeknallt.

Bestien! — Bestien! Alle Strafen des Himmels flehe ich auf diese Henkersbande herab.

Armer Kaiser! — Warum ist er nicht rechtzeitig nach England gegangen? Oder sollte es wahr sein, daß sie ihn da nicht haben wollten?

Eine grenzenlose Leere ist in mir. Es klingt absurd, — aber ich kann es nur so ausdrücken: Meine Ergebenheit hat ihre Heimat verloren! Sie war so fest in der Person des Zaren verankert. Oder vielleicht richtiger in dem Prinzip, das seine Person für Rußland verkörperte. Nun gibt es das nicht mehr. Eine Monarchie werde ich wohl nicht mehr erleben. Das Bedürfnis jedoch bleibt bestehen, diese unbedingte Ergebenheit einem Menschen, einer personifizierten Idee gegenüber zu empfinden.

Und es ist niemand und nichts mehr da. Niemand, der in Betracht käme. Nichts, das in Betracht käme. Der Kaiser ist tot. Und einen neuen Kaiser gibt es nicht.

Nur ein Koffer ist gestattet

Kiew, den 31. Juli 1918.

Harry ist da. Endlich! Heute nacht fahren wir los. Wieder einmal war das Schicksal freundlich. Es schien gänzlich ausgeschlossen, daß wir abreisen könnten. Der Eisenbahnstreik dauert noch immer fort. Meine deutschen Freunde wußten keinen Rat. Davon, daß ihre Züge uns mitnehmen, kann keine Rede sein. — So sah es ziemlich hoffnungslos aus. Bis heute früh. Dann kam auf einmal der Sonnenstrahl in Gestalt von Fürst Koristow (früherer Vizegouverneur von Kurland). Er arbeitete seit Beginn des Krieges als Bevollmächtigter des Roten Kreuzes in einem Kaiserlichen Sanitätszug an der österreichischen Front. Seine Töchter waren bei ihm als Schwestern. Seit der Revolution war er in Rumänien gewesen. Dort hatte man seinen Zug zurückgehalten. Schließlich veranlaßte die Königin, daß ihm ein Waggon wieder herausgegeben wurde „zum Nachhausefahren“. Dieser Waggon wurde neu übermalt und erhielt statt der kaiserlichen Initialen die fürstlich Koristowschen. Hinein verstaute er seine Töchter, den Verlobten seiner ältesten Tochter, Baron Mengden, seinen Gehilfen, Baron Gerstorff (beides Livländer) sein Dienstpersonal und alles, was noch an Vorräten vorhanden.

Hierauf wurde der Waggon mit Genehmigung der jeweiligen Bahnhofskommandantur an deutsche Fracht- und Militärzüge angehängt. Auf diese Weise kam der Fürst — da es die ganze Strecke durch von Deutschen besetztes Gebiet geht, — bis nach Livland und zu seiner Heimatstation gelangen.

Zufällig erfuhren wir von seinem Eintreffen in Kiew. Harry fuhr sofort an die Bahn, fand den Waggon und den Fürsten selbst und bat ihn, uns bis Mitau mitzunehmen. Koristow war sofort dazu bereit. Wir sollen uns heute abend spät mit sämtlichem Gepäck bei ihm einfinden. Ein Abteil will er uns gern zur Verfügung stellen. Für die Koffer sei Platz genug.

Das gab ein fieberhaftes Packen! Nun, viel ist uns nach dieser Campagne ja nicht übrig geblieben!

Mir war trotz aller Freude recht traurig zumute. Man hat so allerlei erlebt in diesen Zimmern, so viel geteilt mit diesen lieben Menschen. Nun ist wieder einmal eine Lebensphase zum Abschluß gebracht. Wie wird die nächste sein? Eine Rückkehr zum „Früher“ scheint so gänzlich ausgeschlossen.

Im Zuge, den 5. August 1918.

Wir sind sehr schön installiert. Harry und ich haben ein vierbettiges Abteil für uns allein. Lange bin ich nicht mehr so luxuriös gereist! Die Mahlzeiten nehmen wir alle gemeinsam ein im „Salon“ des Fürsten. Der Koch versteht seine Kunst (Handwerk wäre verkehrt). Da an allen Stationen lange gehalten wird, so können stets frische Vorräte eingekauft werden. Außerdem haben wir Zeit spazieren zu gehen und die Schönheiten diverser ukrainischer Städtchen in uns aufzunehmen.

Die jeweiligen deutschen Züge ziehen uns immer nur

kurze Strecken, dann wird an den nächsten angehaft, der in unserer Richtung fährt. Natürlich muß dazu jedesmal erst die Genehmigung der betreffenden deutschen Behörde eingeholt werden. Meist ist es der Bahnhofskommandant.

Dabei wird nach Kräften geblufft; denn b e f u g t ist der Fürst ja in keiner Weise so zu reisen. Aber das Drum und Dran der ganzen Aufmachung ist höchst wirkungsvoll.

Vier uniformierte Herren steigen aus dem mit Namenszug und Fürstenkrone geschmückten Waggon. Sie gehen den Bahnsteig hinunter. Sie erregen Aufsehen. Voran Fürst Koristow, schön, elegant in seiner Vizegouverneur-Galauniform. Sehr viel Gold, rotes Mantelfutter. Unzählige Orden an der Brust, darunter auch der weiße Emaillestern mit Inschrift „Maria“, persönliche Auszeichnung der Königin von Rumänien. Zu beiden Seiten des Fürsten marschieren Harry und Baron Mengden als „Adjutanten“. Der „Hofmarschall“ in Gestalt von Baron Gersdorff beschließt den kleinen Zug. Die deutschen Gewaltigen ersterben meist in Ehrfurcht. Zum mindesten wird ein Großfürst im Inkognito hinter dem allen vermutet. Da drückt man schon ein Auge zu, wenn mit den Papieren nicht alles in Ordnung. Dem fürstlichen Wunsch, sein Waggon an den nächsten nördlich fahrenden deutschen Zug anzuhaken, wird gern entsprochen. Nachher werden die deutschen Herren dann meist noch zu Zigarren und Likör in den Salonwagen geladen.

Im Zuge, den 8. August 1918.

Heute wäre unsere ganze Herrlichkeit beinahe vernichtet worden! Aus unerklärlichen Gründen fing unser

Waggon Feuer. Vielleicht waren die Achsen heißgelaufen. Jedenfalls war das Vorderperron auf einmal in Rauch gehüllt und kleine Flämmchen leckten an den Holzteilen. Da wir keine Notbremse, — überhaupt keine Verbindung zum Zugführer hatten, begann ein wildes Winken und Schreien aus den Fenstern. Zuerst gänzlich ohne Erfolg. Die Lage war übel. Unser Wagen war der letzte. Vor uns gab es nur „undurchlässige“ Güterwagen. Endlich kam eine Kurve und der nunmehr stark rauchende Wagen wurde von der Lokomotive aus bemerkt. Der Zug hielt. Ein Wassergraben am Geleise war gerade, was wir brauchten. Mit Eimern bewaffnet sprangen wir ab. Es begann ein fieberhaftes Löschen. Das Zugpersonal erschien auch zum Beistand. So war der Schaden bald behoben.

Die Reise konnte weitergehen. Wir hoffen in etwa 10 Tagen bis Mitau zu kommen.

Die kleinen Prinzessinnen sind schrecklich traurig, daß der Krieg nun zu Ende. Die jüngere war erst vor einem Jahr zum Vater herausgekommen. Alles Erlebte erscheint ihnen im Licht köstlicher Abenteuer. Nun sollen sie zurück in die engen baltischen Verhältnisse. Sie träumen nur davon, sich wieder in einem Feldzug gegen die Bolschewiken als Schwestern zu betätigen.

Mitau, den 20. August 1918.

Am elften Tage unserer Fahrt im „Fürstenwagen“ langten wir hier in Mitau an. Wir nahmen Abschied von unsern Reisegeossen. Sie fuhren alle weiter nach Riga.

Unser Hauptstädtchen ist nicht wiederzuerkennen. Es ist eine deutsche Garnison geworden. Hier bekommt man einen kleinen Begriff davon, was „feindliche Okkupation“

tion" bedeutet. In der Ukraine waren die Deutschen lediglich als „Geschäftsfreunde“ erschienen.

Gleich auf dem Bahnhof wurde Harry das Tragen seiner russischen Uniformmütze verboten. Da er jedoch kein Zivil hatte, blieb es beim Verbieten.

Im Hotel trafen wir im Restaurant René und mehrere von den anderen Vettern aus der Sonderarmee. Ich begrüßte sie voller Freude auf russisch.

„Pffst“, ertönte es von allen Seiten, „deutsch sprechen!“

„Und nimm deine Ordensbändchen lieber ab“, sagte René zu mir, sonst gibt es Scherereien.“

Im Grunde ist das ja alles verständlich, aber es bedrückt mich. Die Heimkehr hatte man sich anders vorgestellt.

Morgen fahren wir weiter nach Tödangen. —

Ich sitze in unserm elenden Hotelzimmer und trenne das Annen- und Stanislausbändchen aus dem Knopfloch meiner Kostümjacke.

Wie stolz war ich auf die Medaillen gewesen, und nun . . .

Harry kommt herein. Wir sehen uns an und verstehen.

So fremd fühlen wir uns beide hier. Wir kommen eben von der anderen Seite. —

Tödangen, den 4. September 1918.

Wir kamen gegen Abend hier an. Die Fahrt war prachtvoll. Landstraße und Wald waren unverändert. Als wir in die Allee nach Tödangen einbogen, hämmerte mein Herz ganz abscheulich.

Würde Sandro mich überhaupt noch kennen? Würde er mir ganz entfremdet sein?

Unser Wagen hielt vor dem Hause. Die Verwandten standen auf der Veranda. Ich sah sie nicht. Ich sah nur einen kleinen blondlockigen Jungen im weißen Matrosenanzug.

Nach dem Essen führte mich Sandro zu seinen Kaninchen. Bis dahin hatte er kaum mit mir gesprochen. Kein Wunder. Nach $3\frac{1}{2}$ Jahren erschien auf einmal eine Dame, an die man sich kaum erinnerte, und man sollte sie „Mama“ nennen . . .

Aber bei den Kaninchen taute er auf.

„Tante sagt, du kannst schneller laufen als ich . . .?“

„Wir können es ja versuchen.“

Es wurde ein Wettlauf vom Kaninchenstall zum Hause. Ich unterlag. Damit war unsere Freundschaft besiegelt.

Todangen, den 5. Oktober 1918.

Ich habe die nötigen Papiere bekommen und fahre morgen auf einige Wochen nach Berlin, um die Freunde und Verwandten dort wiederzusehen. In Deutschland denke ich es mir schöner als hier. Dieser Zwitterzustand behagt mir nicht.

Todangen, den 28. November 1918.

Lange Pause. In Berlin wurde ich krank. Schwere Grippe. Ich erlebte die deutsche Revolution, und bin in die Geheimnisse aller „Ersatz“möglichkeiten eingedrungen. Armes Deutschland! Dort haben's die Leute wirklich scheußlich schwer gehabt und haben's noch immer.

Wir waren in Altenhof, wollen aber vorläufig nicht hinziehen. Es ist alles so ungewiß. Wenn der Bolschewismus hierher kommt, müssen wir doch wieder fort.

Wohin dann? Mir ist's egal. Ich habe wenig Freude in mir. Manchmal sehne ich mich nach der Kriegszeit zurück. Da hatte man einen Daseinszweck. Jetzt scheint mir vieles unnütz und beschwerlich. Das Gefühl der Fremdheit wird man nicht los.

Lodangen, den 22. Dezember 1918.

Es sieht sehr bedenklich aus. Die Bolschewikenwoge wälzt sich heran. Eine Verteidigung von Riga und Mitau ist nicht zu erwarten. Wer sollte es wohl auch tun? — Die Letten? — Schwerlich! Die Deutschen? — Blasen zum Abmarsch.

Viele unserer Landsleute sind bitter enttäuscht über ihre „deutschen Brüder“, denen sie in eiliger Bereitwilligkeit Herz und Haus geöffnet hatten. Nun fühlen sie sich im Unglück verlassen, — allen Schrecken des roten Terrors wehrlos ausgesetzt. Vom Standpunkt der Deutschen aus betrachtet, erscheint mir ihr Abzug als das einzig Natürliche. Selbstlosigkeit kann man kaum von einzelnen Individuen, viel weniger von einer Nation erwarten.

Friede von Brest-Litowsk, — Revolution, — Waffenstillstand. Deutschland hat wirklich genug mit seinen eigenen Angelegenheiten zu tun, als daß es noch anderen helfen könnte.

Lodangen, den 3. Januar 1919.

Gestern war große Jagd bei Henkings. Wieder einmal „Lanz auf dem Pulverfaß“. Es wollte keine richtige Stimmung aufkommen. Die Luft war gleichsam angefüllt von Ängsten und Erwartungen. Als wir beim Essen waren, kam die Nachricht, daß Riga von den Bolschewiken genommen sei. Viele Güter sind zerstört,

— die Besitzer ermordet. Es scheint an der Zeit, daß man sein Bündel schnürt.

Die Bank in Mitau will und kann nichts mehr auszahlen, — wenigstens keine größeren Summen. Nach den Riewer Erfahrungen hätte ich eigentlich mein dort lagerndes Geld längst abheben sollen. In solchen Zeiten gehören die irdischen Werte in den Strumpf oder unter die Matratze!

Lodangen, den 6. Januar 1919, 4 a. m.

Gestern abend kam ein reitender Bote. Alle Güter wurden benachrichtigt, daß sie sich morgen früh zu einer großen Wagenkarawane vereinigen sollten, die nach Libau dirigiert wird. Es sei nicht ratsam nach den bisherigen Erfahrungen auf dem Lande zu bleiben. Die Greuelthaten der heranziehenden Banden mehren sich.

— Das mitzunehmende Gepäck muß auf ein Minimum reduziert werden. Die jüngeren Herren sollen bewaffnet und zu Pferde den Zug der Flüchtlinge eskortieren.

Es herrschte große Aufregung. Man hatte so wenig Zeit. Für die Verwandten war es natürlich nicht leicht, sich bezüglich des Mitzunehmenden zu entscheiden. Ein fieberhaftes Packen begann. Jeder Person ist nur ein Koffer gestattet.

Ich selbst bin diese plötzlichen Aufbrüche vom Kriege her ja gewohnt. Es war für Harry und mich auch nicht viel da zum einpacken. Eben sind wir fertig geworden. Ich mag mich nicht mehr hinlegen. In zwei Stunden geht's schon los. Es ist mir recht schleierhaft, wie es weiter werden soll. Ein geldloses Dasein im Ausland erscheint mir durchaus nicht reizvoll. Aber um Pläne zu machen, bin ich jetzt zu müde.

Libau, den 10. Januar 1919.

Am 13. Januar soll uns das Lloydsschiff „Hannover“ als Zwischendeckler gratis nach Swinemünde befördern.

Mehrere Ladungen baltischer Flüchtlinge sind schon expediert. Am 13. soll definitiv der letzte Transport abgehen. Wer dann später noch fort will, muß selber zusehen, wie er es zuwege bringt.

Die Fahrt bis hierher war ein „Cauchemar“. Nach einer 12stündigen Wagenfahrt hatten wir erst Hasenpoth erreicht. 37 Werst nur Schritt gefahren! Natürlich gab es auch dauernd Unterbrechungen und Aufenthalte. Wenn z. B. der eine oder andere Wagen zurückgeblieben war, weil die Pferde versagten oder Kinder „getöpft“ werden mußten. — Hin und wieder wurden wir auch beschossen. Mehrere Male versuchten Banden die Gepäckfuhrer zu stehlen. Aber unsere reitende „Schutztruppe“ vereitelte diese Versuche.

Unser Zug bestand aus einigen 100 Gefährten. Teils Schlitten, teils Wagen. Auf der ersten Strecke lag noch viel Schnee. Es war für die Wagen ein mühsames Vorwärtstommen. Aber dann hinter Hasenpoth war der Schnee zum größten Teil verschwunden. Da ging wiederum die Qual für die Schlitten los. Oder vielmehr für die Schlittenpferde. Es war bitterkalt. Selbst die wärmsten Decken und Pelze halten bei 12 Grad unter Null und Frost nicht länger als höchstens 3 Stunden warm.

Der arme kleine Sandro hockte blaß, verängstigt und verfroren auf dem Bock neben dem Kutscher. Im Wagen saßen Herr v. Bilderding aus Goldingen und ich unter einem Wust von Handgepäck.

Harry war einer von unseren Beschützern und mußte reiten.

Das Schlimmste war die Einfahrt in Libau. Am Abend des zweiten Tages näherten wir uns der Stadt. Sämtliche Flüchtlinge der drei Ostseeprovinzen schienen sich hier versammelt zu haben. In den Straßen stauten sich die Gefährte. Stundenlang stand man eingekesselt und konnte nichts vorwärts. Menschen und Pferde waren am Ende ihrer Kräfte. Dazu umkreiste uns der Pöbel mit Johlen und Pfeifen. „Die Hasen kommen!“ — „Seht doch die stolzen Barone, wie sie auf einmal Angst gekriegt haben.“ — „Euch sollte man wirklich das Fell über die Ohren ziehen!“ — „Hasen!“ — „Hasen!“ — so schrie es von allen Seiten. Wahrlich keine angenehme Situation, wenn man dabei stillsitzen und alles über sich ergehen lassen muß.

Schließlich aber fanden wir doch schlecht und recht Unterkunft in einem Privathause. Man kampiert irgendwie auf Sofas und Stühlen. Essen tun wir im deutschen Klub. Das geht bei den abzufütternden Massen natürlich nur schichtweise und äußerst langsam vorstatten.

Es wimmelt von Bekannten und Verwandten, fast wie zur Saison in Mitau oder zu den Landtagen. Man hört trotz allem noch viel Lachen. Wir sind eben doch nicht so leicht totzukriegen!

An Bord der „Hannover“, den 14. Januar 1919.

Jetzt kann ich mir ein ungefähres Bild davon machen, wie den richtigen Auswanderern zumute ist, wenn sie zusammengespercht im Zwischendeck, geldlos und bekümmert einer ungewissen Zukunft entgegenfahren.

In einem großen düsteren niedrigen Raum kampieren

etwa 400 von uns, — Männer, Frauen, Kinder in drei Stagen über einander. Die Kojen haben nichts Matrazenähnliches aufzuweisen. Man liegt also sehr hart, wenn man nicht, wie viele der Flüchtlinge, eigenes Bettzubehör mit sich schleppt.

Die See ist ziemlich bewegt und es herrscht viel See-
krankheit, besonders bei der jüngeren Generation. Auch
Sandro ist todelend. Da irgendwelche Speiegelegenheiten
nicht vorhanden sind, so ergeben sich recht unappetitliche
Situations. Die sehr schmalen Gänge zwischen den
Kojen werden unpassierbar! Es gibt auch kein Personal
zu unserer Verfügung, das die erforderlichen Säuberun-
gen vornehmen könnte. Von den herrschenden Luftver-
hältnissen kann man sich also eine Vorstellung machen!

Ich liege auf der obersten Koje, um so weit als mög-
lich von den unangenehmen Fußbodendüften entfernt zu
sein. Aufsetzen kann ich mich nicht. Dicht über mir ist
die Decke. Und das Schlimmste: Von oben herab, aus
irgendeinem bösen Heizungs- oder Wasserrohr tropft in
regelmäßigen Abständen ein heißer Tropfen auf mein
Gesicht. Ich habe mich umgedreht und den Kopf ans
Fußende gelegt. Aber auch da tropft es, nur waren es
diesmal kalte Tropfen. Ich ziehe die heißen vor. —

Gab es nicht irgendeine mittelalterliche Folterqual,
bei der das „Tropfsystem“ zur Anwendung kam? Mir
schwebt so etwas vor. Oder war es eine der griechi-
schen Sagen, die davon erzählte.

— Tropf, tropf — höchst unangenehm! —

Da es an Deck zu kalt ist und man keinen rechten
Aufenthaltort hat (eben schreibe ich allerdings im
Speiseraum), verbringe ich viele Stunden mit Tropfen-
zählen. Außerdem fühle ich mich nicht wohl genug, um
lange aufsitzen zu können.

Morgen sollen wir in Ewinemünde ankommen. Was dann weiter? Das ist mir allerdings eben recht gleichgültig.

Ewinemünde, den 15. Januar 1919.

Am frühen Nachmittage landeten wir. Die Ausschiffung mit allen Formalitäten dauerte viele Stunden. Weitere Stunden vergingen mit Warten auf das Gepäck. Die Kisten und Koffer wurden ziemlich lieblos ausgeladen. Manchmal rutschte hoch oben am Kran solch ein unglückliches Gepäckstück aus der Schlinge und fiel krachend zu Boden. Wenn es dann zersplitterte, war es für die Eigentümer höchst fatal. Auch ein großer Sack mit Speuvorräten zerbarst in luftigen Höhen. Die Schinken und Speckseiten rollten nur so in der Gegend herum.

Trotz dieser kleinen Zwischenfälle war es aber gar nicht heiter. Wir saßen auf den bereits zutage gekommenen Gepäckstücken und froren entsetzlich. Besonders mein armer kleiner Sandro war ein Bild des Jammers.

Einige Männer waren in die Stadt gefahren, um Quartier zu suchen. Das war bei den unterzubringenden Menschenmassen nicht leicht. Es fing an dunkel zu werden, und ich hatte die unangenehmsten Zwangsvorstellungen von einem bevorstehenden Nachtquartier im Freien. Es war wirklich gräßlich! Überschrift: Flüchtlingselend. Man sitzt auf seinen Bündeln am winterlichen Meeresstrand. Der Sturm zaust einen unbarmherzig. Die wimmernden Kinder werden in alle vorhandenen Decken und Tücher gehüllt. — Kälte. — Hunger. — In solchen Augenblicken erwartet man auch nichts mehr von der Zukunft.

Ahlbeck, Pension „Meeresruh“,
den 26. Januar 1919.

Hier sind wir also nun gestrandet. Es ist unbeschreiblich schenßlich. Alles. Die eiskalten Zimmer. Das enge Aufeinanderhocken mit viel zu vielen lieben Landsleuten. Die Rübenmarmelade, das Kartoffelschalenbrot. An das ständige Hungergefühl kann man sich vielleicht gewöhnen, aber nicht an die Folgeerscheinungen: Vermaterialisierung und Verstumpfung. Mein Gehirn ist ganz hohl und leer. Wenn ich bloß genügend Energie nachbehalte, um hier fortzukommen und etwas zu unternehmen.

Ahlbeck, den 11. März 1919.

Harry tritt in die Baltische Landwehr ein. Diese „army of gentlemen“, wie ein Engländer sie genannt hat, wird sich in Kurland den heranziehenden Bolschewiken entgegenstellen. Und wir zurückbleibenden Frauen und Kinder sollen weiter hier in diesem Fischerdorf untätig harren? . . .

„Nein“, sagt der Onkel, „es muß etwas geschehen!“ Endlich erwacht auch er aus seiner weisen Beschaulichkeit. Sein Bart flattert im Strandwind.

„Du hast recht, Onkel. Ich werde nach Berlin fahren und Arbeit suchen. Es muß etwas geschehen!“ —

N a c h z e h n J a h r e n .

Playadito, Argentinien, den 17. Dezember 1929.

„Es muß etwas geschehen“, so schrieb ich vor zehn Jahren in dies Tagebuch. Seither hatte es in den Tiefen meines einzig übriggebliebenen Kriegskoffers geruht.

Es i s t etwas geschehen. Sehr viel sogar:

Aus Kurland wurde Lettland;

unsere Güter fielen dem neuen lettischen „Agrargesetz“ zum Opfer;

aus unserem Geld wurde ein Haufen wertloser Papierfetzen;

aus Harry wurde ein südamerikanischer Pflanze;

aus Sandro wurde ein Student;

aus mir wurde eine „Büroschreibkraft“ in Deutschland, —

ein „office girl“ in Nordamerika, —

eine „secrétaire générale“ in Frankreich, —

eine „Yerbatera“¹ in Argentinien.

N i c h t verändert hat sich seit 1914, daß wir immer noch aus dem Koffer leben (denn auch in Argentinien haben wir kein eigenes Heim).

N i c h t verändert hat sich ferner der Onkel... Weißbärtig, humorlos und weise steht er mir nach wie vor zur Seite.

¹ Yerba(Maté)-Pflanzerin.

Eben sitze ich auf unserer „Veranda“. Wenn es regnet, dient sie als Garage für unsern Ford. Aber geregnet hat es schon lange nicht mehr. Es sind 42 Grad im Schatten. Dazu weht seit zwei Tagen der von allen gefürchtete Nordwind. Singend heiß knistert er vom Äquator herunter über den Kamp. Ausgedorrt ist man, — tropenkollerig.

„Dios mio, que Norte!“ sagt eine der Indianerfrauen neben mir. Unweigerlich versammeln sie sich um mich, wenn ich Maschine schreibe. Sie finden das noch wunderbarer als Grammophonspiel. Stundenlang stehen sie da in Wind und Hitze — und staunen. Es sind die „Compañeras“ von unseren Peonen; Ehefrauen gibt es hier nicht. Sie müssen nicht viel zu tun haben in ihren Erdhütten. Mich irritieren sie unbeschreiblich. Dazu ist meine Maschine reparaturbedürftig.

Der Wind zaust an dem eingespannten Blatt Papier. — Que Norte terrible! —

*

Die frühe Dämmerung stürzt nieder. Der Wind legt sich. Ich sitze mit Harry, wie allabendlich, Maté trinkend, vor unserem Häuschen. In glücklichem Genießen starren wir in die Farbenpracht des Himmels.

Don Antonio, der Vorknecht, erscheint und erstattet Bericht: zwei Kälber hat der kleine Anastasio beim Eintreiben nicht finden können. — Die Meerschweinchen sollen in den Saatbeeten überhand nehmen.

Ochsenfrösche quaken. Klingenlgrillen schellen. Und dann die Leuchtkäfer! Es gibt welche, die „Schiffchen“ genannt werden. Sie haben zwei grüne Lichtlein am Bug und ein rotes am Heck.

Nach Sonnenuntergang wird es ganz kühl. Wir tragen die Rahmenbetten hinaus.

In der Nacht wache ich häufig auf. Und kann vor Freude dann lange nicht wieder einschlafen. Weil die Sterne so nah und silbern strahlen und weil es nach Rosen und wilden Gardenien und Eukalyptus duftet und weil überhaupt das Leben so wunder- wunderschön ist . . . trotz Nordwind und Kofferdasein und Indianerfrauen!

Eine Auswahl
viel gelesener Memoiren,
Romane und Briefe
finden Sie umstehend

Kronprinzessin Cecilie, Erinnerungen

31.—35. Tausend. Reichillustr. Ganzleinenband 9 Mark

Else von Arnim als Gattin und Mutter

Herausgegeben von Marie von Buch

Reichillustr. Ganzleinenband 9 Mark

Paula von Bülow

Aus verklungenen Zeiten 1833—1920

11.—13. Tausend. Reichillustr. Ganzleinenband 7.50 Mark

Marie von Bunsen

Die Welt, in der ich lebte

9.—12. Tausend. Reichillustr. Ganzleinenband 8 Mark

Elisabeth von Heyking

Tagebücher aus vier Weltteilen

8. Tausend. Ganzleinenband 12.50 Mark

Freifrau von Heldburg

Fünfzig Jahre Glück und Leid 1873—1923

10.—12. Tausend. Reichillustr. Ganzleinenband 10 Mark

Franziska von Altenhausen

Roman aus dem Leben eines berühmten Mannes

Aus echten Briefen gestaltet von Johannes Werner

„Die Geschichte einer wundersamen Liebe, einer rätselvollen, seelischen Wahlverwandtschaft zwischen einem berühmten Forscher und einer feinfühlenden, jungen Aristokratin. Ein Buch, das durch das untrügliche Gepräge innerer Lebenswahrheit und durch seine schicksalgewollte Tragik den Leser packt und im tiefsten bewegt.“
(Leipziger Neueste Nachrichten.)

81.—90. Tausend. Ganzleinenband 5.50 Mark

Eugen Müller-Münster

Elisabeth Ney

Die seltsamen Lebensschicksale

der Elisabeth Ney und des Edmund Montgomery 1833—1907

Zwei bildschöne Menschen, für einander geschaffen, wurden ein Paar, aber ein unerklärliches Selbständigkeitsgefühl veranlaßt sie, ihre Heirat bis zum Tode zu verschweigen. Als „Fräulein Ney“ erklimmte sie die Höhe des Ruhmes: Könige, Staatsmänner, die Geistesgrößen der sechziger und siebziger Jahre saßen ihr Modell, waren ihr freundschaftlich verbunden. Aber noch nach Jahren nahm die Münchener Gesellschaft Anstoß an dem „unverheirateten Paar“. Sie ging als Miß Ney mit dem Gatten nach Texas, ließ eine Welt von Kultur hinter sich und nahm erst nach Jahrzehnten ihre Kunst wieder auf.

Reichillustriert. Ganzleinenband 6.80 Mark

Die kleine Chronik der Anna Magdalena Bach

„Es war ein glücklicher Gedanke, Johann Sebastian Bachs Leben und Schaffen mit den Augen der Gattin, die drei Jahrzehnte an seiner Seite lebte, zu schauen und zu schildern. Eine große Hingebung spricht aus jeder Seite der „Kleinen Chronik“, das feine Verständnis Anna Magdalenas für das Genie des Gatten.“
(Bonner General-Anzeiger.)

14.—20. Tausend. Reichillustr. Ganzleinenband 6.50 Mark

Königskinder

„Die Jugend Friedrichs des Großen und seiner Lieblingschwester Wilhelmine. Das schwere Geschick der beiden Königskinder, die Bedrängnis des jungen Friedrich, seine Flucht vor dem Vater, der Verlust des Freundes Ratte ist wohl nie so dramatisch, in filmlebendig wechselnden Bildern geschildert worden. Über die geschichtlichen Erinnerungen hinaus wird das Werden und Wachsen der beiden Charaktere und ihre innerliche Verwandtschaft mit einer feinen seelischen Vertiefung gezeichnet, die dieser Jugendgeschichte des großen Preußenkönigs einen tiefen allgemeinmenschlichen Wert verleiht.“
(Berliner Börsen-Zeitung.)

9. Tausend. Ganzleinenband 6 Mark

Louis Ferdinand, Prinz von Preußen

„Das feurige, problematische Wesen des ‚Helden von Saalfeld‘ wird in seinen Höhen und Tiefen erschlossen, seine glühende Vaterlandsliebe, seine ehrfürchtige Verehrung für die Königin Luise, seine schöpferische Musikbegeisterung und die schmerzliche Doppelliebe zu Henriette Fromm, der Mutter seiner Kinder und Pauline Wiesel, der schönen Geliebten. Von dem düsteren Hintergrunde der Zeit vor 1806 hebt sich um so leuchtender das Bild dieses leidenschaftlichen Lebens ab.“
(Deutsche Allg. Zeitung, Berlin.)

5. Tausend. Ganzleinenband 6 Mark

Gesammelte Novellen

Mein Freund Rosenkreuz. 8.—9. Lauf. Ganzleinenbd. 4.50 M.

Das Erlebnis. 5.—6. Lauf. Ganzleinenbd. 4.50 M.

Der Weg nach Sanssouci. 5.—6. Lauf. Ganzleinenbd. 4.50 M.

Die Dichterin enthüllt den unvergänglichen Zauber großer Vergangenheit, der die Seele des fränkischen Landes erfüllt. Lebensvoll, mit wundervoller Plastik werden seltsame Begebenheiten, Abenteuer und Leidenschaften geschildert, die Schicksale von Menschen aus Emigrantengeschlecht oder solchen, die den Sehnsuchtsweg gingen, der das Sanssouci Friedrichs mit der Eremitage der geliebten Schwester in Bayreuth verband.

Ursula schreibt ins Feld

Echte Briefe aus den Jahren 1914/1919

Herausgegeben von Elise von Hase-Roehler

Die erste Veröffentlichung der Briefe eines jungen Mädchens, einer heimlichen Braut, an den Geliebten an der Front. Viel schweres Erleben spricht daraus, unzählige bange Tage und ruhlose Nächte, schweigend ertragen in marternder Angst oder in zager Hoffnung — vier Kriegsjahre hindurch. Wenn diese Liebe sich dennoch erfüllt, so ist es, weil beide Menschen mit der ganzen Kraft ihres Wesens alle inneren und äußeren Widerstände, die jene schwere Zeit ihrer Verbindung entgegenstellt, überwinden, um einen Weg zueinander zu finden.

10. Tausend. Ganzleinenband 4.50 Mark

Briefe eines deutschen Kampffliegers an ein junges Mädchen

Herausgegeben von Johannes Werner

„Briefe des bekannten Kampffliegers Erwin Böhme (nach 24 Luftsiegen gefallen als Führer der Jagdstaffel Völkke), an seine Freundin und Braut. Zeugnisse einer großen Liebe, eines reinen, starken und ritterlichen Herzens, getreu bis in den Tod. Das ebenso zarte wie starke Buch gehört zu dem Wundervollsten, was wir an Kriegs- und Liebesbriefen haben. Man glaubt ein Buch zu lesen und findet einen Menschen.“

(Neue Literatur, Leipzig.)

9.—12. Tausend. Ganzleinenband 4.50 Mark